

Diskurs Kindheits- und Jugendforschung

2-2006

Schwerpunkt Das DJI-Kinderpanel

- Das DJI-Kinderpanel als Beitrag zu einer Sozialberichterstattung über Kinder
- „Gatekeeper“ Familie
- Die Bedeutung von Familie und Gleichaltrigen in der mittleren Kindheit
- Schulleistungen als Familienthema

Aufsätze

- The Virtue In Youth Civic Participation
- Rechtsextremismus – ein Jugendproblem?
- Alkohol- und Drogenkonsum obdachloser Jugendlicher

Kurzberichte

Politik

- Konjunkturen der (frühpädagogischen) Forschung

Rezensionen



1. Jahrgang
2. Vierteljahr 2006
ISSN 1862-5002
Verlag Barbara Budrich



Jahrgang 1

Inhalt

Christian Alt
Editorial 171

Aufsätze/Schwerpunkt

Tanja Betz, Andreas Lange und Christian Alt
Das DJI-Kinderpanel als Beitrag zu eine Sozialberichterstattung über
Kinder. Theoretisch-konzeptionelle Rahmung und method(olog)ische
Implikationen 173

Tanja Betz
Gatekeeper' Familie – Zur ihrer allgemeinen und differentiellen
Bildungsbedeutsamkeit 181

Angelika Traub
Kontinuität und Kompensation – Die Bedeutung von Familie und
Gleichaltrigen (Peers) für Persönlichkeit und Problemverhalten in
der mittleren Kindheit 197

Ludwig Stecher
Schulleistungen als Familienthema – Grundschülerinnen und
Grundschüler in deutschen Familien und in Migrantenfamilien
im Verleich 217

Allgemeiner Teil

Aufsätze

James Youniss and Dan Hart
The Virtue In Youth Civic Participation 229

Peter Rieker
Rechtsextremismus – ein Jugendproblem? Altersspezifische Bedunge und
forschungsstrategische Herausforderungen 245

Uwe Flick und Gundula Röhnsch
„Lieber besoffen. Oder bekiff. Dann kann man's wenigstens noch
aushalten.“ Zum Alkohol- und Drogenkonsum obdachloser
Jugendlicher 261

Kurzberichte/Spektrum

Sibylle Hübner-Funk

Die Jugend IN DER KUNST von heute, oder: Post-moderne Designwelten
der (Post-)Adoleszenz 281

Heinz Reinders

Jugendforschung im Internet 287

Ludwig Stecher

StEG: Die Studie zur Entwicklung von Ganztagschulen 293

Ursula Carle und Diana Wenzel

Gemeinsame Ausbildung für Elementar- und GrundschulpädagogInnen
an der Universität Bremen 297

Helma Lutz

Gender, Ethnizität, Identität: Die neue Dienstmädchenfrage im Zeitalter
der Globalisierung 301

Politik/Trends

Ludwig Liegle

Konjunkturen der (frühpädagogischen) Forschung. Thesen zum
Spannungsverhältnis zwischen politischer Steuerung, Eigendynamik und
wissenschaftliche Verantwortung 307

Verschiedenes

Dagmar Hoffmann und Wilfried Schubarth

Soziodemografischer Wandel – Soziale und kulturelle Konsequenzen
für Jugendliche – Call für Papers 317

Rezensionen

Sibylle Hübner-Funk

Michael Klein, Kinder und Jugendliche aus alkoholbelasteten Familien 319

Dagmar Hoffmann

Heinz Reinders, Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen 323

Die Autoren dieser Ausgabe 326

Zu diesem Heft

Die Perspektive der Kinder auf ihren Alltag in Familie, Schule und unter Freunden war lange Zeit kein Thema der Sozialberichterstattung. Obwohl Familien und ihre Mitglieder in unzähligen Untersuchungen zentraler Fokus von Sozialberichterstattung waren (und sind), begnügte man sich stets mit der Sicht vorzugsweise der Mütter, um etwas Wichtiges über die Belange, Wünsche und Nöte aller Familienmitglieder zu erfahren. Dies betraf auch Fragen nach den *Befindlichkeiten* der Mitglieder der ganzen Familie, sei es im Kontext der Familie, der Schule, des Kindergartens oder auch beim Umgang mit Freunden. Damit waren aber unvermeidlich auch individuelle Bildungsprozesse, Schulleistungen oder Persönlichkeitsentwicklungen angesprochen, mithin Aspekte, die in einer Reihe von Facetten nur von den Betroffenen selbst richtig eingeschätzt werden können.

Seit Mitte der 1990er Jahre hat ein theoretischer und methodischer Wandel eingesetzt, der zunehmend die Entwicklungen und Befindlichkeiten von Kindern innerhalb ihrer Familien in den Mittelpunkt stellt. Sozialberichterstattung über Familien bedeutet demzufolge eine Berichterstattung über die Situation der Mütter, der Väter und der Kinder zu erstellen. Im Zuge dieser Entwicklung verstärkte sich insbesondere das Interesse an der Perspektive der Kinder. Eine Sozialberichterstattung aus deren Sicht wurde in wachsendem Maße nachgefragt. Das ‚*Kinderpanel*‘ des Deutschen Jugendinstituts (DJI) in München ist ein Versuch, dieser Nachfrage gerecht zu werden. Seit dem Jahr 2000 werden mit diesem Instrument die Lebensbedingungen der Kinder in Deutschland im Alter zwischen 5 und 9 Jahren mit unterschiedlichen Befragungswellen erfasst. Die nachfolgenden Artikel beziehen sich allesamt auf diese Datenbasis, sind jedoch nicht nur von DJI-MitarbeiterInnen verfasst, sondern auch von FachkollegInnen ausgewählter Hochschulen bzw. Forschungseinrichtungen, die mit dem Kinderpanel kooperieren.

Ziel der vier Schwerpunktbeiträge ist es, einen Einblick in die Sozialberichterstattung über Kinder aus der eigenen Perspektive zu gewähren. Im ersten

Beitrag von *Betz/Lange/Alt* werden kurz die Erfordernisse und Konzeptionen einer derartigen Sozialberichterstattung skizziert. Der gewählte Zugang – aber auch die mögliche Breite und Variabilität eines solchen Ansatzes – wie auch die Absichten, die hinter dieser empirischen Berichterstattung stehen, werden in dieser Einführung angesprochen.

Im darauf folgenden Beitrag von *Tanja Betz* wird – vor dem Hintergrund eines milieuthoretischen Ansatzes – die Bedeutung der Zugehörigkeit von Grundschulkindern zu ihrer durch ein bestimmtes Milieu geprägten Familie für ihren Bildungsprozess geklärt. Die Familie wird als bedeutsamer ‚Bildungsort‘ thematisiert und es werden die möglichen Folgen milieuspezifischer Einstellungen der Eltern, aber auch der daraus resultierenden Alltagshandlungen, für den Bildungserfolg der Kinder diskutiert. Die Familie als informelle Lernwelt wird den formalen Bildungsanforderungen der Schule gegenübergestellt. Zentraler Befund ist, dass die familiäre Bildung in ihrer Bedeutung für die schulischen Kompetenzen überdacht und neu gewichtet werden muss.

Ein weiteres Bildungsthema wird in dem Beitrag von *Ludwig Stecher* aufgegriffen. Es geht hier um die wichtige Frage, ob sich die Schulleistungen der Kinder aus einer unterschiedlich ausgeprägten Schulaufmerksamkeit und Zufriedenheit mit den Schulleistungen – jeweils aus der Perspektive der Mütter und der Kinder referiert – erklären lassen. Deutsche, türkische und russlanddeutsche Familien werden miteinander verglichen. Es wird empirisch dokumentiert, dass das Schulinteresse unabhängig von der ethnischen Herkunft in allen drei Gruppen ähnlich groß ist und dass die Zufriedenheit mit den Schulleistungen der Kinder ebenfalls hoch ist.

In dem Beitrag von *Angelika Traub* wird ein weiteres Thema aufgegriffen: Es wird die gemessene Qualität der familialen Beziehungen und die gemessene Qualität der Gleichaltrigenbeziehungen der Kinder der Leitfrage gegenüber gestellt, ob Gleichaltrigen- bzw. Peerbeziehungen, wenn sie qualitativ hochwertig sind, eventuell vorhandene prekäre Familienbeziehungen in ihrer negativen Wirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder kompensieren können. Empirisch zeigt sich, dass eine gute Peerbeziehung zwar nicht die Wirkungen des vorherrschende Familienklimas verändern kann, wohl aber in der Lage ist, personenbezogene Auffälligkeiten – wie z.B. übermäßige Strenge der Mütter – in ihren Effekten auf die Entwicklung der Kinder auszugleichen.

Alle diese Beiträge sind Teil einer Sozialberichterstattung, die ihre bisherigen Ergebnisse in der Reihe Kinderpanel im VS-Verlag publiziert hat und auch die neu hinzukommenden Befunde dort publizieren wird. Dabei stehen neben den bislang vorliegenden Querschnittsbetrachtungen in Zukunft die Fragen zur Entwicklung und zum Wandel heutiger Kindheit in Deutschland im Vordergrund. Das Projekt wird noch bis Mitte 2007 weitergeführt.

Christian Alt

Das DJI-Kinderpanel als Beitrag zu einer Sozialberichterstattung über Kinder

Tanja Betz, Andreas Lange und Christian Alt



Tanja Betz, Dipl.-
Psych., Universität
Trier

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag platziert das empirische Projekt „Kinderpanel“ des DJI im Rahmen von Diskursen der Sozialberichterstattung und der Kindheitsforschung. Neben der Betonung der explizit interdisziplinären Ausrichtung heißt dies auch, dass die Rolle des Kindes als Akteur in der Konstruktion seiner Sozialisationskontexte mitgedacht und Familie als durchaus widersprüchlicher Alltags- und Entwicklungskontext begriffen wird.

Als zentrales Leitmotiv der Auswertungen werden die differenzierten Einblicke in Lebenslagen, Teilhabemöglichkeiten und Entwicklungsmuster von Kindern herausgearbeitet. Eine weitere Spezifikation des konzeptuell-empirischen Vorgehens ist das Interesse an geschlechter-, regional- und milieuspezifische Variationen des Kindseins und Aufwachsens. Ziel ist es, die gesellschaftliche Öffentlichkeit über Kindsein heute zu informieren und politischen Akteuren Daten und Empfehlungen zur Gestaltung der Lebensbedingungen von Kindern in Deutschland zu liefern.

Schlagerworte: Sozialberichterstattung über Kinder, Kindheitsforschung, Kinder, Sozialisation

Abstract

The paper enlightens the position of the empirical DJI-Children's Panel in the contemporary discussion of social monitoring and in childhood research. In addition to an explicit interdisciplinary alignment of research the survey focuses on children as actors contributing to the construction of their own contexts of socialization. Family shall be perceived as a controversial context of everyday life and child development.

The central subject of the evaluations will be to gain insight into the differentiated circumstances and into the possibilities to participate and to trace patterns of children's development. The focus on differences between gender, region and the milieu in which the children come up is a special characteristic of the conceptual-empirical approach in order to gather specific variation in the development of being a child and growing-up. It is a main purpose to inform the social public about what it means being a child of our times and to provide political actors with data and recommendations to create better life-conditions for children in Germany.

Keywords: Social Reporting on Children, Childhood research, children, socialization

Dr. Andreas Lange
Privatdozent für
Soziologie an der
Uni Konstanz

Dr. Christian Alt,
Deutsches
Jugendinstitut

Aufklärung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit über Kindsein heute.

Die Etablierung einer Sozialberichterstattung über Kinder, d.h. einer regelmäßigen, rechtzeitigen, systematischen Informationssammlung über die Lebensbedingungen der Bevölkerungsgruppe „Kinder“ (Nauck 1995) ist genuine Aufgabe und Zielsetzung des DJI-Kinderpanels. Dabei können beide grundlegenden Stoßrichtungen einer Sozialberichterstattung (Baethge/Bartelheimer 2005) bedient werden: Zum Ersten die Aufklärung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit über Kindsein heute. Dies ist in einer von der Aufmerksamkeitsökonomie der Medien geprägten Zeit eine wichtige Aufgabe, denn allzu oft kursieren einseitige und skandalisierende Bilder und dominieren den Diskurs um die soziale Situation von Kindern heute (Lange 1996). Zum Zweiten liefert diese Sozialberichterstattung Daten und Empfehlungen für die politischen Akteure zur Gestaltung der Lebensbedingungen von Kindern im Rahmen der Familien-, Geschlechter-, Sozial- und Kinderpolitik Deutschlands.

Daten und Empfehlungen für die politischen Akteure

Bislang dominiert in der insgesamt recht spärlichen und keinesfalls auf Dauer gestellten Berichterstattung über die Bedingungen des Aufwachsens in Deutschland die Beschreibung der „objektiven“ Verhältnisse. Man orientiert sich an strukturellen Indikatoren wie sie die Sozialindikatoren-Forschung kennzeichnen. Die „subjektiv“ wahrgenommene Zufriedenheit – im Sinne von Lebensqualität – mit diesen Lebenslagen oder auch die unterschiedlichen Möglichkeiten der Akteure zur „inneren“ Bedürfnisbefriedigung im Rahmen der jeweiligen sozialen Lage (Joos 2001) werden hingegen meist weniger ausführlich einbezogen.

Hier setzt Leu (2002) mit seinem Verständnis von Lebenslagen an. Er konzeptualisiert sie als Spielräume für das Handeln der mit unterschiedlichen Ressourcen ausgestatteten Akteure. Die „objektiven“ Randbedingungen stellen somit „Optionsräume“ dar (ebd., S. 22ff). Zwar können so auf differenzierte Weise Handlungsmöglichkeiten in unterschiedlichsten Kontexten thematisiert werden, aber die Frage, *wie* beispielsweise zwischen „objektiv vorhandenen“ und „subjektiv wahrgenommenen“ Ressourcen der Kinder unterschieden werden kann oder auch *wie* bzw. auf welche Weise die Kinder als Akteure die Optionen bzw. Spielräume nutzen, bleibt außen vor.

Eine konzeptionell-analytische Verknüpfung von „objektiven“ Lagen und „subjektivem“ Wohlbefinden aus Sicht der Kinder findet auch in anderen Zugängen zur Sozialberichterstattung über Kinder nur in Ansätzen statt. Vor allem bleibt die Umsetzung auf empirischer Ebene oftmals hinter den konzeptionellen Annahmen und Forderungen zurück. Bei diesen Kinderbefragungen [u.a. dem LBS-Kinderbarometer (LBS-Initiative Junge Familie 2005), der Studie ‚Kindheit in Deutschland‘ (Zinnecker/Silbereisen 1996), dem Kindersurvey von Lang (Lang 1985), oder auch dem Österreichischen Kindersurvey (Wilk/Bacher 1994)] handelt es sich weniger um genuine Beiträge zu einer Sozialberichterstattung über Kinder. Vielmehr setzen diese Projekte jeweils eigenständige, inhaltlich und empirisch voneinander abgegrenzte Schwerpunkte (vgl. zu einer Übersicht: Alt 2005; Joos 2001, S. 68f). Bis auf die Studie ‚Kindheit in Deutschland‘ weisen diese Kinderbefragungen darüber hinaus keinen Längsschnittscharakter auf.

Dennoch lassen sie sich insgesamt als wichtige Elemente einer Sozialberichterstattung über Kinder, d.h. als Beiträge zu einer konzeptionell fundierten und empirisch orientierten Berichterstattung über Kindheit (in Deutschland) interpretieren.

Das Kinderpanel markiert in mehrfacher Hinsicht einen neuen Zugang. Unter dem Projekttitel „*Chancen und Risiken beim Aufwachsen von Kindern in Deutschland*“ bietet es die Möglichkeit, zum ersten Mal auf repräsentativer Basis einer Kinderstichprobe von 5- bis 6 und 8- bis 9-jährigen Kindern, Einblicke in die Bedingungen des Aufwachsens von Kindern aus Sicht der Kinder selbst zu erhalten. Beide Altersgruppen wurden bislang überwiegend als weder befragungswürdige noch -fähige Population angesehen (Zinnecker 1996; vgl. hingegen die lange Tradition der Jugendstudien: Walper/Tippelt 2002). Das Design des Kinderpanels (vgl. Alt/Quellenberg 2005) setzt daher einen innovativen Impuls für eine quantitativ-empirische Kindheits- und Kinderforschung.

Bedingungen des Aufwachsens von Kindern aus Sicht der Kinder

Panelbefragung und Kohortendesign sind so angelegt, dass sich die institutionalisierten Übergänge vom Elementarbereich des Bildungswesens in den Primarbereich zwischen der 1. und 2. Welle für die jüngere Kohorte beobachten lassen. Bei der älteren Kohorte erfolgt der Übergang vom Primar- in den Sekundarbereich des Bildungssystems zwischen der 2. und 3. Welle.

Veränderungen in den Lebenslagen und Rahmenbedingungen des Aufwachsens, Inklusions- und Exklusionskarrieren entlang dieser institutionalisierten Übergänge und die Auswirkungen der Übertritte auf die Ontogenese sind Gegenstand der empirischen Analysen.

Über den Einbezug entwicklungspsychologischer Fragestellungen und entwicklungsrelevanter Kontexte versucht das DJI-„Kinderpanel“, über bisherige Ansätze einer strukturorientierten und vorwiegend soziologisch geprägten Sozialberichterstattung hinauszugehen und unter einer „kindzentrierten Akteursperspektive“ nicht lediglich die erfragte subjektive Zufriedenheit der Kinder mit den „objektiven“ Lagen zu verstehen. Dem Individuum wird ein größerer Stellenwert beigemessen, indem die Persönlichkeitsmerkmale der Kinder und ihr komplexes Zusammenspiel mit (sich verändernden) Kontexten analysiert werden. Auch die Beziehungsebene erfährt eine eigenständige Berücksichtigung. Sowohl die Dynamik des Beziehungsnetzes in der Familie, u.a. in Bezug auf die Eltern und Geschwister, als auch die Beziehungen zu Gleichaltrigen (v. Salisch 2000) bilden zentrale Elemente der Auswertungsstrategien.

Einbezug entwicklungspsychologischer Fragestellungen und entwicklungsrelevanter Kontexte

Vorrangiges Anliegen der Studie ist es, eine Differenzierung der Lebenslagen, der Teilhabemöglichkeiten und Entwicklungsmuster von Mädchen und Jungen zu leisten, was einen genuinen, künftig mit den weiteren Wellen des Panels noch zu akzentuierenden Beitrag zur Geschlechtergerechtigkeit (Cornelißen 2005) darstellt. Hinzu kommt die im querschnittlichen Vergleich gegebene Möglichkeit, Fragestellungen bezüglich der interethnischen Gemeinsamkeiten oder Differenzen in den Chancen und Risiken des Aufwachsens zu bearbeiten. Die Zusatzerhebung zur 1. Welle des Kinderpanels erlaubt es, russlanddeutsche und türkischstämmige Kinder mit Kindern ohne Migrationsgeschichte sowohl in

ihren Selbsteinschätzungen bezüglich der eigenen Person oder auch von Familie, Peers und Schule als auch in Bezug auf ihre Kontexte des Aufwachsens zu vergleichen (Alt i.E.). Dies kann als Beitrag zur Institutionalisierung eines kindzentrierten „ethnic monitoring“ betrachtet werden. Reagiert wird dabei auf das auch in *Grunerts* Expertise zum 12. Kinder- und Jugendbericht diagnostizierte große Forschungsdefizit zu ethnischen Differenzen im Hinblick auf den außerschulischen Kompetenzerwerb von Kindern (*Grunert* 2005). Dieses Forschungsdefizit trifft auch auf die Berichterstattung über die Bedingungen des Aufwachsens von Migrantenkindern in Deutschland zu (vgl. *Betz* i.E.).

Dabei ist die Blickrichtung der Auswertungen dezidiert differentiell angelegt: Kinder werden im Kinderpanel nicht nur als Kinder fokussiert, sondern als Mädchen und Jungen, als Kinder aus Migrantenfamilien und als Kinder aus unterschiedlichen sozialräumlichen Milieus (vgl. *Honig* 1999).

Zusammenfassend lässt sich für eine Sozialberichterstattung über Kinder im Allgemeinen und das DJI-Kinderpanel im Besonderen resümieren, dass sowohl nach den Einflüssen unterschiedlicher Lebenslagen und Kontexte auf die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern als auch deren Teilhabemöglichkeiten zu fragen ist. Gleichzeitig sind aber auch der Anteil, den die Kinder an der Konstruktion der Lebenslagen und Beziehungsgeflechte haben sowie der Einfluss der Kinder auf ihre „äußeren“ Sozialisationsbedingungen in den Blick zu nehmen. Nur so lässt sich das Zusammenspiel beider konsequent analysieren.

Auf diese Weise kann der Frage nachgegangen werden, *wie* der Sozialisationskontext im Hier und Jetzt und in der Zukunft seine Wirkung entfaltet: Dies gilt sowohl im Hinblick auf die (individuelle) Entwicklung und Entfaltung als auch hinsichtlich der (sozialen) Teilhabe der Kinder. Zugleich lässt sich analysieren, wie Kinder als kompetente Akteure ihre Sozialisationskontexte (mit) konstruieren und *wie Kindheit hergestellt* wird.

Mit dieser Agenda positioniert sich das DJI-Kinderpanel im Raum der gegenwärtigen Kindheits- und Sozialisationsforschung, indem es anschlussfähig ist an die zeitgenössischen Spielarten und eine eigenständige pragmatische Synthese anstrebt.

Darüber hinaus weist das „Kinderpanel“ drei entscheidende Akzentsetzungen bzw. Markenzeichen auf:

- (1) Es wird ausdrücklich eine interdisziplinäre Forschungshaltung eingenommen. Die Konzepte aus Sicht der soziologischen Kindheitsforschung werden mit den neuen Diskursen der Entwicklungspsychologie auf nationaler wie internationaler Ebene verknüpft und lassen sich so als wichtige Schritte auf dem Weg zu einer integrativen Kindheitswissenschaft verstehen (*Reyer* 2004). Die (Wieder-)Entdeckung der Persönlichkeit des Kindes als wichtige Einflussgröße im Alltag wie im sozialisatorischen Geschehen ist ein markantes Kennzeichen des Kinderpanels. Neben den entwicklungspsychologisch relevanten Fragen werden auch erziehungswissenschaftliche Perspektiven in den (kindheits-)

kindzentriertes „ethnic monitoring“

Sozialisationskontext im Hier und Jetzt und in der Zukunft

interdisziplinäre Forschungshaltung

soziologischen Diskurs um eine Sozialberichterstattung über Kinder herangezogen (Betz 2006).

- (2) Eng damit zusammenhängend wird keine künstliche Oppositionshaltung zur Familienforschung eingenommen, sondern Familie als durchaus widersprüchlicher Alltags- und Entwicklungskontext aufgefasst. Mayall (2005) belegt eindrücklich, dass Kinder sich in ihren Familien wesentlich akzeptierter fühlen und als mit moralischem Status versehene Existenzen angesehen werden als dies etwa in der Schule der Fall ist. In Auseinandersetzung mit der vorgeblichen „Abstinenz“ der „new social studies of childhood“ gegenüber der Familie bilanziert Scott (2004), dass es zwar richtig war, die Kinder aus der Marginalsituation konzeptuell zu befreien, die sie lange Zeit in der Familienforschung innehatten, weil sie ausschließlich als Last, als Kostenfaktor etc. betrachtet wurden: „The position that studying children in their family settings is inappropriate was clearly untenable. Families are the key context in which children’s identities are formed“ (Scott 2004). Ein wichtiger Beleg hierfür findet sich in den Auswertungen des Kinderpanels: Alt/Winklhofer/Teubner (2005) können enge Zusammenhänge zwischen familialer und schulischer Partizipation nachweisen.
- (3) In Erweiterung der Einschätzung von Qvortrup (2005) oder auch Sgritta (2005), welche die Unterscheidungen innerhalb der Bevölkerungsgruppe der Kinder in Bezug auf die Dimensionen Geschlecht, ethnische oder soziale Zugehörigkeit oder auch Alter als sekundär für kindheitssoziologische Arbeiten einstufen und stattdessen nur auf den Vergleich der Merkmale zwischen den Generationsgruppen mit dem Blick auf ungleiche Macht- und Ressourcenverteilungen abheben (vgl. Hengst/Zeiher 2005), versucht das „Kinderpanel“ zentral eine Integration von relevanten Fragestellungen zur Geschlechter-, Migrations-, Ungleichheits- und Kinderforschung und eben auch, aber nicht ausschließlich, Kindheitsforschung bzw. generationalen Analysen zu leisten.

Familie als Alltags- und Entwicklungskontext

Integration von Fragestellungen zur Geschlechter-, Migrations-, Ungleichheits- und Kinderforschung

Das DJI-Kinderpanel eignet sich somit als wichtige Plattform für die Integration, die Kumulation und Validierung der Kindheitsforschung. So kann es einen Beitrag dazu leisten, die „soziale Definition“ von Kindheit in Deutschland empirisch zu fundieren und auch zu differenzieren.

Die Optionenvielfalt von Kindheit in Deutschland wird auf empirischer Ebene mit Hilfe der Analysen zum Kinderpanel aufgezeigt. Dabei geht es nicht darum, den Facettenreichtum unterschiedlicher Kindheiten als bunte Vielfalt im Sinne von Beliebigkeit darzustellen, sondern die ungleichen Rahmenbedingungen des Aufwachsens und die stattfindenden differentiellen Entwicklungsverläufe auf empirisch gehaltvolle Weise auch in längsschnittlicher Perspektive nachzuzeichnen. Auf einer breiten Datenbasis werden sowohl im Quer- als auch im Längsschnitt Profile bzw. Konstellationen abgebildet, die nicht im Sinne einer quantitativen Methodologie „das Durchschnittskind“ im Blick haben, sondern dichte Beschreibungen von Kindheit bzw. Einblicke in Facetten des Kindseins heute und der Entwicklung von Kindern im (ökologischen) Kontext ermöglichen.

Literatur

- Alt, C.* (i.E.): Kinderleben – Integration durch Sprache? Bd 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern. – Wiesbaden
- Alt, C.* (2005): Das Kinderpanel. Einführung. In: *Alt, C.* (Hrsg.): Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Bd. 1: Aufwachsen in Familien. – Wiesbaden, S. 7-22.
- Alt, C./Quellenberg, H.* (2005): Daten, Design und Konstrukte. Grundlagen des Kinderpanels. In: *Alt, C.* (Hrsg.), Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen, Bd.1. – Wiesbaden, S. 277-303.
- Alt, C./Teubner, M./Winklhofer, U.* (2005): Familie und Schule – Übungsfelder der Demokratie. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 41, S. 24-31.
- Baethge, M./Bartelheimer, P.* (2005): Deutschland im Umbruch. In: *Baethge, M. u.a.* (Hrsg.): *Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Arbeit und Lebensweisen. Erster Bericht.* – Wiesbaden, S. 11-36.
- Betz, T.* (2006): Ungleiche Kindheit – Ein (erziehungswissenschaftlicher) Blick auf die Verschränkung von Herkunft und Bildung. *ZSE* 26, 1: S. 52-68.
- Betz, T.* (i. E.): Sozialisationsbedingungen und Bildungsprozesse von Kindern: Ein milieuspezifischer und interethnischer Vergleich. In: *Alt, C.* (Hrsg.): *Kinderleben – Integration durch Sprache? Bd 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern.* – Wiesbaden
- Cornelissen, W.* (2005): Gender-Datenreport. Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland. – München
- Grunert, C.* (2005): Kompetenzerwerb von Kindern und Jugendlichen in außerunterrichtlichen Sozialisationsfeldern. In: *Grunert, G. u.a.* (Hrsg.): *Kompetenzerwerb von Kindern und Jugendlichen im Schulalter.* – München, S. 9-94.
- Hengst, H./Zeiber, H.* (2005): Von Kinderwissenschaften zu generationalen Analysen. Einleitung. In: *Hengst, H./Zeiber, H.* (Hrsg.): *Kindheit soziologisch.* – Wiesbaden, S. 9-23
- Honig, M.-S.* (1999): Forschung „vom Kinde aus“? Perspektivität in der Kindheitsforschung. In: *Honig, M.-S./Lange, A./Leu, H.R.* (Hrsg.): *Aus der Perspektive von Kindern? Zur Methodologie der Kindheitsforschung.* – Weinheim, S. 33-50.
- Joos, M.* (2001): Die soziale Lage der Kinder. Sozialberichterstattung über die Lebensverhältnisse von Kindern in Deutschland. – Weinheim
- Lang, S.* (1985): *Lebensbedingungen und Lebensqualität von Kindern.* Frankfurt a.M.
- Lange, A.* (1996): Formen der Kindheitsrhetorik. In: *Zeiber, H./Büchner, P./Zinnecker, J.* (Hrsg.): *Kinder als Außenseiter? Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit.* – Weinheim, S. 75-95.
- LBS-Initiative Junge Familie* (2005): *LBS-Kinderbarometer NRW.* – Münster.
- Leu, H. R.* (2002): Sozialberichterstattung über die Lage von Kindern – ein weites Feld. In: *Leu, H. R.* (Hrsg.): *Sozialberichterstattung zu Lebenslagen von Kindern.* – Opladen, S. 9-33.
- Mayall, B.* (2005): Der moralische Status der Kindheit. In: *Zeiber, H./Hengst, H.* (Hrsg.): *Kindheit soziologisch.* – Wiesbaden, S. 135-160.
- Nauck, B.* (1995): Kinder als Gegenstand der Sozialberichterstattung – Konzepte, Methoden und Befunde im Überblick. In: *Nauck, B./Bertram, H.* (Hrsg.): *Kinder in Deutschland. Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich.* – Opladen, S. 11-87.
- Reyer, J.* (2004): Integrative Perspektiven zwischen sozialwissenschaftlicher, entwicklungspsychologischer und biowissenschaftlicher Kindheitsforschung? Versuch einer Zwischenbilanz. *ZSE* 24, 4: S. 339-361.
- Qvortrup, J.* (2005): Kinder und Kindheit in der Sozialstruktur. In: *Hengst H./Zeiber H.* (Hrsg.): *Kindheit soziologisch.* – Wiesbaden, S. 27-47.
- Scott, J.* (2004): Children's Families. In: *Scott, J./Treas, J./Richards, M.* (Hrsg.): *The Blackwell Companion to the Sociology of Families.* – Oxford, p.109-125.
- Sgritta, G. B.* (2005): Kindheitssoziologie und Statistik. Eine generationale Perspektive. In: *Hengst, H./Zeiber, H.* (Hrsg.): *Kindheit soziologisch.* – Wiesbaden, S. 49-64.

- v. *Salisch, M.* (2000): Zum Einfluß von Gleichaltrigen (Peers) und Freunden auf die Persönlichkeitsentwicklung. In: *Amelang, M.* (Hrsg.): Determinanten individueller Unterschiede (Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung), Bd. 4. – Göttingen: S. 345-405.
- Walper, S./Tippelt, R.* (2002): Methoden und Ergebnisse der quantitativen Kindheits- und Jugendforschung. In: *Krüger, H.-H./Grunert, C.* (Hrsg.): Handbuch der Kindheits- und Jugendforschung. – Opladen, S. 189-224.
- Wilk, L./Bacher, J.* (1994): Kindliche Lebenswelten. – Opladen
- Zinnecker, J.* (1996): Kindersurveys. Ein neues Kapitel Kindheit und Kindheitsforschung. In: *Clausen, L.* (Hrsg.): Gesellschaften im Umbruch. Verhandlungen des 27. Kongresses der DGS in Halle an d. Saale. – Frankfurt a.M., S. 783-794.
- Zinnecker, J./Silbereisen, R. K.* (1996): Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. – Weinheim

„Gatekeeper“ Familie – Zu ihrer allgemeinen und differentiellen Bildungsbedeutsamkeit

Tanja Betz



Tanja Betz, Dipl.-
Psych., Universität
Trier

Zusammenfassung

Für den Schulerfolg von Kindern sind neben einer umfangreichen (kulturellen und sozialen) Kapitalausstattung auch schulnahe Einstellungen und Praktiken in der Familie relevant. Das legen die Daten zur 1. und 2. Welle des DJI-Kinderpanels nahe, die eine differentielle Verschränkung von familialen und schulischen Bildungsorten zeigen. Die folgenden Überlegungen und empirischen Einblicke in die Bildungsbedeutsamkeit von Familie und im Besonderen ihre „Gatekeeper-Funktion“ verdeutlichen bildungsrelevante milieuspezifische Unterschiede im außerschulischen Alltagsgeschehen und in den Haltungen zu Schule und Lernen.

Schlagworte: Bildungsort Familie, Gatekeeper-Funktion, Kinder, milieuspezifische Haltungen

Abstract

Children's success in school is not only dependant on extensive (cultural and social) capital resources but also on the family's behaviour and attitude towards academic education. This is suggested by the data of the first and second wave of the DJI-Children Longitudinal Study, which show a differential integration of education settings in school and family. The following reflections and empiric insights into the educational significance and gatekeeper function of families point up differences in social background relevant for education in the family's everyday life and in the attitude towards school and learning.

Keywords: Family as educational setting and 'gatekeeper', children, milieu-specific attitudes

Einleitung

Die zweite Bildungskatastrophe ist ausgerufen. Die Diskussion um das schlechte Abschneiden der Schülerinnen und Schüler in Deutschland in den internationalen Kompetenztests zieht breite Kreise in der (Fach-)Öffentlichkeit. Auch über einen zweiten Befund dieser Studien wird – mittlerweile (Betz 2006; Solga 2005) – debattiert: der enge Zusammenhang zwischen Schulerfolg und sozialer Herkunft. Beide stabilen Befunde sind zentraler Bezugspunkt der Reformansätze aus Bildungspolitik und -forschung.

Der Wissenschaftliche Beirat für Familienfragen, ein Expertengremium an der Schnittstelle von Politik und Wissenschaft, setzte bereits 2002 mit seinem Gutachten ein deutliches Zeichen in der Bildungsdebatte. Während sich die Reformvorschläge nach wie vor vorwiegend auf (bildungs)systemimmanente Änderungen beziehen, die sich auf den Nenner „Mehr vom Gleichen“ und „Das Gleiche früher als bislang“ bringen lassen (Avenarius u.a. 2003, S. 258ff; BMFSFJ 2002), öffnet das Gutachten den Blick auf eine auch innerhalb der Bildungsforschung als „Hintergrundmerkmal“ (vgl. Stanat u.a. 2002, S. 2) thematisierte Arena: den Bildungsort Familie.

Der vorliegende Beitrag nimmt die *Gatekeeper-Funktion von Familie* und ihre darin deutlich werdende *Bildungsbedeutsamkeit* in den Blick. Ein Zitat des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen veranschaulicht, dass die Berücksichtigung dieses Bildungsorts sowohl für bildungspolitische Reformen wie auch für grundlagentheoretische und anwendungsorientierte Fragestellungen der empirischen Bildungsforschung Relevanz besitzen kann. „Die grundlegenden Fähigkeiten und Bereitschaften für schulische Lern- und lebenslange

Bildungsprozesse der nachwachsenden Generation (werden) in den Familien geschaffen“, so dass „die Familie (...) als die grundlegende Bildungsinstitution der Kinder (...) anerkannt werden (muss). Sie ist der ursprüngliche und begleitende Ort der Bildung von Humanvermögen. Sie wirkt sich auch auf die Wahl der Schulform und auf den Schulerfolg aus. Die Familie ist der Ausgangspunkt für außerschulische Bildungsprozesse der Kinder“ (BMFSFJ 2002, S. 9).

Vor diesem Hintergrund möchte der Beitrag, einen Einblick in die Bildungsbedeutsamkeit von Familie unter einer allgemeinen wie einer differentiellen Perspektive geben. Im 12. Kinder- und Jugendbericht (BMFSFJ 2005) sowie in der zu diesem Bericht erstellten Expertise von Grunert (2005) zum Kompetenzerwerb von Kindern in außerschulischen Settings ist von der Rolle der Familie als „Gatekeeper“ die Rede. Diese Funktion impliziert, dass die Familie für *alle* Kinder Zugänge zu anderen Erfahrungswelten – der Schule wie auch weiteren außerschulischen Bildungsorten – öffnet oder verschließt. Diese allgemeine Gatekeeper-Funktion ist ein Schwerpunkt des vorliegenden Beitrags.

In einem zweiten Schwerpunkt wird die Frage erörtert, wie sich die *differentielle* Bildungsbedeutsamkeit von Familie entfaltet. Dazu finden sich im 12. Kinder- und Jugendbericht wichtige Hinweise. Die ökonomischen, sozialen und kulturellen

Verschränkungen zwischen familialen und schulischen Bildungsorten

Ressourcen der Familie haben „entscheidenden Einfluss darauf, wie sich die schulischen Bildungschancen der Kinder und deren Teilhabe an außerschulischen Bildungs- und Lerngelegenheiten gestalten“ (BMFSFJ 2005, S. 29). Die Gatekeeper-Funktion bringt hier zum Ausdruck, dass die Familie für Kinder ungleiche Zugänge zur Schule wie auch zu außerschulischen Erfahrungswelten bereithält. Auf empirischer Ebene lassen sich differentielle *Verschränkungen zwischen familialen und schulischen Bildungsorten* aufzeigen.

Nach einer Einführung in den Gegenstand (Kap. 1) werden in Kapitel 2 empirische Einblicke in den Bildungsort Familie gegeben. Sie liefern Hinweise für eine herkunftsspezifische, i.S.v. milieuspezifischer, Verschränkung der Bildungsorte Familie und (Grund-)Schule, die mit eingeschränkten oder erweiterten

und im Zeitverlauf zu- oder abnehmenden Teilhabechancen unterschiedlicher Kindergruppen verbunden sind (Kap. 3). Empirische Basis bildet die 1. und 2. Welle des DJI-Kinderpanels, einer repräsentativen Längsschnittstudie zu den Lebensverhältnissen und Sozialisationsbedingungen von Kindern in Deutschland (vgl. *Alt* 2005; *Betz* u.a. i.E.). 714 Kinder im Grundschulalter und ihre Eltern¹ wurden zu zwei Messzeitpunkten zu den familialen, freizeitbezogenen und schulischen Aspekten des Aufwachsens befragt.

1. Die Verschränkungen der Bildungsorte und die Dominanz von Schule

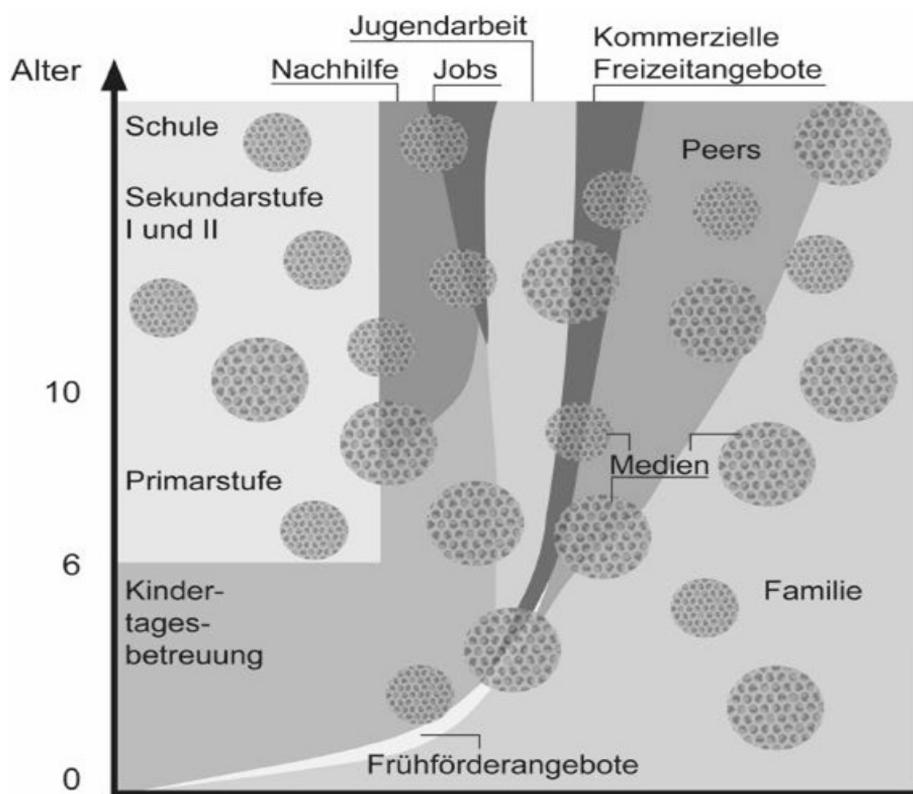
Am Zusammenspiel verschiedener Bildungsorte lässt sich die allgemeine und differentielle Bildungsbedeutsamkeit der Familie veranschaulichen. Wie aus Abbildung 1 hervorgeht, besitzen neben Schule und Familie auch die Peergruppen², die Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, „Nebenschulen“, die Medien etc. als Bildungsorte im Kindesalter Relevanz (vgl. ausführlich: der *12. Kinder- und Jugendbericht*; sowie *Otto/Rauschenbach* 2005).

Der vorliegende Beitrag fokussiert vorwiegend den Bildungsort Familie und seine Verschränkung mit der Institution (Grund-)Schule (vgl. Kap. 2).

In einer horizontalen Lesart der Abbildung³ lässt das bildungsrelevante Zusammenspiel verschiedene Bildungsorte identifizieren. Im Sinne der Autoren des *12. Kinder- und Jugendberichts* kann hierzu festgehalten werden: „Bildung im Kindes- und Jugendalter kann (...) nur angemessen erfasst werden, wenn die Vielfalt der Bildungsorte und Lernwelten, deren Zusammenspiel, deren wechselseitige Interferenz und Interdependenz, aber auch deren wechselseitige Abschottungen wahrgenommen werden“ (*BMFSFJ* 2005, S. 104). Den komplexen und oftmals differentiellen Verflechtungen der Bildungsorte Familie und Schule⁴ nähern sich die empirischen Analysen und Interpretationen in Kapitel 2 und 3 unter einer *synchronen Perspektive*.

Diese Art und Weise der Betrachtung setzt einen Gegenpart zu großen Teilen der Bildungsforschung, die sich für Bildung und Lernen *in* der Institution Schule interessiert und sich als Schul(system)forschung oder Lehr-Lern-Forschung charakterisieren lässt (vgl. *Zedler* 2002; zur Kritik daran: u.a. *Fölling-Albers* 2005). Diese Fokussierung bringt mit sich, dass die Anteile der jeweils anderen Bildungsorte, an prominenter Stelle die Familie, am Zustandekommen von Schulerfolg als sekundär und zudem separierbar betrachtet werden. Aber die in Schulleistungstests ermittelten Kompetenzniveaus oder schulischer (Miss)Erfolg resultieren nicht aus einer „prinzipiellen Leistungsfähigkeit“ (*Wild* 2005, S. 38) oder allein den Fähigkeiten intelligenter SchülerInnen im Bildungssystem. Hinter dem Rücken der Individuen und unter Umständen auch trotz ihrer Anstrengungen, so *Edelstein* (1999), setzt sich die Reproduktion ihrer sozialen und damit auch ihrer familialen Herkunft durch. Die Referenz auf eine „*Natürlichkeit* von Leistungsunterschieden“ gehört zum Herstellungsmodus sozialer Ungleichheit (*Solga* 2005, S. 25, Hervorhebung i.O.).

Abbildung 1: Die Verschränkung der Bildungsorte



Quelle: 12. Kinder- und Jugendbericht (2005, S. 126)

Die Rede von der Bildungsbedeutsamkeit von Familie geht von einer *untrennbaren Verschränkung und Gleichzeitigkeit des Bildungsgeschehens in verschiedenen Bildungsorten* aus. Zudem ist es möglich, genuin familiäre Bildungsleistungen zu fokussieren. In der Familie können Kompetenzen erworben werden, die nur in diesem Rahmen bereit gehalten werden bzw. sich dort ergeben (vgl. Brake/Büchner 2003; Wild 2005, S. 57). Grundmann u.a. (2003) sprechen von der eigenen Rationalität familialer Bildung (2003, S. 37).

Im Folgenden werden Bildungsanlässe und -praktiken im familialen Alltag näher betrachtet, die sich als (dys-)funktional für den Schulerfolg von Kindern erweisen. Angenommen wird, dass ein gutes Passungsverhältnis zwischen Familie und Schule Vorteile mit sich bringt, schulfernere Einstellungen und Aktivitäten mit Nachteilen in der schulischen Laufbahn der Kinder einhergehen. In der Verschränkung von Familie und Schule wird ihr „Arbeitsbündnis“ deutlich (Helsper/Hummrich 2005, S. 133). Dieses Bündnis hat hierarchischen Charakter. Die Abhängigkeit der Familie von der Institution Schule gründet in der Qualifizierungs- und Berechtigungsfunktion von Schule. Schule besitzt sowohl die Definitionsmacht in Bezug auf den „relevanten“ Kompetenz- bzw. auch Bil-

untrennbare Verschränkung und Gleichzeitigkeit des Bildungsgeschehens in verschiedenen Bildungsorten

dungserwerb, also sowohl das „was“ von Bildung als auch das „wo“ von Bildung. Unabdingbar für gesellschaftliche Teilhabe und für die Transformation von (Bildungs-)Kapital (s.u.) ist *allein* der durch die Institution Schule legitimerweise ausstellbare Nachweis von Bildung. Es genügt nicht, sich „irgendwie“ zu bilden. Die Familie als Bildungsort zu fokussieren heißt, ihre Position als grundlegende Bildungsinstitution der Kinder anzuerkennen (*BMFSFJ* 2002). Hierfür gilt es, Familie als Bildungsort empirisch fassbar zu machen (*BMBF* 2004), zugleich aber auch ihre Abhängigkeit von Schule zu berücksichtigen sowie vor diesem Hintergrund ihre „Gatekeeper“-Funktion zu thematisieren.

Konzipiert wird Bildung im Anschluss an *Bourdieu* (1992) als kulturelles Kapital. Der Erwerb bzw. die Zertifizierung von institutionalisiertem kulturellem Kapital stellt eine mögliche, wenngleich auch entscheidende Form für die Verortung im sozialen Raum dar. Die Verknüpfung des Bildungs- mit diesem Kapitalbegriff zielt darauf, mit dem Bildungserwerb mehr zu bezeichnen als einen individuellen Aneignungsprozess, mehr als eine Bildung des Subjekts. Zwar setzt die Inkorporierung eine Aktivität des Akteurs voraus⁵, sie ist aber – wie auch die ‚Verwertbarkeit‘ von Bildung⁶ – nicht losgelöst vom Kontext zu sehen. Beispielsweise prägen die Eltern in der familialen Interaktion und Kommunikation, in der ‚Wahl‘ von Schulform oder Kindertageseinrichtung sowie in den außerhäuslichen Aktivitäten ihrer Kinder (vgl. Kap. 2) ganz bewusst die Bildungsanlässe und –inhalte ihrer Kinder. Die Ausbildung von Interessen, Fähigkeiten, Haltungen und Einstellungen, z.B. zu Schule, Leistung und Lernen (vgl. Kap. 2), findet in „bedingter Freiheit“ statt (vgl. *Bourdieu*’s Anmerkungen zum Habitus: *Bourdieu* 1987). Die Inkorporation kulturellen Kapitals, der Bildungsprozess der Kinder, wird durch die entsprechende Kapitalausstattung im Elternhaus und die damit korrespondierenden auch habituellen, impliziten Praktiken und Einstellungen gerahmt (vgl. Kap. 3). Diese sozialstrukturelle und soziokulturelle Komponente ist dem Milieubegriff eigen, der hier die Kontextualität der Familien widerspiegeln soll. Strukturelle Unterschiede zwischen den Milieus, so wird zu zeigen sein, gehen mit signifikanten Merkmalen der Unterscheidung einher. Diese Unterscheidungen lassen sich empirisch in den milieuspezifischen Bildungsanlässen und Praktiken im familialen Rahmen ablesen (vgl. *Bourdieu* 1970, S. 57f.).

Mit diesen Überlegungen lassen sich zwei empirische Schwerpunkte verbinden. Zum einen die Beschreibung der allgemeinen „Gatekeeper“-Funktion von Familie: Welche außerschulischen Aktivitäten und schulbezogenen Einstellungen charakterisieren die Bedingungen des Aufwachsens der Kinder? Inwiefern zeigen sich im Laufe der Grundschulzeit Veränderungen, inwiefern ist der Stellenwert von Schule stabil?

Zum anderen zielt der Beitrag darauf, die Gatekeeper-Funktion nach herkunftstypischen, milieuspezifischen Unterschieden ausdifferenzieren. Gibt es milieutypische Differenzen in den Aktivitäten der Kinder oder in der Einschätzung von Schule und Lernen? Inwiefern sind diese herkunftsspezifischen Unterschiede stabil, inwiefern zeigen sich Veränderungen?

Diese differentielle Lesart wird in Kap. 3 wieder aufgegriffen. Die Befunde werden so interpretiert, dass sich aus der Gatekeeper-Rolle für Kinder aus schulbildungsnäheren Milieus Vorteile auf schulischem Terrain ergeben, wäh-

rend Kinder aus Familien, deren Kapitalressourcen und soziokulturelle Einstellungen schulbildungsfremdere Charakteristika aufweisen, eher mit Nachteilen zu rechnen haben.

2. Empirische Einblicke in die „Gatekeeper“-Funktion der Familie

2.1 Kinderpanel: Stichprobe und Operationalisierung

Grundlage der Operationalisierung der *Milieus* ist die Verfügbarkeit von institutionalisiertem kulturellem und ökonomischem Kapital im Elternhaus. Die Kindergruppen werden nach Maßgabe einer geringen bis hohen Kapitalausstattung im Elternhaus in vier Milieugruppen ausdifferenziert (vgl. nähere Angaben zum Milieuindex: *Betz* u.a. i.E.).

Bildungsindikatoren Die *Bildungsindikatoren* setzen sich aus Items zu den Vereins- und Freizeitaktivitäten der Kinder und der Teilnahme an außerschulischen Unterrichtsstunden zusammen (Details in *Betz* u.a. i.E.). Darüber hinaus wird die Scholorientierung über Items zur Bedeutsamkeit von Schule in der Familie (Angaben zu den Items in: *Stecher* 1999) und über Items zur Einschätzung der Kinder von Schule und Lernen abgebildet. Die Items sind weitestgehend DJI-Eigenkonstruktionen (Details in *Betz* u.a. i.E.). Als Indikatoren für „Schulerfolg“ werden die bei den Kindern erfragten Schulnoten in den Fächern Deutsch, Mathematik und Sport herangezogen.

Dargestellt werden im Folgenden ausgewählte Aspekte des Bildungsorts Familie und ihre Rolle als ‚Gatekeeper‘: Elemente der (außerhäuslichen) Aktivitäten der Kinder, der Stellenwert von Schule bzw. formaler Bildung in den Familien sowie die Sicht der Kinder auf Bildung und Lernen und ihre Veränderungen bzw. Stabilität über die Zeit. Die Befunde basieren auf Chi²- und T-Tests. Darüber hinaus wird gefragt, ob der Bildungsort Familie milieuspezifische Muster aufweist und sich empirische Hinweise auf herkunftsspezifische Verflechtungen zwischen den Bildungsorten Grundschule und Familie aus Sicht der befragten Kinder finden lassen.

**Fernsehen, Videos
sehen oder Sport
treiben, Kino- und
Theaterbesuche,
Ausflüge unternehmen**

2.2 Aktivitäten im außerschulischen Alltag der Kinder

Über alle Familien hinweg dominieren Aktivitäten wie Fernsehen, Videos sehen oder Sport treiben (vgl. dazu *Betz* i.E.). Darüber hinaus finden auch ‚kulturelle‘ Aktivitäten wie „Kino- und Theaterbesuche“ über beide Wellen hinweg breite Zustimmung (vgl. Tab. 1). Weit über vier Fünftel der Kinder bejahen diese Frage (t_1 : 84%; t_2 : 87%), und auch in der Häufigkeitshierarchie über alle erfragten Aktivitäten⁷ nimmt dieses Item einen der vorderen Plätze ein ($AM(t_1) = 2,07$; $s = .52$; $AM(t_2) = 2,03$, $s = .48$). Herkunftsspezifische Unterschiede gibt es keine.

Große Unterschiede finden sich beim Item „Ausflüge unternehmen“. Hier geben zu t_2 im Milieu mit den geringsten Kapitalressourcen (im Folgenden: Milieu 1⁸) knapp weniger als vier Fünftel (79,3%) der Kinder an, Ausflüge zu unternehmen. In Milieu 2 sind es bereits 86,4%, in Milieu 3 91,3% und in Milieu 4 sind es 91,7% ($p \leq .002$). Zum Zeitpunkt t_2 verschwinden diese Unterschiede. Das Milieu 1 holt um 7,7 Prozentpunkte auf, so dass im Schnitt 89% der Kinder – meist gemeinsam mit den Eltern – Ausflüge oder Fahrradtouren machen.

Tabelle 1: Die Aktivitäten der Kinder

Aktivitäten	Zeitverlauf (t_1 - t_2)	Milieuabhängigkeit
Kino- und Theaterbesuche	hohe Zustimmung, leichter Anstieg zu t_2	Keine
Ausflüge, Radtouren	hohe Zustimmung, keine Veränderung	t_1 : Zustimmung steigt mit den Kapitalressourcen der Milieus an, keine Differenzen zu t_2
Musizieren	mittlere Zustimmung, keine Veränderung	sehr deutliche Milieuabhängigkeit: Anstieg mit der Kapitalausstattung der Milieus in beiden Wellen
Besuch von Chor und Musikschule	mittlere bis geringe Zustimmung, keine Veränderung	deutliche Abhängigkeit, Anstieg mit den Kapitalressourcen der Milieus in beiden Wellen
Spielen auf dem Spielplatz	hohe Zustimmung, keine Veränderung	t_1 : keine t_2 : im Milieu mit der geringsten Kapitalausstattung häufiger als im Milieu mit den höchsten Kapitalressourcen

Das einzige Item, das über beide Wellen konstant milieuspezifische Unterschiede hervorbringt, ist das „Musizieren“ bzw. das Spielen eines Instruments. Insgesamt bewegen sich die Zustimmungsraten auf **Musizieren** geringerem Niveau. Herkunftsspezifische Effekte sind sehr deutlich. Während zu t_1 nur 27,2% der Kinder aus Milieu 1 und 31,6% aus Milieu 2 angeben, zu musizieren, sind es in Milieu 3 bereits über die Hälfte (52,3%) und im Milieu mit den größten Kapitalressourcen knapp drei Fünftel (59%, $p \leq .001$). Zu t_2 zeigen sich diese Unterschiede noch deutlicher. Hier geben in Milieu 1 lediglich ein Viertel der Kinder an, Musik zu machen (25,2%), in Milieu 2 sind es fast ein Drittel (32,2%), in Milieu 3 gut über die Hälfte (54,2%) und in Milieu 4 bereits 62,6% ($p \leq .001$). In Übereinstimmung damit werden bei der Häufigkeitsfrage zum „Besuch von Musikschule oder Chor“ von den Kindern aus Milieus mit geringerer Kapitalausstattung signifikant seltener hohe Werte angegeben als bei Kindern, die aus den beiden Milieus mit umfangreicheren Kapitalressourcen stammen ($p \leq .004$). Der musische Bereich spielt für Kinder aus Milieus mit geringerem Kapitalumfang zu beiden Erhebungswellen eine untergeordnetere Rolle als für Kinder aus Milieus mit umfangreichere Ausstattung an kulturellem und ökonomischem Kapital.

Insgesamt sehr beliebt ist das „Spielen auf dem Spielplatz“. **Spielen auf dem Spielplatz**
 Zu beiden Erhebungszeitpunkten liegt dieses Item nach „Sport“ auf Platz zwei der Beliebtheits- bzw. Häufigkeitsskala. Sowohl im Alter von 8-9 Jahren wie auch im Alter von 9-10 Jahren gehört das Spielen

zum festen Bestandteil des Kinderalltags ($AM(t_1) = 1,79, s = .63$; $AM(t_2) = 1,79, s = .67$), der, auch wenn er sich außerhalb der Familie vollzieht, dennoch durch Vorgaben der Eltern geprägt wird, beispielsweise indem ‚freie‘ Zeit für das Spielen der Kinder ‚eingepflanzt‘ wird. Zu t_1 finden sich keine signifikanten herkunftsspezifischen Differenzen. Zu t_2 spielen Kinder aus Milieu 1 signifikant häufiger auf dem Spielplatz als Kinder aus Milieu 4 ($p \leq .002$).

Vereinsaktivitäten Auch bei den Vereinsaktivitäten der Kinder zeigt sich die Gatekeeper-Funktion von Familie: Während gut die Hälfte der Kinder aus dem Milieu mit den geringsten Kapitalressourcen (57,4%) zu t_1 in Vereinen aktiv ist, steigt der prozentuale Anteil der aktiven Kinder mit der Kapitalausstattung in den Milieus an ($p \leq .001$). In Milieu 2 sind 70,1% in Vereine eingebunden, in Milieu 3 sind es 77,1% und im Milieu mit den größten Kapitalressourcen bereits über vier Fünftel (83,6%). Die Freizeit bei über vier Fünfteln der Kinder aus diesem Milieu wird durch die Eltern über Vereine organisiert und damit durch feste Termine strukturiert. Am beliebtesten sind Sportvereine (außer Tennis und Reiten) mit insgesamt rund 80% zustimmenden Angaben, gefolgt von Musik- und Tanzvereinen mit einer ebenfalls unspezifischen Verbreitungsquote von 21% bis 31%. Zu t_2 wurde die Frage nach dem Anteil der insgesamt in Vereinen aktiven Kinder nicht mehr gestellt. Erfragt wurde allerdings die Verteilung der Kinder auf die einzelnen Vereinsangebote. Sport liegt nach wie vor an erster Stelle, allerdings auf wesentlich niedrigerem Niveau. Lediglich 44,5% der Kinder aus Milieu 1 stimmen diesem Item zu. In den anderen Milieus sind es zwischen 65% und 69% ($p \leq .001$). Wiederum an zweiter Stelle liegen Musik- und Tanzvereine, die jeweils von rund einem Fünftel der Kinder aus den beiden Milieus mit geringeren Kapitalressourcen, von 31,8% aus Milieu 3 und einem Drittel der Kinder (33,3%) aus Milieu 4 besucht werden ($p \leq .002$).

außerschulische Unterrichtsstunden Auch der Besuch *außerschulischer Unterrichtsstunden* weist eine herkunftsspezifische Prägung auf. Während nur 14,2% der Eltern aus dem Milieu mit den geringsten Kapitalressourcen dafür sorgen, dass ihre Kinder zusätzlichen Unterricht erhalten, sind es in Milieu 2 bereits über doppelt so viele (30,5%), in Milieu 3 sind es 46,1% und in Milieu 4 bereits über die Hälfte der Eltern (53,2%, $p \leq .001$). Diese Rangreihe bleibt in der 2. Welle so deutlich erhalten. Neben dieser Rangplatzstabilität zeigt sich aber eine Niveauveränderung. Die älteren Kinder erhalten insgesamt mehr Unterricht als in der ersten Befragungswelle. Nun stehen 23,6% der Kinder aus Milieu 1, 36,8% aus Milieu 2, bereits 56,5% aus Milieu 3 und sogar über zwei Drittel aller befragten Kinder (68,1%) aus Milieu 4 mit den umfangreichsten Kapitalressourcen gegenüber. Diese Angaben lassen sich zu den schulischen Leistungen bzw. den Noten der Kinder in Beziehung setzen (vgl. Kap. 2.3).

2.3 Der Stellenwert von Schule und die Sicht der Kinder auf Schule und Lernen

Über alle Milieus hinweg zeigt sich die zentrale Bedeutung von Schule. Der institutionalisierte kulturelle Kapitalerwerb der Kinder bildet einen wesentlichen Bestandteil der alltäglichen Kommunikation in den Familien. Sehr hohe Zustimmungsraten zu den Items „Stellenwert von Schule“ belegen dies (vgl. Tab. 2).

88% aller Kinder zu t_1 und sogar 93% der Kinder zu t_2 geben an, dass ihre Eltern regelmäßig *nachfragen, wie es in der Schule war*. Die Zustimmungsraten für das Item „Die Eltern achten auf die Noten“ liegen noch höher, bei über 95% in beiden Wellen. Auch das Item „Eltern nehmen die Zeugnisse sehr ernst“ wird von über vier Fünfteln der Kinder bejaht. Hier zeigen sich im Zeitverlauf Veränderungen dahingehend, dass in den Milieus mit geringeren Kapitalressourcen die Bedeutung von Schulnoten für die Eltern zuzunehmen, hingegen in Milieus mit umfangreicheren Kapitalressourcen abzunehmen scheint. Während beispielsweise in Milieu 2 zu t_1 83% der Kinder diesem Item zustimmen, sind es zu t_2 bereits 7 Prozentpunkte mehr, d.h. 90%. Umgekehrt aber wird dieses Item bei gleichem Ausgangsniveau von 83% von Kindern aus dem Milieu mit den größten Kapitalressourcen zum zweiten Messzeitpunkt nur noch zu 79% bejaht. Trotz der näher rückenden Übergangsentscheidung bzw. der Versetzung in eine weiterführende Schule scheinen die Eltern aus diesem Milieu die Zeugnisse der Kinder nicht ernster zu nehmen. Im Gegenteil, der Trend ist leicht rückläufig.

Die Eltern achten auf die Noten.

Milieuspezifische Unterschiede zeigen sich vor allem beim Item „Zufriedenheit mit den Noten“. Kinder aus Milieus mit geringeren Kapitalressourcen sagen – auf insgesamt zu beiden Messzeitpunkten hohem Level – aus, dass ihre Eltern mit ihren Noten unzufriedener sind, als dies bei Kindern aus Milieus mit höherem Kapitalumfang der Fall ist. Konform mit den geringeren Zufriedenheitswerten der Eltern sind die schlechteren Noten dieser Kindergruppe zu sehen (s.u.).

Zufriedenheit mit den Noten

Tabelle 2: Der Stellenwert von Schule in den Familien

Items	Zeitverlauf (t_1 - t_2)	Milieuabhängigkeit
Eltern fragen, wie es in der Schule war	sehr hohe Zustimmung, Anstieg um 5 Prozentpunkte zu t_2	Keine
Eltern achten auf die Noten	sehr hohe Zustimmung, keine Veränderung	Keine (Eine Zelle zu t_2 zu gering besetzt)
Eltern nehmen Zeugnisse ernst	hohe Zustimmung, leichte Zunahme zu t_2	Differenzen zu t_2 : Abnahme mit zunehmender Kapitalausstattung im Milieu
Eltern sind mit Noten zufrieden	sehr hohe Zustimmung, keine Veränderung	Differenzen in beiden Wellen (Eine Zelle zu t_1 zu gering besetzt)

Die Bildungsbedeutsamkeit der Familie lässt sich auch an der Sicht der Kinder auf Schule und Lernen illustrieren (vgl. Tab. 3). Beim Item „bei Anstrengung gute Noten“ zeigen sich im Zeitverlauf keine Veränderungen. Nahezu alle Kinder bejahen dieses Item (96%). Sie haben diese Spielart des meritokratischen

Prinzips internalisiert (vgl. *Solga* 2005). Zu t_2 werden tendenziell herkunftsspezifische Differenzen erkennbar. Kinder aus Milieus mit geringeren Kapitalressourcen weisen geringere Werte auf. Sie fühlen sich etwas weniger handlungsmächtig als Kinder aus Milieus mit größerer Kapitalausstattung (91% in Milieu 1 vs. 98% in Milieu 4).

Zwei Bereiche mit deutlichen milieuspezifischen Differenzen zu beiden Messzeitpunkten sind die Items „*Ich muss mehr lernen als andere*“ und „*Ich habe Probleme, im Unterricht mitzukommen*“. Das erste Item bleibt über die Zeit stabil, im Durchschnitt stimmen diesem Item weniger als ein Fünftel der Kinder zu. Die milieuspezifischen Unterschiede sind allerdings groß. Während nur 10% der Kinder aus dem Milieu mit den größten Kapitalressourcen dieses Item bejahen (aus Milieu 3 sind es 13% und in Milieu 2 mit 15% bereits um die Hälfte mehr als in Milieu 4), sind es in Milieu 1 bereits über dreimal so viele, d.h. insgesamt ein Drittel der Kinder (33%). Zu t_2 bleibt diese Verteilung erhalten. 7% der Kinder aus dem Milieu mit der höchsten Kapitalausstattung, 10% in Milieu 3, mehr als doppelt so viele in Milieu 2 (18%) und schließlich über viermal so viele (30%) im Milieu mit den geringsten Kapitalressourcen stimmen der Aussage zu, in der Schule mehr lernen zu müssen als andere Kinder. Ganz ähnlich verhält es sich beim Item „*Probleme haben, im Unterricht mitzukommen*“. Auch hier stimmen 14% der Kinder aus Milieu 4 (und 12% aus Milieu 3) diesem Item zu. In Milieu 1 hingegen sind es doppelt so viele (28%, in Milieu 2: 19%). In der 2. Welle sinken diese Zustimmungsquoten leicht; die Rangplatzstabilität bleibt. In Milieu 4 stimmen noch 8% der Kinder der Aussage zu, in Milieu 1 sind es 22%.

„Ich muss mehr lernen als andere“

„Ich habe Probleme, im Unterricht mitzukommen“

Tabelle 3: Die Einschätzung von Schule und Lernen aus Kindersicht

Items	Zeitverlauf (t_1 - t_2)	Milieuabhängigkeit
Bekomme bei Anstrengung gute Noten	sehr hohe Zustimmung, keine Veränderung	t_1 : Keine, t_2 tendenzielle Milieuabhängigkeit: Anstieg mit Kapitalausstattung im Milieu (Eine Zelle zu t_2 zu gering besetzt)
Muss mehr Lernen als andere	mittlere bis niedrige Zustimmung, keine Veränderung	Starke Differenzen in beiden Wellen, Zustimmung sinkt mit Kapitalressourcen im Milieu
Habe Probleme im Unterricht mitzukommen	mittlere bis niedrige Zustimmung, Rückgang zu t_2	Starke Differenzen in beiden Wellen: Zustimmung sinkt mit Kapitalumfang im Milieu

Klare Milieudifferenzen sind im Hinblick auf die Noten der Kinder (im letzten Halbjahreszeugnis) erkennbar. Sowohl in *Deutsch* und *Mathematik* zeigen sich klare Unterschiede (beide $p \leq .001$) als auch im Fach *Sport*. In Deutsch berichten 6,7% der Kinder aus dem Milieu mit den geringsten Kapitalressourcen, dass sie eine „Eins“ im Zeugnis hätten, demgegenüber geben dies in Milieu 4 fast dreimal so viele an genau 18,3% der Kinder. Umgekehrt sagen 16,3% der Kinder aus Milieu 1 aus, die Note „ausreichend“ oder schlechter im Zeugnis zu haben, lediglich 4,2% sind es in Milieu 4. Entsprechend ist das Bild in Mathematik. Hier geben weit mehr als dreimal so viele Kinder aus dem Milieu mit den

größten Kapitalressourcen an, sehr gute Mathematiknoten zu haben (17,6%) als in Milieu 1 (5,2%). Schlechte Noten haben zwar 23,0% aus Milieu 1, aber lediglich 3,2% aus Milieu 4. Und auch im Sport werden klare Differenzen deutlich. Auf insgesamt höherem Niveau haben 19,4% der Kinder aus Milieu 4 ein „sehr gut“ im Zeugnis stehen, in Milieu 1 sind es mehr als ein Drittel (34,1%). Umgekehrt sind es 26,1% der Kinder aus Milieu 4, welche die Note „befriedigend“ oder schlechter haben, und lediglich 14,4% gehören zu Milieu 1. Kapitel 3 liefert eine Interpretation dieser Befunde im Hinblick auf die Rolle der Familie als differentieller Gatekeeper.

3. Die differentielle Verschränkung der Bildungsorte Familie und Schule

Im Zentrum steht nun die milieutypische Verschränkung zwischen den Bildungsorten Familie und Schule. Möglicherweise sich daraus ergebende Implikationen für den schulischen Werdegang der Kinder werden angeführt⁹. Die Rolle der Familie als differentieller Gatekeeper stellt sich im kontrastiven Vergleich zwischen den Milieus mit geringeren und denen mit umfangreicheren Kapitalressourcen wie folgt dar:

In Milieus mit größerer Kapitalausstattung zeigt sich die Gatekeeper-Funktion von Familie darin, dass die Eltern gezielter außerschulische, aber zugleich schulisch verwertbare Bildungsangebote für ihre Kinder bereit halten, als dies in Milieus mit geringeren kulturellen wie ökonomischen Kapitalressourcen der Fall ist. Dies zeigt sich u.a. in der allgemein stärkeren Vereinseinbindung dieser Kinder, im Speziellen auch in der höheren Quote an Musik- und Tanzvereinsaktivitäten. Auch im höheren Anteil an außerschulischen Unterrichtsstunden wird deutlich, dass diese Elterngruppen eine Lernwelt für ihre Kinder organisieren, die schulischen Anforderungen, z.B. in Bezug auf zeitliche geregelte Lerneinheiten, standardisierte Wissensvermittlung, aufeinander aufbauende Kenntnisse und Fertigkeiten, etc. näher ist. Es gibt somit empirische Hinweise darauf, dass diese Familien als Gatekeeper für eine ‚Freizeit‘gestaltung anzusehen sind, die – auch über die Zeit stabil und damit typisch – für die Kinder geplant und mit festen Terminen bestückt ist, also „sinnvoll genutzt“, d.h. am erfolgreichen schulischen Werdegang der Kinder ausgerichtet wird (vgl. *Büchner/Fuhs* 1994). Explizit schaffen die Eltern so einen schulbildungsnäheren Erfahrungsraum für ihre Kinder. Dies wird auch in der PC-Nutzung dieser Kindergruppen deutlich (vgl. dazu *Betz* i.E.).

PC-Nutzung

Auch im *musischen* Bereich, im Hinblick auf die höhere Quote am Musizieren oder am Beispiel des Chor- und Musikschulbesuchs der Kinder, zeigt sich die Bedeutung dieser Aktivitäten für diese Kinder. Bessere Noten in Musik bei diesen Kindergruppen sind Indizien dafür, dass sich diese Praktiken auf schulischem Terrain ‚auszahlen‘ (vgl. dazu *Betz* 2006). Aber auch auf einer grundlegenden, habitualisierten Ebene der alltäglichen Kommunikation und Interaktion in den Familien nehmen die Kinder das Interesse ihrer Eltern an ihrem Schulalltag und an ihren Noten

musischer Bereich

wahr. Dies kann als Indiz für die Nähe familialer Haltungen und Praktiken zu schulischen Anforderungen gewertet werden. Die Kinder können dem Unterricht besser folgen und haben weniger Angst in der Schule als Kinder aus Milieus mit geringerer Kapitalausstattung (vgl. dazu *Betz* i.E.). Sie berichten von einer hohen Zufriedenheit ihrer Eltern mit ihren guten Noten. Die familial geprägten Aktivitäten und Interessen lassen sich in der Schule einbringen bzw. verwerten und damit im Sinne der Kapitaltheorie langfristig auch transformieren. Die Einstellungen und Haltungen der Kinder sowie ihrer Eltern zu Unterricht, Schulerfolg und Lernen und ihre größere Entspanntheit – trotz des näher rückenden Übertritts auf weiterführende Schulen – weisen auf ein besseres Passungsverhältnis zwischen den Bildungsorten Familie und Schule hin, als dies in Milieus mit geringeren Kapitalressourcen der Fall ist.

Milieus mit geringerer Kapitalausstattung

Auf eine andere Weise entfaltet der Bildungsort Familie seine Wirkung in Milieus mit geringerer Kapitalausstattung. Die Familie als „Gatekeeper“ eröffnet den Kindern schulfremdere Lernwelten am Nachmittag. Die Eltern schaffen weniger Anknüpfungspunkte für ihre Kinder in Bezug auf schulische Erfordernisse. Beispielsweise haben die Kinder weniger Erfahrung mit organisierten, kontinuierlich aufeinander aufbauenden Bildungsprozessen sowie mit festgesetzten, regelmäßig wiederkehrenden Bildungszeiten, wie sie in den außerschulischen Unterrichtsstunden oder auch Vereinsaktivitäten ihren Ausdruck finden. Es gibt Hinweise darauf, dass das außerhäusliche Aktivitätsspektrum hinsichtlich fester Termine eingeschränkter ist als in Milieus mit umfangreicheren Kapitalressourcen. Stattdessen bestimmt der Umgang mit ‚freier‘ Zeit stärker den Alltag: die (älteren) Kinder spielen häufiger auf dem Spielplatz, zu Hause oder in der Nachbarschaft (vgl. *Betz* i.E.). Anknüpfungspunkte an schulische Anforderungen sind seltener, deutlicher werden Habitus‘, die sich „von den sozial anerkannten und hegemonialen kulturellen Kapitalien“ unterscheiden (*Helsper/Hummrich* 2005, S. 120). Schulische Erfolge stellen sich also nicht ‚automatisch‘ ein wie in Milieus mit größerer Kapitalausstattung. Die Kinder haben das Gefühl, mehr lernen zu müssen als ihre MitschülerInnen und dem Unterricht nicht so einfach folgen zu können. Darüber hinaus haben sie größere Angst davor, in der Schule Fehler zu machen (*Betz* i.E.).

Sowohl die Kinder als auch ihre Eltern, so könnte man mit *Laireau/Weininger* (2003) argumentieren, bewegen sich im Kontext Schule unsicherer, passiverer und zurückhaltender als Kinder und Eltern aus Milieus mit schulkonformerem Habitus. Möglicherweise interpretiert dies die Lehrerschaft als Desinteresse am erfolgreichen schulischen Werdegang. Konform dazu wird deutlich, dass die Eltern schulischer Bildung zwar einen hohen Stellenwert beimessen und die Zeugnisse der Kinder ernst nehmen, zugleich die Noten der Kinder aber hinter denen aus Milieus mit umfangreicheren Kapitalien zurück bleiben. Die wahrgenommene Unzufriedenheit der Eltern über die schlechteren schulischen Leistungen mündet nicht in für die Kinder erkennbaren „Gegenmaßnahmen“.

Betrachtet man die Familie als „Gatekeeper“ für *außerschulischen* Nachhilfeunterricht, so zeigt sich, dass die Quoten hierfür oder auch für elterliche Unterstützung bei den Hausaufgaben geringer sind als in Milieus mit umfangrei-

cheren Kapitalressourcen (vgl. auch *Betz* 2006). Schulische Erfolge scheinen sowohl von den Kindern als auch von den Eltern aus Milieus mit geringerer Kapitalausstattung mehr und auch unbekanntere „Bildungsleistungen“ abzuverlangen. Aber dieses „Mehr“, diese Überbrückung der größeren Distanz zwischen Familie und Schule wird in der Leistungsbewertung nicht honoriert, nach *Solga* (2005) sogar verneint. Analog dazu wird lediglich die allgemeine „Gatekeeper“-Funktion von Familie, vornehmlich in einer bildungsbiographischen, diachronen Lesart entlang formaler Bildungsorte (vgl. Abb. 1) berücksichtigt.

4. Zusammenfassung und Ausblick

Der Beitrag hatte zum Ziel, konzeptionelle und empirische Einblicke in die allgemeine wie auch differentielle Bildungsbedeutsamkeit von Familie und ihre Rolle als „Gatekeeper“ zu geben. Neben der Betrachtung des Bildungsorts Familie und seiner im Zeitverlauf stabilen oder aber variablen „Bildungsleistungen“ im Sinne von familial geprägten Aktivitäten, (schulspezifischen) Einstellungen, Haltungen oder auch familialen Kommunikationskulturen und der dabei deutlich werdenden allgemeinen „Gatekeeper“-Funktion von Familie, wurde ihre differentielle Bildungsbedeutsamkeit genauer entfaltet. Einhergehend mit der kulturellen und ökonomischen Ressourcenausstattung zeigten sich klare Differenzen im bildungsrelevanten Alltagsgeschehen, in der Haltung und den Einstellungen gegenüber Schule und Lernen in den Familien. Ausgehend davon konnte eine differentielle, milieuspezifische Verschränkung zwischen familialen und schulischen Bildungsorten aufgezeigt werden, welche schulische Vorteile für Kinder aus Familien und Milieus mit umfangreicheren Ressourcen und schulbildungsnäheren Praktiken und zugleich Nachteile für Kinder aus Milieus mit geringerem Kapitalumfang und schulbildungsferneren Einstellungen und Haltungen mit sich bringt (vgl. *12. Kinder- und Jugendbericht* 2005, S. 31).

Die in der Literatur häufig beschriebene konzeptionelle Trennung zwischen neutraler Leistung, individueller Begabung bzw. Fähigkeit und schulischem Kompetenzerwerb einerseits und andererseits dem auch empirisch kontrollierbaren – auch im Sinne von eliminierbaren – „Hintergrundmerkmal Familie“ ist angesichts dieser Befunde zu problematisieren¹⁰. Stattdessen können durch die Berücksichtigung der Gleichzeitigkeit des Bildungsgeschehens an unterschiedlichen Bildungsorten und die Analyse der allgemeinen wie auch differentiellen „Gatekeeper“-Funktion von Familie Ideen gesammelt werden, welche Faktoren und konkreten Mechanismen am zu Beginn des Beitrags angesprochenen stabilen Befund der bislang meist nur auf schulischem Terrain untersuchten Bildungsungleichheit, der eigentlichen ‚Bildungskatastrophe‘, beteiligt sind.

Anmerkungen

- 1 Zu jedem befragten Kind liegt ein Mütter-, aber nicht notwendigerweise ein Väterinterview vor (Details zur Stichprobenszusammensetzung in Alt 2005; Betz u.a. i.E.). Die Daten in Kap. 3 beziehen sich vorwiegend auf die Kinderangaben.
- 2 Es gibt empirische Belege, dass in der Schule erfolgreiche Kinder eher den Kontakt zu Peers suchen, die die Aneignung von schulisch verwertbarem kulturellem Kapital weiter begünstigen (Helsper/Hummrich 2005, S. 131). Diese Peerinteraktionen können als ‚schulbildungsförderliche‘ Zusammenkünfte betrachtet werden. Milieuspezifische Opportunitätsstrukturen und ‚Bildungsgelegenheiten‘ gehen über den familialen Rahmen hinaus.
- 3 Vertikal sind links die in der Literatur breit behandelten biographischen Übergänge in Bildungsinstitutionen ablesbar (Avenarius u.a. 2003). Eine *diachrone Perspektive* wird hier indirekt über die zwei Messzeitpunkte angedeutet, ist aber nicht primärer Gegenstand des Beitrags (zur Problematik ein rein diachronen und dabei institutionell verhafteten Sicht: Betz i.E.; Solga 2005).
- 4 Zudem lässt sich das Zusammenspiel verschiedener Bildungsformen, formale, non-formale und informelle Bildung analysieren. Mit dieser Unterscheidung arbeitet u.a. der 12. Kinder- und Jugendbericht (BMFSFJ 2005).
- 5 Vgl. die konzeptionelle Entfaltung des Bildungsbegriffs im 12. *Kinder- und Jugendbericht* (2005, S. 23ff., 107ff).
- 6 Auch von Seiten der Institution Schule ist die Nähe des Bildungs- zum Kapitalbegriff begründbar. Ungleich verteilte Fähigkeiten und Kenntnisse werden zu ‚Basiskompetenzen‘ deklariert und so zum Maßstab für alle. Auch die Wahrnehmung von Leistung und Kompetenz ist kapitalgebunden, d.h. von der sozialen Herkunft der Lehrerschaft und ihren Bewertungsmaßstäben nicht unabhängig (u.a. Schumacher 2000). Dies wird hier nicht weiter vertieft.
- 7 Die Häufigkeitsskala beinhaltet die Antwortmöglichkeiten (1) „oft“, (2) „nicht so oft“ und (3) „nie“.
- 8 Aus Platzgründen werden die Milieus im Text durchnummeriert. „Milieu 1“ bezeichnet das Milieu mit den geringsten Kapitalressourcen. Analog dazu beschreibt „Milieu 4“ das Milieu mit der größten soziokulturellen Kapitalausstattung.
- 9 Diese „Hypothesen“ können in den Auswertungen der 3. Welle des Kinderpanels, d.h. nach dem erfolgten Übergang auf weiterführende Schulen, einer empirischen Überprüfung unterzogen werden.
- 10 Die Meta-Analyse von Lareau/Weininger (2003) zeigt anschaulich, wie diese Trennung in das Forschungsdesign zahlreicher Studien eingelassen ist. Zugleich liefern sie einen überzeugenden konzeptionellen wie empirischen Vorschlag, um die unauflösbare Verschränkung von (familialer) Herkunft und Schulerfolg zu analysieren.

Literatur

- Alt, C. (2005): Das Kinderpanel. Einführung. In: Alt, C. (Hrsg.): *Kinderleben. Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen.* (Bd. 1: *Aufwachsen in Familien*). – Wiesbaden, S. 7-22.
- Avenarius, H./Ditton, H./Döbert, H. u.a. (2003): *Bildungsbericht für Deutschland: Erste Befunde.* – Opladen
- Betz, T. (2006): *Ungleiche Kindheit Ein (erziehungswissenschaftlicher) Blick auf die Verschränkung von Herkunft und Bildung.* ZSE 26, 1: S. 52-68.
- Betz, T. (i.E.): *Formale Bildung als ‚Weiter-Bildung‘ oder ‚Dekulturation‘ familialer Bildung? – Übergänge von Kindern zwischen Familie und Schule.* In: Alt, C. (Hrsg.). Bd. 3 der Reihe DJI-Kinderpanel. – Wiesbaden

- Betz, T./Lange, A./Alt, C. (i.E.): Das Kinderpanel als Beitrag zu einer Sozialberichterstattung über Kinder. Theoretisch-konzeptionelle Rahmung und method(olog)ische Implikationen. In: Alt, C. (Hrsg.). Bd. 3 der Reihe DJI-Kinderpanel. – Wiesbaden
- BMBF (2004): Konzeptionelle Grundlagen für einen nationalen Bildungsbericht. Non-formale und informelle Bildung im Kindes- und Jugendalter. – Berlin.
- BMFSFJ (2002): Die bildungspolitische Bedeutung der Familie Folgerungen aus der PISA-Studie (Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen, Bd. 224). – Stuttgart
- BMFSFJ (2005): Zwölfter Kinder- und Jugendbericht. Bildung, Betreuung und Erziehung vor und neben der Schule. – München
- Bourdieu, P. (1970): Zur Soziologie der symbolischen Formen. – Frankfurt a. Main
- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. – Frankfurt a. Main
- Bourdieu, P. (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. – Hamburg
- Brake, A./Büchner, P. (2003): Bildungsort Familie: Die Transmission von kulturellem und sozialem Kapital im Mehrgenerationenzusammenhang. Überlegungen zur Bildungsbedeutsamkeit der Familie. *ZfE* 6, 4: S. 618-638.
- Büchner, P./Fuhs, B. (1994): Kinderkulturelle Praxis: Kindliche Handlungskontexte und Aktivitätsprofile im außerschulischen Lebensalltag. In: *du Bois-Reymond, M./Büchner, P./Krüger, H.-H.* u.a. (Hrsg.): *Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich.* – Opladen, S. 63-135.
- Edelstein, W. (1999): Soziale Selektion, Sozialisation und individuelle Entwicklung. Zehn Thesen zur sozialkonstruktivistischen Rekonstruktion der Sozialisationsforschung. In: *Grundmann, M.* (Hrsg.), *Konstruktivistische Sozialisationsforschung.* – Frankfurt a. Main, S. 35-52.
- Fölling-Albers, M. (2005): Chancenungleichheit in der Schule (k)ein Thema? Überlegungen zu pädagogischen und schulstrukturellen Hintergründen. *ZSE* 25, 2: S. 198-213.
- Grundmann, M./Groh-Samberg, O./Bittlingmayer, U. H./Bauer, U. (2003): Milieuspezifische Bildungsstrategien in Familie und Gleichaltrigengruppe. *ZfE* 6, 1: S. 25-45.
- Grunert, C. (2005): Kompetenzerwerb von Kindern und Jugendlichen in außerunterrichtlichen Sozialisationsfeldern. In: *Grunert, C./Helsper, W./Hummrich, M.* u.a. (Hrsg.): *Kompetenzerwerb von Kindern und Jugendlichen im Schulalter.* – München, S. 9-94.
- Helsper, W./Hummrich, M. (2005): Erfolg und Scheitern in der Schulkarriere: Ausmaß, Erklärungen, biografische Auswirkungen und Reformvorschläge. In: *Grunert, C./Helsper, W./Hummrich, M.* u.a. (Hrsg.): *Kompetenzerwerb von Kindern und Jugendlichen im Schulalter.* – München, S. 95-173.
- Lareau, A./Weininger, E. B. (2003): Cultural capital in educational research: a critical assessment. *Theory and Society* 32, 5-6: p. 567-606.
- Otto, H.-U./Rauschenbach, T. (2005): Die andere Seite der Bildung. Zum Verhältnis von formellen und informellen Bildungsprozessen. – Wiesbaden
- Schumacher, E. (2000): Soziale Milieus von Grundschulpädagoginnen und -pädagogen. In: *Jaumann-Graumann, O./Köhnlein, W.* (Hrsg.): *Lehrerprofessionalität Lehrerprofessionalisierung* (9. Jahrbuch Grundschulforschung, Bd. 3). – Bad Heilbrunn, S. 110-121.
- Solga, H. (2005): Meritokratie die moderne Legitimation ungleicher Bildungschancen. In: *Berger, P. A./Kahlert, H.* (Hrsg.): *Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert.* – Weinheim, S. 19-38.
- Stanat, P./Artelt, C./Baumert, J. u.a. (2002): PISA 2000 – Die Studie im Überblick. Grundlagen, Methoden und Ergebnisse. – Berlin.
- Stecher, L. (1999): Bildungshegeiz der Eltern, soziale Lage und Schulbesuch der Kinder. In: *Silbereisen, R. K./Zinnecker, J.* (Hrsg.): *Entwicklung im sozialen Wandel.* – Weinheim, S. 337-356.
- Wild, E. (2004): Häusliches Lernen. Forschungsdesiderate und Forschungsperspektiven. *ZfE* 7 (3. Beiheft): S. 37-64.
- Zedler, P. (2002): Erziehungswissenschaftliche Bildungsforschung. In: *Tippelt R.* (Hrsg.): *Handbuch Bildungsforschung.* – Opladen, S. 21-39.

Kontinuität und Kompensation

Die Bedeutung von Familie und Gleichaltrigen (Peers) für Persönlichkeit und Problemverhalten in der mittleren Kindheit¹

Angelika Traub



Dr. Angelika Traub.
Deutsches
Jugendinstitut
München

Zusammenfassung

In der mittleren Kindheit gewinnen Gleichaltrigenbeziehungen an Bedeutung, die Familie bleibt aber wichtiger Bezugspunkt. Welche Beziehung besteht zwischen diesen beiden Lebenswelten? Im DJI-Kinderpanel wurden 722 9- bis 10-jährige Kinder und ihre Mütter befragt. Die Ergebnisse zeigen, dass sich eine Kontinuität zwischen der Qualität familialer Beziehungen und der Qualität der Peerbeziehungen nur bedingt feststellen lässt. Den ungünstigen Effekt problematischer familialer Beziehungen auf die Persönlichkeit und das Problemverhalten der Kinder können unterstützende Peerbeziehungen zum Teil kompensieren.

Schlagwörter: Peers, Familienbeziehungen, Kompensation, Persönlichkeitsentwicklung, Problemverhalten, mittlere Kindheit

Abstract

In middle childhood peers gain significance, but families are still an important reference point. The relation between these main life spheres will be examined. In the DJI-Children longitudinal study 722 nine to ten years old children and their mothers were interviewed. The data show that there is only little continuity between the quality of family relationships and the quality of peer relationships. The negative effects of problematic family relationships on child adjustment are partly compensated by supporting peer relationships.

Keywords: peers, family relationships, compensation, Child adjustment, middle childhood

1. Einleitung

Die Familie ist für Kinder die zentrale Sozialisationsinstanz, doch gewinnen in der mittleren Kindheit Gleichaltrige zunehmend an Bedeutung. In der Schule verbringen Kinder viele Stunden täglich in einer Klassengemeinschaft, in der sie sich behaupten und in die sie sich integrieren müssen. Der Schulweg, Schulpausen und Ausflüge bieten vielerlei Möglichkeiten, um die Kontakte zu vertiefen. Wie gut Kindern der Anschluss an die Klassenkameraden gelingt, bestimmt mit, wie wohl sie sich insgesamt in der

In keinem Lebensbereich fühlen sich Kinder so wohl wie unter ihren Freunden und Freundinnen

Schule fühlen und wie gut sie deren Anforderungen meistern (*Oswald/Krappmann 2005, Schneider 2005, Traub 2005*). Auch in der Freizeit spielen Gleichaltrige zunehmend eine wichtige Rolle. Sich mit anderen Kindern zu treffen und etwas zu unternehmen, gehört zu den beliebtesten Freizeitaktivitäten bei 10- bis 13-Jährigen (*Fries 2002*). In keinem Lebensbereich fühlen sich Kinder so wohl wie unter ihren Freunden und Freundinnen (*Krappmann 2002*). Freundschaftsbeziehungen einzugehen und seinen Platz in Gleichaltrigengruppen zu finden, sind wichtige Entwicklungsaufgaben (*Havighurst 1972*). Daneben behält die Familie jedoch ihren hohen Stellenwert: Bei den meisten 10- bis 13-Jährigen sind die Eltern immer noch die wichtigsten Bezugspersonen und Ratgeber – vor den gleichaltrigen Freunden (*Zinnecker/Strzoda 1996*)².

Symmetrie, Freiwilligkeit und Nähe

Krappmann (2002) warnt vor einer unergiebigem Auseinandersetzung darüber, ob Familie *oder* Gleichaltrige wichtiger für Wohlbefinden und Entwicklung von Kindern und Jugendlichen seien, und betont stattdessen – wie andere Autoren (cf *Sullivan 1980, Youniss 1982*) – dass beide Lebensbereiche *Unterschiedliches* zum Aufwachsen der Kinder beitragen und einander ergänzen. Denn Interaktionen zwischen Eltern und Kindern und Interaktionen unter Gleichaltrigen unterscheiden sich in wesentlichen Aspekten voneinander³. Nach *Laursen u.a. (1996 zit. nach DeHart 1999)* können Beziehungen hinsichtlich dreier Dimensionen variieren: Symmetrie, Freiwilligkeit und Nähe. Da Eltern über einen Wissens- und Erfahrungsvorsprung gegenüber ihren Kindern verfügen und mit ihnen in der asymmetrischen Rolle des Erziehenden interagieren, übernehmen die Kinder die Vorstellungen und Regeln der Erwachsenen, ohne sie wirklich nachzuvollziehen und zu verstehen (*Youniss 1982*). Gleichaltrige interagieren hingegen ‚auf gleicher Augenhöhe‘, d.h. bei Meinungsverschiedenheiten treffen gleichberechtigte Argumente aufeinander. Die Kinder müssen sich mit den konträren Argumenten auseinandersetzen und ein gemeinsames Verständnis erarbeiten, wenn sie die Interaktion nicht scheitern lassen wollen. Denn: Gleichaltrige sind nicht – wie die Eltern – selbstverständlich da, sondern es handelt sich um Beziehungen, die beide Seiten frei wählen und bei Unzufriedenheit oder Streit jederzeit aufkündigen können. Damit stellen Gleichaltrigenbeziehungen eine soziale Herausforderung dar: Selbständig müssen Kinder Regeln des Miteinander aushandeln, ihre Interessen vertreten, aber auch die Wünsche ihres Gegenübers wahrnehmen und berücksichtigen.

Nach *Sullivan (1980)* entwickeln Kinder in der Präadoleszenz das Bedürfnis nach Freundschaften, die durch eine besondere Qualität der Nähe, durch gegenseitiges Verständnis und wechselseitige Anerkennung geprägt sind. Diesen engen, reziproken ‚Busenfreundschaften‘ räumt er eine zentrale Bedeutung für die Entwicklung der Kinder ein. Busenfreunde sind besonders bemüht umeinander; durch die Augen des Anderen können sie ihre Sicht auf sich selbst und die Welt validieren und so ein positives und realistisches Selbstbild aufbauen. Zudem können Kinder Kritik durch ihre/n ‚Busenfreund/in‘ – z.B. an unangemessenem, aggressivem Verhalten – eher annehmen. Gelingt es Kindern, solch enge Freundschaften zu etablieren, so vermutet *Sullivan (1980)*, könnten diese den Effekt ungünstiger familialer Beziehungen abpuffern.

Dieser *kompensatorische Effekt* von engen Gleichaltrigenbeziehungen konnte für unterschiedliche Altersgruppen und Entwicklungsaspekte belegt werden: So reduzierte sich in der Studie von *Criss u.a.* (2002) der ungünstige Effekt von Ehekonflikten und unangemessener elterlicher Strenge auf das externalisierende Verhalten von Vorschulkindern, wenn diese positive Peerbeziehungen unterhielten. Auch bei *Gauze u.a.* (1996) war der negative Effekt von wenig flexiblen und kohäsiven Familienbeziehungen auf die selbst eingeschätzte soziale Kompetenz und das Selbstwertgefühl von Viert- bis Sechstklässlern geringer, wenn sie eine reziproke beste Freundschaft hatten oder von einer hohen Freundschaftsqualität berichteten. In einer Längsschnittstudie konnte gar eine Verbesserung des Selbstwertgefühls bei misshandelten 8- bis 13-jährigen Kindern mit einem reziproken, unterstützenden besten Freund festgestellt werden (*Bolger u.a.* 1998). *Uhlendorff* (2005) weist nach, dass Jugendliche mit problematischer Beziehung zu ihrer Mutter nur dann häufiger abweichendes Verhalten wie Schwindeln, Stehlen und Lügen zeigen, wenn sie nicht in enge, unterstützende Freundschaften eingebunden sind. Unterstützende Gleichaltrigenbeziehungen sind somit gerade dann wichtig für das Selbstwertgefühl von Kindern und ihre Entwicklung von sozialen Kompetenzen bzw. die Minderung ihres Problemverhaltens, wenn Anerkennung, Wärme und Unterstützung in der Familie fehlen.

kompensatorischer Effekt von engen Gleichaltrigenbeziehungen

Andererseits gibt es eine Vielzahl an Belegen, dass gerade Kinder aus belasteten und wenig unterstützenden Familien sich schwer tun, enge Freundschaften zu knüpfen – und somit ‚der lange Arm der Familie‘ in die Gleichaltrigenbeziehungen hineinreicht (*Cooper/Cooper* 1992, *Freitag u.a.* 1996, *Ladd* 1992, *Parke/O’Neil* 1999). Erklärbar ist diese *Kontinuität* zum einen darüber, dass engagierte Eltern die Freundschaften ihrer Kinder häufiger direkt fördern, zum Beispiel durch das Schaffen von Kontaktgelegenheiten oder das ‚Coaching‘ ihrer Kinder bei Problemen mit Gleichaltrigen. Zum anderen entwickeln Kinder in der Interaktion mit ihren Eltern grundlegende Vorstellungen über die Ausgestaltung sozialer Beziehungen und lernen, wie man miteinander Spaß haben und Konflikte lösen kann⁴. Als vermittelnde Prozesse werden hier familiäre Erziehungspraktiken und Interaktionsstile diskutiert (*Parke/O’Neil* 1999, *Parke u.a.* 1992). Neuere Untersuchungen in der Tradition der Erziehungsstilforschung bestätigen *Baumrinds* (1973) Erkenntnisse, dass ein autoritativer Erziehungsstil, gekennzeichnet durch Responsivität und Wärme, mit einer höheren Akzeptanz unter Gleichaltrigen einhergeht (*Harrist u.a.* 1994; *Puttallaz* 1987). Inkonsistente und Zwang ausübende Disziplinierungsstrategien stehen hingegen mehr mit antisozialen Verhalten der Kinder und vermehrter Ablehnung durch die Gleichaltrigen im Zusammenhang (*Dishion* 1990).

der lange Arm der Familie

Ziel dieses Aufsatzes ist es, die Beziehung zwischen den Lebensbereichen Familie und Gleichaltrigen herauszuarbeiten. Dabei stellen sich vor allem folgende Fragen:

- Welchen Effekt hat die Qualität familialer Beziehungen auf die Anzahl und Qualität der Gleichaltrigenbeziehungen von 9- bis 10-Jährigen? Gibt es hier

Spillover- bzw. Kontinuitätseffekte? Betrachtet werden sollen hier zum einen mögliche positive Effekte einer autoritativ warmen Erziehung, zum anderen potentiell negative Effekte einer unangemessen strengen Erziehung und körperlicher Disziplinierungsmaßnahmen.

- Kann ein hohes Maß an sozialer Unterstützung durch Gleichaltrige die Auswirkung ungünstiger familialer Erziehungspraktiken auf die Persönlichkeit und das Problemverhalten der Kinder abpuffern? Solche *kompensatorischen Effekte*⁵ sollen für das kindliche Selbstbild, seine soziale Aufgeschlossenheit und für externalisierende Verhaltenstendenzen überprüft werden.

Einschränkend muss allerdings vorausgeschickt werden, dass die in den Leitfragen anklingenden Kausalannahmen – familiale Beziehungen wirken auf die Gleichaltrigenbeziehungen, Familie und Peers beeinflussen die Entwicklung der Kinder – mit den vorliegenden Querschnittsdaten nicht angemessen überprüft werden können. Dies kann erst im Längsschnitt nachgeholt werden.

2. Methode und Variablen

Datengrundlage ist die 2. Welle des DJI-Kinderpanels, in dem 722 Kinder zwischen 9 und 10 Jahren und deren Mütter mündlich befragt wurden.

Sozio-strukturelle Faktoren

Der sozioökonomische Status einer Familie wurde als Index aus dem Ausbildungsabschluss, dem Einkommen und dem ausgeübten Beruf der Eltern gebildet (siehe *Alt/Quellenberg* 2005). In den Indikator ‚Wohnqualität‘ gingen Informationen über die Ausstattung, Größe und den Zustand der Wohnung, sowie Angaben zur Qualität des direkten Wohnumfelds (Spielmöglichkeiten, Straßenverkehr) ein; es wurden drei Gruppen (positiv, durchschnittlich, belastet) unterschieden (siehe *Steinhübl* 2005).

Familiale Beziehungen

Das mütterliche Erziehungsverhalten sowie die Qualität der familialen Beziehungen wurden von Kindern *und* Müttern anhand von drei Skalen eingeschätzt.

mütterliche Unterstützung	Das Ausmaß an mütterlicher Unterstützung wurde mit der Skala ‚kindzentrierte Kommunikation‘ nach <i>Schwarz u.a.</i> (1997) erfasst, die zum einen den Aspekt Wärme und Liebe und zum anderen eine konstruktive, partnerschaftliche Kommunikation zwischen Mutter und Kind anspricht (Bsp.: „Wie oft gibt deine Mutter dir das Gefühl, dass sie dir wirklich vertraut?“).
Familienklima	Das emotionale Klima in der ganzen Familie wurde mit der Skala ‚Familienklima‘ in Anlehnung an <i>Engfer/Schneewind/Hinderer</i> (1978) erhoben (Bsp.: „In unserer Familie haben wir viel Spaß miteinander“).
mütterliche Strenge	

Rigide mütterliche Strenge wurde mit der Skala ‚Strenge Kontrolle‘ (Schwarz u.a. 1997) operationalisiert (Bsp.: „Deine Mutter meint, dass sie immer recht hat und dass du ihr nicht widersprechen sollst.“). Alle drei Skalen sind zufrieden stellend reliabel (Cronbachs α zwischen .70 und .78). Nur die Mütter wurden in Anlehnung an die ‚Conflict Tactics Scale‘ (Straus 1979) gefragt, wie häufig sie in einem Konflikt ihrem Kind gegenüber in den letzten 12 Monaten ‚handgreiflich‘ geworden waren. Drei Formen körperlicher Disziplinierung wurden abgefragt: einen Klaps gegeben/ein bisschen geschüttelt, eine Ohrfeige gegeben und geschlagen. 59% aller Mütter gaben an, nie körperliche Disziplinierung eingesetzt zu haben, weitere 21% erinnerten sich, eine der erwähnten Disziplinierungsformen ein- bis zweimal angewandt zu haben. 20% der Mütter hatten ihr Kind mehr als ein- bis zweimal bzw. auf unterschiedliche Weise körperlich bestraft. Aufgrund der sehr schiefen Verteilung wurde diese Skala in ‚nie oder eine Disziplinierungsform, maximal ein- bis zweimal‘ (0) und ‚häufiger‘ (1) rekodiert.

**körperliche
Disziplinierung**

Peerbeziehungen

In Anlehnung an das Freundschaftsinterview von Krappmann u.a. (1991) wurden die befragten Kinder gebeten, die Namen jener Kinder, „mit denen du öfter etwas zusammen machst, z.B. in den Schulpausen oder am Nachmittag“ auf Kärtchen zu notieren⁶. Zu jedem genannten Peer wurden drei Fragen über die Qualität der Beziehung gestellt (Bsp.: „Wie gut kannst Du mit (Name des Peers) Geheimnisse haben?“). Die Skala ‚Unterstützung durch Peers‘ ist auf der Peerebene zufrieden stellend reliabel ($\alpha=.71$). Die für jeden Peer ermittelte Unterstützung wurde als Durchschnittswert auf Zielkindebene aggregiert⁷. Für jeden Peer sollten die befragten Kinder zudem entscheiden, ob es sich „um ein Kind, mit dem du was machst“ oder um „einen guten Freund/eine gute Freundin“ handelt. Die Anzahl der genannten guten Freunde wurde aufsummiert⁸. Die Variablen ‚Unterstützung durch Peers‘ und ‚Anzahl guter Freunde‘ zielen auf die unterschiedlichen Dimensionen Qualität und Quantität von Peerbeziehungen ab und sind statistisch voneinander unabhängig ($r=.06$, n.s.).

**Unterstützung durch
Peers**

Anzahl Freunde

Persönlichkeit und Problemverhalten des Kindes

Verschiedene Verhaltensweisen und Befindlichkeiten wurden sowohl von den Müttern als auch von den 9-10jährigen Kindern selbst eingeschätzt. (siehe Gloger-Tippelt/Vetter 2005). Die Skala ‚positives Selbstbild‘ erfasst eine positive Haltung des Kindes gegenüber sich selbst (Bsp.: „Ich finde mich o.k.“; $\alpha=.56$), die Skala ‚soziale und kognitive Aufgeschlossenheit‘ beinhaltet Aspekte wie die eingeschätzte Empathiefähigkeit, Kontaktfreudigkeit und Neugier des Kindes (Bsp.: „Ich merke, wenn es meinem Freund

positives Selbstbild

**soziale und kognitive
Aufgeschlossenheit**

Externalisierung

oder meiner Freundin schlecht geht“, $\alpha=.65$). Die Skala ‚Externalisierung‘ zielt auf Verhaltenstendenzen des Kindes, auf Schwierigkeiten mit Wut und Ärger zu reagieren bzw. aggressives Verhalten zu zeigen (Bsp.: „Ich werde leicht sauer“, $\alpha=.82$). Die mütterlichen Einschätzungen und die Einschätzungen der Kinder selbst flossen beide als Durchschnittswert in die Skalen ein. Die drei Skalen sind ausreichend reliabel.

Die Durchschnittswerte der Skalen belegen, dass die Mütter als gut bis sehr gut unterstützend und in mittlerem Maße streng eingeschätzt werden. Das Familienklima wird sehr positiv beurteilt. Durchschnittlich benennen die befragten Kinder vier gute Freunde und fühlen sich von ihren Peers gut bis sehr gut unterstützt; dieser Mittelwert entspricht dem der mütterlichen Unterstützung. Nach eigenem Bekunden und dem ihrer Mütter haben die Kinder ein sehr positives Selbstbild und sind relativ (bis sehr) aufgeschlossen. Zudem zeigen sie in eher geringem Maße ‚externalisierendes‘ (aggressives) Verhalten.

3. Ergebnisse

3.1 Die Bedeutung familialer Faktoren für die Anzahl und Qualität der Peerbeziehungen

Kontinuitätshypothese

Die *Kontinuitätshypothese* wurde getrennt für die Anzahl an guten Freunden und die Unterstützung durch die Peers geprüft, um die jeweilige Relevanz familialer Beziehungen für die Qualität *und* Quantität der Peerbeziehungen zu ermitteln. Zunächst die Ergebnisse zur erhaltenen Peerunterstützung: Es wurden Korrelationen zwischen der Peerunterstützung und den familialen Faktoren berechnet. Der Erwartung entsprechend, stehen die mütterliche Unterstützung und ein positives Familienklima in signifikantem Zusammenhang mit unterstützenden Peerbeziehungen. Kinder, deren Mütter sie im letzten Jahr mehr als ein- bis zweimal geschlagen haben, berichten von signifikant weniger unterstützenden Peerbeziehungen⁹. Ein Zusammenhang zwischen mütterlicher Strenge und der Qualität der Peerbeziehungen besteht hingegen nicht.

Zusätzlich wurden strukturelle Faktoren wie der sozioökonomische Status der Familie und die Qualität ihrer Wohnung und ihres Wohnumfelds auf ihre Bedeutung überprüft: Sie spielten für die Qualität der Peerbeziehungen keine Rolle.

Eine multiple Regressionsanalyse mit dem Kriterium ‚Unterstützung durch Peers‘ bestätigt die meisten bivariaten Zusammenhänge: Mütterliche Unterstützung und ein positives Familienklima sind nahezu in gleichem Maße bedeutsam für die Qualität der Peerbeziehungen, körperliche Disziplinierungsmaßnahmen der Mütter spielen unter Berücksichtigung der anderen familialen Faktoren keine Rolle. Insgesamt erklären die familialen Prädiktoren jedoch nur einen geringen Anteil von 5% der Unterschiede in der von den Kindern eingeschätzten Qualität ihrer Peerbeziehungen.

Aus der Stressforschung ist bekannt, dass sich hinter schwachen Zusammenhängen erhebliche Effekte im Extremgruppenvergleich verbergen können

(Frese 1991). Um zu prüfen, in welchem Umfang sehr ungünstige familiäre Bedingungen das Risiko sehr schlechter Peerbeziehungen erhöhen, wurden die 9- bis 10-Jährigen – bezogen auf jede familiäre Variable und ihre Peerunterstützung – in drei Gruppen unterteilt: die 20% Kinder mit den geringsten Ausprägungen, die mittleren 60% und die 20% Kinder mit den höchsten Ausprägungen.

Tab. 1: Anteile von Kindern mit geringer und hoher Peerunterstützung, nach mütterlichem Erziehungsverhalten und Familienklima (in %)

	Unterstützung durch Peers gering (untere 20%, N=144)	Unterstützung durch Peers hoch (obere 20%, N=138)
Mütterliche Unterstützung **		
gering (N=131)	32%	12%
mittel (N=386)	21%	22%
hoch (N=159)	13%	24%
Mütterliche Strenge n.s.		
gering (N=128)	26%	18%
mittel (N=415)	20%	22%
hoch (N=129)	21%	18%
Körperliche Disziplinierung n.s.		
nie/fast nie (N=543)	20%	22%
gelegentlich bis öfter (N=131)	27%	15%
Familienklima **		
negativ (N=138)	30%	14%
mittel (N=384)	21%	19%
positiv (N=151)	12%	30%

Chiquadrat-Test: **: $p \leq .01$; *: $p \leq .05$; n.s.: $p > .05$

Vergleicht man die Kinder mit gering und hoch unterstützenden Müttern, so haben jene mit wenig mütterlicher Unterstützung mehr als doppelt so häufig auch wenig unterstützende Peers und nur halb so häufig Peers, die sehr viel Unterstützung bieten (Tab. 1). Für das Familienklima zeigen sich dieselben Effekte¹⁰. Mütterliche Strenge und körperliche Disziplinierungsmaßnahmen zeigen jedoch auch beim Extremgruppenvergleich keine nennenswerten Effekte.

Für das Kriterium ‚Anzahl guter Freunde‘ wurden ebenfalls Korrelationen und eine multiple Regression berechnet. Ein hohes Maß an mütterlicher Unterstützung steht als einziger Prädiktor in signifikantem Zusammenhang mit mehr Freunden¹¹. Bivariat geht auch eine hohe Wohnqualität mit mehr guten Freunden einher – dieser Zusammenhang verliert aber bei einer multivariaten Betrachtung an Bedeutung. Alle anderen familialen Faktoren spielen keine Rolle für die Anzahl an befreundeten Kindern. Entsprechend gering ist die aufgeklärte Varianz (2,5%). Mit wie vielen Gleichaltrigen die 9- bis 10-Jährigen befreundet sind, lässt sich somit nur marginal über die Qualität der familialen Beziehungen erklären.

Angesichts der oben skizzierten Bedeutung enger Freundschaften gilt das Fehlen guter Freunde als Entwicklungsrisiko (Newcomb/Bagwell 1996). Deshalb wurde analog überprüft, ob besonders ungünstige familiäre Prozesse mit

einem erhöhten Risiko sozialer Isolation einhergehen bzw. besonders günstige familiäre Bedingungen zu einer vielfältigen Einbindung führen.

Tab. 2: Anteile von Kindern mit keinem guten Freund und sehr vielen Freunden, nach mütterlichem Erziehungsverhalten und Familienklima (in %)

	Kein guter Freund (9%, N=62)	7 bis 12 gute Freunde (obere 19%, N=127)
Mütterliche Unterstützung **		
gering (N=131)	13%	13%
<i>mittel</i> (N=386)	8%	18%
hoch (N=159)	6%	24%
Mütterliche Strenge n.s.		
gering (N=128)	7%	18%
<i>mittel</i> (N=415)	9%	19%
hoch (N=129)	13%	18%
Körperliche Disziplinierung *		
nie/fast nie (N=543)	7%	18%
gelegentlich bis öfter (N=131)	15%	19%
Familienklima n.s.		
negativ (N=138)	9%	17%
<i>mittel</i> (N=384)	9%	19%
positiv (N=151)	8%	16%

Chiquadrat-Test: **: $p \leq .01$; *: $p \leq .05$; n.s.: $p > .05$

Die Bedeutung der mütterlichen Unterstützung wird untermauert: Kinder, die von ihrer Mutter sehr gut unterstützt werden, sind nur halb so oft *ohne* gute Freunde wie Kinder mit geringer Unterstützung (Tab. 2). Zudem haben erstere knapp doppelt so oft besonders viele Freunde. Für mütterliche Strenge und Familienklima fehlen die empirischen Zusammenhänge. Entgegen den korrelativen Ergebnissen zeigt sich bei ihrer Kontrastierung, dass Kinder, die von ihren Müttern gelegentlich oder gar öfter geschlagen werden, doppelt so häufig keine guten Freunde haben, wie Kinder, die dies nie oder nur sehr selten erleben. Eine gewaltfreie Erziehung erhöht jedoch nicht die Wahrscheinlichkeit, zugleich viele Freunde zu haben.

Fazit: Die gemessenen familialen Faktoren erklären in Regressionsmodellen maximal 5% der Unterschiede in den Peerbeziehungen der Kinder: eine lineare Kontinuität ist somit nur in geringem Umfang gegeben. Der Vergleich der Extremgruppen liefert jedoch deutlichere Effekte. Mütterliche Unterstützung spielt für die Anzahl an guten Freundschaften und die durchschnittliche Unterstützung durch Gleichaltrige eine zentrale Rolle – Kinder mit wenig unterstützenden Müttern haben etwa doppelt so häufig keinen guten Freund oder eher geringere Unterstützung durch ihre Peers als diejenigen Kinder mit sehr viel mütterlicher Unterstützung. Das Familienklima hat für die Peer-Unterstützung eine ähnliche Erklärungsrelevanz wie die mütterliche Unterstützung, spielt aber für die Anzahl an Freunden keine Rolle. Mütterliche Strenge und körperliche Disziplinierungen gegenüber dem Kind tragen (in Regressionsanalysen) nichts zur Erklärung der kindlichen Peerbeziehungen bei. Bei einem Extremgruppenvergleich sind Kinder, die gelegentlich oder häufiger von ihren Müttern geschlagen werden, jedoch

doppelt so häufig ohne gute Freunde. Strukturelle Faktoren – der sozioökonomische Status der Familie und die Qualität ihrer Wohnverhältnisse – haben keine messbare Bedeutung für die Peerbeziehungen der Kinder.

3.2 Die Bedeutung von Familie und Peers für die soziale und kognitive ‚Aufgeschlossenheit‘

Zur Bestimmung der Bedeutung von Familie und Peers für die soziale und kognitive Aufgeschlossenheit der 9- bis 10-Jährigen wurden bivariate Korrelationen sowie eine multiple Regression berechnet. Als wichtigster Prädiktor erweist sich eine kindzentrierte Kommunikation und Unterstützung durch ihre Mutter, gefolgt von der Unterstützung, die die Kinder durch ihre Peers erfahren¹²: Kinder, die von ihren Müttern oder ihren Peers unterstützt werden, sind prinzipiell aufgeschlossener. Ein positives Familienklima und viele Freunde tragen ebenfalls zur Aufgeschlossenheit der Kinder bei. Ungünstiges Erziehungsverhalten – wie mütterliche Strenge und aggressives Verhalten ihrem Kind gegenüber – gehen (bivariat) mit einer geringeren Aufgeschlossenheit der Kinder einher, verlieren aber bei Berücksichtigung der weiteren familialen Faktoren ihre Relevanz. Ein hoher sozioökonomischer Status und positive Wohnbedingungen stehen – unter Berücksichtigung familialer Prozesse und der Peerbeziehungen – ebenfalls in Zusammenhang mit einer höheren Aufgeschlossenheit der Kinder. Insgesamt kann durch die genannten Prädiktoren ein Viertel der Unterschiede in der kindlichen Aufgeschlossenheit erklärt werden.

Familiale Beziehungen *und* Peerbeziehungen sind ersichtlich bedeutsam für die Aufgeschlossenheit der Kinder. In Bezug auf die *Kompensationshypothese* stellt sich nun die Frage, ob unterstützende Peerbeziehungen ungünstige familiäre Bedingungen in ihrem negativen Effekt für die kindliche Aufgeschlossenheit ausgleichen können. Da sich die mütterliche Unterstützung und das Familienklima als für die Aufgeschlossenheit relevante familiäre Faktoren erwiesen haben, sollen für diese beiden Variablen getrennt die kompensatorischen Effekte überprüft werden. Dazu werden vier Gruppen verglichen:

Kompensationshypothese

- Kinder, die bezüglich der familialen Variable, wie auch bezüglich ihrer Peerunterstützung, zu den 20% Kindern mit den ungünstigsten Bedingungen zählen (abgekürzt: Fam-Pe-)
- Kinder, die nur bezüglich der Familie (Fam-Pe+)
- oder nur bezüglich ihrer Peerunterstützung (Fam+Pe-) ungünstige Entwicklungsbedingungen haben
- und Kinder, die in beiden Lebensbereichen durchschnittliche bis sehr gute Bedingungen¹³ haben (Fam+Pe+).

Inwieweit gute Peerbeziehungen fehlende mütterliche Unterstützung bzw. ein schlechtes Familienklima ‚auffangen‘ können, wurde auf zweierlei Weise geprüft:

- Erstens wurden die vier Gruppen bezüglich ihrer durchschnittlichen Aufgeschlossenheit verglichen. Die Gruppe der Kinder mit geringer mütterlicher Unterstützung (bzw. schlechtem Familienklima), aber guter Unterstützung durch ihre Peers sollte signifikant aufgeschlossener sein als jene Kinder, denen auch der Rückhalt unter Gleichaltrigen fehlt.
- Zum Zweiten wurden die befragten Kinder analog zum obigen Vorgehen in drei Gruppen unterteilt: die gering aufgeschlossenen (untere 23% der Verteilung), die hoch aufgeschlossenen (die oberen 23%) und Kinder mit mittlerer Aufgeschlossenheit. In einem Vergleich der Anteile gering und hoch aufgeschlossener Kinder in den vier genannten Gruppen soll den besonderen Risiken und Chancen durch das Zusammenwirken von Familie und Peers nachgegangen werden

Bei einem Vergleich der Mittelwerte der vier Gruppen zeigen sich bezüglich der mütterlichen Unterstützung (Tab. 3) und dem Familienklima (Tab. 4) ähnliche Effekte. Kinder, die in der Familie *und* bei Ihren Gleichaltrigen wenig Unterstützung bzw. ein eher negatives Familienklima erleben, sind weniger aufgeschlossen als jene Kinder, die in *einem* der beiden Bereiche durchschnittliche bis gute Bedingungen haben. Unterstützende Gleichaltrige haben hierbei einen ähnlich positiven Effekt wie unterstützende Mütter bzw. ein positives Familienklima. Kinder, die in *beiden* Bereichen, d.h. in der Familie und durch die Peers, gut unterstützt werden bzw. ein gutes Familienklima haben, sind wiederum aufgeschlossener als Kinder der drei anderen Gruppen. Für die ‚Kompensationshypothese‘ bedeutet dies, dass unterstützende Peerbeziehungen fehlende mütterliche Unterstützung oder ein negatives Familienklima zum Teil kompensieren können.

Tab.3: Soziale und kognitive Aufgeschlossenheit nach Peerunterstützung und mütterlicher Unterstützung: Mittelwert (M), Anteile von Kindern mit sehr geringer und sehr hoher Aufgeschlossenheit (in %)

	Unterstützung durch Peers: gering (-)	Unterstützung durch Peers: mittel/hoch (+)
mütterliche Unterstützung: gering (-)	M=3,03 gering =50% hoch=0% (N=42)	M=3,25 gering =34% hoch=10% (N=89)
mütterliche Unterstützung: mittel/hoch (+)	M=3,32 gering =30% hoch=20% (N=101)	M=3,47 gering =15% hoch=28% (N=443)

Varianzanalyse: $F(3/671)=32,7^{**}$, $\eta^2=.13$, Posthoc Tamhane: Fam-Pe- < Fam+ Pe- = Fam-Pe+ < Fam+Pe+

Chiquadrat^{**}, **: $p \leq .01$

Aufgeschlossenheit - gering: unterste 23%, hoch: oberste 23%

Die Hälfte der Kinder, die weder von ihrer Mutter, noch von ihren Peers unterstützt werden, ist gering aufgeschlossen: Ihr Anteil ist dreimal so hoch als in der Gruppe der Kinder, die in beiden Lebensbereichen gut unterstützt werden (Tab. 3). Die Gruppen mit nur einer Unterstützungsquelle liegen bezüglich ihres An-

teils an wenig aufgeschlossenen Kindern dazwischen. Für die Variable Familienklima (Tab.4) zeigen sich ähnliche Unterschiede.

Tab. 4: Soziale und kognitive Aufgeschlossenheit nach Peerunterstützung und Familienklima: Mittelwert (M), Anteile von Kindern mit sehr geringer und sehr hoher Aufgeschlossenheit (in %)

	Unterstützung durch Peers: gering (-)	Unterstützung durch Peers: mittel/hoch (+)
Familienklima: negativ (-)	M=3,07 gering = 55% hoch = 2% (N=42)	M=3,29 gering = 38% hoch = 13% (N=96)
Familienklima: mittel/positiv (+)	M=3,29 gering = 29% hoch = 18% (N=100)	M=3,46 gering = 15% hoch = 28% (N=434)

Varianzanalyse: $F(3/668)=24,9^{**}$, $\text{Eta}=.10$, Posthoc Tamhane: Fam-Pe- < Fam+ Pe- = Fam-Pe+ < Fam+Pe+

Chiquadrat**, **: $p \leq .01$

Aufgeschlossenheit - gering: unterste 23%, hoch: oberste 23%

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass unterstützende Peerbeziehungen den negativen Effekt von fehlender mütterlicher Unterstützung oder einem ungünstigen Familienklima zum Teil auffangen können. Dabei addieren sich die Effekte von Familie und Peers auf die kindliche Aufgeschlossenheit.

3.3 Die Bedeutung von Familie und Peers für ein positives Selbstbild

Analog zu dem oben beschriebenen Vorgehen wurde die ‚Kompensationshypothese‘ für das Selbstbild der Kinder überprüft. In einer multiplen Regressionsanalyse zeigt sich das positive Familienklima in einer Familie als wichtigster Prädiktor eines positiven Selbstbildes¹⁴. Eine gute Unterstützung durch Mutter und Peers sind ebenfalls bedeutsam. Selbst unter Kontrolle der Qualität von familialen und Freundschaftsbeziehungen spielt die Qualität der Wohnsituation eine signifikante Rolle für das Selbstbild der Kinder: diejenigen Kinder, die in einer beengten, schlecht ausgestatteten Wohnung und einem wenig kindgerechten Wohnumfeld aufwachsen, haben ein weniger positives Selbstbild. Der sozioökonomische Status sowie mütterliche Strenge und die Anwendung von körperlicher Disziplinierung liefern in der multiplen Regression hingegen keinen signifikanten zusätzlichen Erklärungsbeitrag. Insgesamt können 16,5% der Varianz im positiven Selbstbild der Kinder aufgeklärt werden.

Inwieweit können nun gute Peerbeziehungen die negativen Effekte eines ungünstigen Familienklimas „abpuffern“? Beim Vergleich der vier Gruppen mit positivem/negativem Familienklima und geringer/guter Peerunterstützung haben jene Kinder, die ein positives Familienklima *und* unterstützende Peers erleben, im Durchschnitt das positivste Selbstbild. Zudem ist der Anteil von Kindern mit sehr positivem Selbstbild größer als in den anderen drei Gruppen (Tab. 10).

Letztere drei Gruppen unterscheiden sich bezüglich dieser beiden Aspekte nicht voneinander: eine gute Peerunterstützung bleibt hier angesichts eines ungünstigen Familienklimas wirkungslos.

Betrachtet man den Anteil an Kindern mit sehr geringem Selbstbild in den vier Vergleichsgruppen, so liegt dieser in der Gruppe mit schlechtem Familienklima und geringer Peerunterstützung mehr als doppelt so hoch wie in der Gesamtgruppe. In der Gruppe von Kindern mit guter Peerunterstützung ist dieser Anteil deutlich niedriger – das Risiko eines sehr gering ausgeprägten Selbstbildes wird somit durch gute Peerbeziehungen leicht abgemildert, liegt aber dennoch über dem Risiko in den Gruppen mit positivem Familienklima.

Tab.5: Positives Selbstbild nach Peerunterstützung und Familienklima: Mittelwert (M), Anteile von Kindern mit sehr geringem und sehr hohem positivem Selbstbild (in %)

	Unterstützung durch Peers: gering (-)	Unterstützung durch Peers: Mittel/hoch (+)
Familienklima: negativ (-)	M=3,51 gering = 43% hoch = 14% (N=42)	M=3,58 gering = 25% hoch = 16% (N=96)
Familienklima: mittel/positiv (+)	M=3,63 gering = 18% hoch= 17% (N=100)	M=3,70 gering = 15% hoch = 29% (N=435)

Varianzanalyse: $F(3/669)=15,5^{**}$, $\text{Eta}=.07$, Posthoc Tamhane: Fam-Pe-; Fam+ Pe-; Fam-Pe+ < Fam+Pe+

Chiquadrat**, **: $p \leq .01$

Positives Selbstbild: gering= unterste 19%, hoch= oberste 24%

Mütterliche Unterstützung zeigte sich als signifikanter Prädiktor für das kindliche Selbstbild. Ein Vergleich von Kindern mit geringer oder guter Unterstützung durch ihre Mütter und/oder ihre Peers zeigt, dass nur Kinder, die in beiden Lebensbereichen wenig unterstützt werden, durchschnittlich ein signifikant schlechteres Selbstbild haben als Kinder, die mindestens in einem Bereich Unterstützung erfahren¹⁵ (Tab. 11). Der Anteil von Kindern mit besonders gering ausgeprägtem positivem Selbstbild ist unter den in beiden Bereichen schlecht unterstützten Kindern etwa doppelt so hoch wie bei Kindern mit mindestens einer Unterstützungsquelle. Ein sehr positives Selbstbild entwickeln Kinder mit geringer Unterstützung in beiden Lebensbereichen hingegen drei- bis viermal seltener als Kinder der anderen drei Gruppen. Unterstützende Peerbeziehungen können somit eine fehlende mütterliche Unterstützung vollständig kompensieren.

Tab.6: Positives Selbstbild nach Peerunterstützung und mütterlicher Unterstützung: Mittelwert (M), Anteile von Kindern mit sehr geringem und sehr hohem positivem Selbstbild (in %)

	Unterstützung durch Peers: gering (-)	Unterstützung durch Peers: mittel/hoch (+)
mütterliche Unterstützung: gering (-)	M=3,49 gering =41% hoch=7% (N=42)	M=3,66 gering =14% hoch=23% (N=89)
mütterliche Unterstützung: mittel/hoch (+)	M=3,64 gering =19% hoch=20% (N=101)	M=3,68 gering =18% hoch=27% (N=444)

Varianzanalyse: $F(3/672)=9,1^{**}$, $\text{Eta}=.04$, Posthoc Sidak: Fam-Pe- < Fam+ Pe- = Fam-Pe+ = Fam+Pe+

Chiquadrat**, **: $p \leq .01$

Positives Selbstbild: gering= unterste 19%, hoch= oberste 24%

Während eine gute Peerunterstützung den Effekt von fehlender mütterlicher Unterstützung auf das kindliche Selbstbild vollständig ausgleichen kann, puffert Peerunterstützung ein negatives Familienklima nur in Bezug auf das Risiko eines besonders schlechten Selbstbildes etwas ab.

3.4 Die Bedeutung von Familie und Peers für externalisierendes Verhalten

Alle in eine multiple Regression eingebrachten Variablen liefern einen signifikanten Beitrag zur Erklärung externalisierender, aggressiver Verhaltenstendenzen¹⁶: Ein hohes Maß an externalisierendem Verhalten ist verknüpft mit einem niedrigeren sozioökonomischen Status, einer geringen Wohnqualität, weniger mütterlicher Unterstützung, hoher mütterlicher Strenge und häufigerer körperlicher Disziplinierung, einem eher negativen Familienklima, sowie weniger guten Freunden und weniger Unterstützung durch Gleichaltrige. Den höchsten Erklärungswert haben die Prädiktoren mütterliche Strenge und Familienklima; für diese beiden Variablen sollen im Anschluss Kompensationseffekte überprüft werden. Insgesamt kann ein Viertel der Unterschiede im externalisierenden Verhalten durch die berücksichtigten Prädiktoren aufgeklärt werden.

Da erwartungsgemäß ein hohes Maß an mütterlicher Strenge mit mehr Externalisierung einhergeht, wurde auf familialer Ebene zwischen Kindern mit sehr strengen Müttern (die oberen 19%) und Kindern mit durchschnittlich strengen oder wenig strengen Müttern unterschieden. Ein Viergruppenvergleich unter Berücksichtigung der Qualität der Peerbeziehungen belegt, dass Kinder mit gemäßigt strengen Müttern und gut unterstützenden Peers signifikant weniger externalisierende Verhaltenstendenzen berichten als Kinder der anderen drei Gruppen (Tab. 7). Fast jedes zweite Kind mit sehr strenger Mutter und geringer Peerunterstützung gehört zu den stark externalisierenden Kindern. Von jenen Kindern mit sehr strenger Mutter, die aber von ihren Peers unterstützt werden, ist etwa

ein Drittel stark externalisierend. Bei Kindern mit einer gemäßigt strengen Mutter ist dieser Anteil mit ca. einem Sechstel nur halb so hoch. Den negativen Effekt mütterlicher Strenge können gute Peerbeziehungen somit nur teilweise „abpuffern“.

Tab. 7: Externalisierung nach Peerunterstützung und mütterlicher Strenge: Mittelwert (M), Anteile von Kindern mit sehr geringer und sehr hoher Externalisierung (in %)

	Unterstützung durch Peers: gering (-)	Unterstützung durch Peers: mittel/hoch (+)
Mütterliche Strenge: hoch (-)	M=2,37 gering = 15% hoch = 44% (N=27)	M=2,16 gering = 10% hoch = 31% (N=102)
Mütterliche Strenge: gering/mittel (+)	M=2,06 gering = 11% hoch = 18% (N=116)	M=1,92 gering = 24% hoch = 15% (N=426)

Varianzanalyse: $F(3/667)=14,0^{**}$, $\text{Eta}=.06$, Posthoc Tamhane: Fam-Pe-; Fam+ Pe-; Fam-Pe+ > Fam+Pe+

Chiquadrat**, **: $p \leq .01$

Externalisierung gering=unterste 19%, hoch=oberste 19%.

Im Viergruppenvergleich, basierend auf der Güte des Familienklimas, unterscheiden sich nur Kinder mit positivem Familienklima und guter Peerunterstützung durchschnittlich von den anderen drei Gruppen (Tab. 8). Der Anteil an stark externalisierenden Kindern liegt bei ungünstigem Familienklima etwa doppelt so hoch wie bei positivem Familienklima – die Qualität der Peerbeziehungen beeinflusst diesen Anteil kaum.

Tab. 8: Externalisierung nach Peerunterstützung und Familienklima: Mittelwert (M), Anteile von Kindern mit sehr geringer und sehr hoher Externalisierung (in %)

	Unterstützung durch Peers: gering (-)	Unterstützung durch Peers: mittel/hoch (+)
Familienklima: negativ (-)	M=2,25 gering = 0% hoch = 38% (N=42)	M=2,21 gering = 7% hoch = 33% (N=96)
Familienklima: mittel/positiv (+)	M=2,08 gering = 17% hoch = 18% (N=100)	M=1,91 gering = 24% hoch = 15% (N=434)

Varianzanalyse: $F(3/668)=16,1^{**}$, $\text{Eta}=.07$, Posthoc Sidak: Fam-Pe-; Fam+ Pe-; Fam-Pe+ > Fam+Pe+

Chiquadrat**, **: $p \leq .01$

Externalisierung gering=unterste 19%, hoch=oberste 19%.

Kinder mit strengen Müttern und guten Peerbeziehungen sind etwas seltener unter der Gruppe der hoch externalisierenden Kinder als jene, denen auch die

Unterstützung unter Gleichaltrigen fehlt. Gegenüber einem schlechten Familienklima sind gute Peerbeziehungen hingegen wirkungslos.

4. Zusammenfassung

In der mittleren Kindheit gewinnen Gleichaltrigenbeziehungen an Bedeutung, die Familie bleibt aber wichtiger Bezugspunkt. Welche Beziehung besteht zwischen diesen beiden Lebenswelten? Bindungstheoretiker (vgl. Freitag u.a. 1996) gehen von *Kontinuität*, d.h. einer Fortführung familialer Erfahrungen und Beziehungsmuster in Gleichaltrigenbeziehungen aus. Tatsächlich tragen im DJI-Kinderpanel Anerkennung und Unterstützung durch die Mutter und ein positives Familienklima zu guten Peerbeziehungen bei. Bei einer Fokussierung auf Extremgruppen verdoppelt sich das Risiko für wenig unterstützende Peerbeziehungen bei fehlender mütterlicher Unterstützung oder einem negativen Familienklima. Ungünstige mütterliche Erziehungspraktiken – wie rigide Strenge und körperliche Disziplinierung – spielen für die Qualität der Gleichaltrigenbeziehungen hingegen keine Rolle.

In multiplen Regressionen konnte die Qualität familialer Beziehungen insgesamt nur 5% der Unterschiede in der durchschnittlichen Unterstützung durch Gleichaltrige und 2,5% in der Anzahl an guten Freunden erklären. So reicht der ‚lange Arm der Familie‘ nur sehr begrenzt in die Gleichaltrigenwelt hinein. Selbst unter der Prämisse, dass nur ein Teil aller möglichen vermittelnden Faktoren zwischen Familie und Gleichaltrigenwelt in den Analysen berücksichtigt werden konnte, unterstützen die relativ geringen Zusammenhänge die Annahme von Youniss (1982) und Sullivan (1980), dass Gleichaltrigeninteraktionen andere Anforderungen an Kinder stellen als Interaktionen mit den Eltern und dass dadurch Raum für neue Erfahrungen und Erfolge entsteht.

Inwieweit profitieren Kinder aber von den positiven Erfahrungen unter Gleichaltrigen, wenn sie in der Familie eher ungünstige Beziehungserfahrungen machen? Die Ergebnisse bekräftigen die Notwendigkeit einer differenzierten Betrachtung *kompensatorischer Prozesse*: Das Wechselspiel zwischen Familie und Peers gestaltet sich unterschiedlich, je nachdem, welcher Entwicklungsaspekt bei den Kindern genauer betrachtet wird.

Für die *soziale und kognitive Aufgeschlossenheit* eines Kindes erweisen sich die mütterliche Unterstützung und ein positives Familienklima als wichtigste familiale Prädiktoren. Unterstützende Peerbeziehungen stehen in einem ähnlich starken Zusammenhang mit mehr sozialer und kognitiver Aufgeschlossenheit. Positive ‚Effekte‘ aus Familie und Gleichaltrigenwelt addieren sich daher: Jene Kinder, die in beiden Bereichen positive Erfahrungen machen, sind am aufgeschlossensten, jene mit fehlenden positiven Erfahrungen in Familie und unter Gleichaltrigen sind hingegen am wenigsten aufgeschlossen. Kinder mit unterstützenden Gleichaltrigenbeziehungen profitieren also unabhängig davon, ob sie in ihrer Familie Unterstützung und Wärme erfahren. Allerdings müssen die hier implizierten Wirkmechanismen relativiert werden. Kinder sind nicht passiv in ihre Beziehungen ‚hingeworfen‘, sondern gestalten sie aktiv mit. Dies gilt

ganz besonders unter Gleichaltrigen, wo sie sich das Vertrauen und die Unterstützung ihrer Freunde selbständig erarbeiten müssen. Je aufgeschlossener ein Kind ist, desto leichter dürfte es ihm fallen, unterstützende Gleichaltrigenbeziehungen aufzubauen. Andererseits bieten enge Freundschaftsbeziehungen optimale Bedingungen, soziale Kompetenzen wie Empathie, Konfliktbewältigung und Kooperationsfähigkeit einzuüben (*Azmitia/Montgomery* 1993, *Newcomb/Bagwell* 1996). Es ist somit von Wechselwirkungen zwischen der vorhandenen sozialen und kognitiven Aufgeschlossenheit eines Kindes und der Unterstützung und Anerkennung, die es in seinem sozialen Umfeld antizipiert, auszugehen. Solche Wechselwirkungen dürfte es vermutlich auch – aufgrund der asymmetrischen Interaktionsstruktur jedoch weniger ausgeprägt – in der Familie geben.

Sullivan (1980) sah das kompensatorische Potential enger Gleichaltrigenbeziehungen besonders in Bezug auf die Herausbildung eines realistischen und *positiven Selbstbilds*. Dass sich enge Freundschaften positiv auf das Selbstwertgefühl von Kindern auswirken, konnte in einigen Längsschnittstudien bestätigt werden (*Bolger u.a.* 1998, zusammenfassend: *von Salisch* 2000). Die vorliegenden Querschnittsanalysen belegen, dass fehlende mütterliche Unterstützung durch unterstützende Peerbeziehungen vollständig kompensiert wird: Nur jene Kinder, die weder durch ihre Mutter noch durch ihre Peers Unterstützung erhalten, erleiden Selbstwert-Einbußen. Von größerer Relevanz für ein positives Selbstbild ist ein gutes Familienklima. Leben Kinder in einer Familie mit negativem emotionalem Klima, so können positive Peerbeziehungen dieses Defizit nur in Bezug auf das Risiko eines besonders negativen Selbstbildes abfedern.

Wie vielfach dokumentiert (vgl. *Beauchaine u.a.* 2002), steht rigide mütterliche Strenge im Zusammenhang mit mehr *externalisierendem Verhalten* auf Seiten des Kindes. Gute Peerbeziehungen reduzieren den Anteil von stark externalisierenden Kindern. Leben Kinder in einer Familie mit ungünstigem emotionalem Klima, so sind unterstützende Peerbeziehungen bezüglich der Entwicklung externalisierender Verhaltenstendenzen jedoch nahezu wirkungslos.

Warum sind unterstützende Gleichaltrigenbeziehungen gerade gegenüber externalisierend aggressivem Verhalten weniger ‚wirksam‘ als bezüglich der sozialen Aufgeschlossenheit und dem Selbstbild der Kinder? Dies mag daran liegen, dass Kinder sich bevorzugt mit Kindern befreunden, mit denen sie viele Gemeinsamkeiten teilen, d.h. denen sie ähnlich sind (*Hartup* 1996). Kinder, die zu aggressivem Verhalten neigen, tun sich somit häufiger mit anderen externalisierenden Kindern zusammen – zumal solches Verhalten bei den meisten ‚friedliebenden‘ Peers auf Ablehnung stößt. Haben sich zwei (oder drei) Kinder mit externalisierenden Verhaltenstendenzen gefunden, können sie sich in solchen Freundschaften gegenseitig zu aggressivem Verhalten ‚anstacheln‘ und es somit fördern, statt es zu hemmen (ebd.). *Dishion u.a.* (1995) belegen zwar für antisoziale Freundschaften, dass diese Freunde auch untereinander mehr gegenseitigen Zwang und aggressives Verhalten ausüben, dennoch können externalisierende Kinder ihre Freundschaften als sehr unterstützend (im Sinne von miteinander Geheimnisse haben und den Anderen verteidigen) erleben. Für eine weitere Klärung wäre es somit wichtig, nicht nur zu wissen, ob Kinder Freunde haben und wie sie diese Freundschaften bewerten, sondern auch – wie *Hartup* (1996) betont – wer die Freunde sind.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass unterstützende Peerbeziehungen den Effekt ungünstiger familialer Bedingungen meist etwas abfedern und dass sie in der Regel den positiven Effekt fördernder familialer Beziehungen verstärken. Ihre Bedeutung ist jedoch begrenzt: So können gute Peerbeziehungen ein ungünstiges Familienklima weniger ausgleichen als eine fehlende mütterliche Unterstützung oder übermäßige mütterliche Strenge. Eine mögliche Erklärung hierfür ist, dass in die Beurteilung des Familienklimas alle Familienbeziehungen einfließen. Ein schlechtes Familienklima kann somit als Indikator für insgesamt problematische Familienbeziehungen interpretiert werden, die für die 9- bis 10-Jährigen deutlich schwerer wiegen als der Trost guter Freunde. Fehlende mütterliche Unterstützung oder rigide Strenge könnten hingegen durch positive Beziehungen zu anderen Familienmitglieder abgemildert werden.

Dies spricht für eine stärkere Berücksichtigung von Vätern und Geschwistern in der weiteren Forschung. Zudem bedarf es unbedingt längsschnittlicher Analysen, um das komplexe Wirkungsgeflecht zwischen Familie, Gleichaltrigenbeziehungen und der Persönlichkeitsentwicklung der Kinder angemessen zu beschreiben und zu entwirren.

Anmerkungen

- 1 Für die konstruktive Rückmeldung zu einer früheren Textfassung danke ich Maria von Salisch (Lüneburg).
- 2 Es gibt Hinweise, dass bei Mädchen Freundinnen die Eltern früher als wichtigste Vertrauenspersonen ablösen als bei Jungen ihre Freunde (*Buhrmester/Furman* 1998). Auch in unserer Stichprobe berichteten Mädchen von mehr durchschnittlicher Unterstützung durch ihre Peers als Jungen. Eine geschlechtsspezifische Differenzierung nachfolgender Analysen wäre somit spannend, wird aber aufgrund der kleinen Fallzahlen bei der Betrachtung von Extremgruppen ausgespart.
- 3 In diesem Aufsatz stehen – wie so oft – die Eltern (bzw. Mütter) im Fokus familialer Beziehungen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Geschwister als Spielkameraden, Vertraute und ‚Feinde‘ irrelevant für die kindliche Entwicklung wären (vgl. *Buhrmester/Furman* 1998, *DeHart* 1999, *Teubner* 2005).
- 4 Bindungstheoretiker gehen davon aus, dass die wichtigsten Elemente sozialer Kompetenz im Sinne von kognitiven Arbeitsmodellen früh in der Eltern-Kind-Beziehung angelegt werden und weitere Beziehungen – wie Freundschaften – auf diesen Erfahrungen aufbauen (*Freitag u.a.* 1996; *Ladd* 1992). Damit widersprechen sie den oben skizzierten Annahmen von *Youniss* (1982) und *Sullivan* (1980) über die generelle Andersartigkeit von Gleichaltrigenbeziehungen – gerade in Bezug auf Symmetrie und Freiwilligkeit.
- 5 Kompensation wird häufig als Interaktionseffekt zwischen Familie und Peers operationalisiert; d.h. bei guten Peerbeziehungen sollte der Zusammenhang zwischen familialen Beziehungen und kindlichen Entwicklungsmaßen geringer sein als bei schlechten Peerbeziehungen (vgl. *Criss u.a.* 2002; *Gauze u.a.* 1996; *Uhlendorff* 2005). In diesem Aufsatz wird der Kompensationsbegriff weiter gefasst: „Kompensation“ wird als Reduzierung des negativen Effekts ungünstiger familialer Beziehungen durch den positiven Effekt guter Peerbeziehungen verstanden. Kompensation kann somit als Summation beider Effekte entstehen, aber auch darüber hinausgehen.
- 6 Geschwister wurden von der Aufzählung ausgeschlossen.
- 7 Die Beziehungsqualität wurde – trotz der besonderen Relevanz von engen Freundschaften – nicht auf Freundschaftsbeziehungen eingeschränkt erfasst, um gerade auch für die ‚Risikogruppe‘ der Kinder ohne guten Freunde eine Einschätzung deren Unterstützungspotential durch Gleichaltrige zu erhalten. Insgesamt wurden drei Viertel aller genannten

- Peers als gute Freunde eingestuft. Die Hälfte der befragten Kinder nannte ausschließlich gute Freunde.
- 8 Die Reziprozität der von den befragten Kindern genannten guten Freundschaften konnte aufgrund des Studiendesigns leider nicht durch die Angaben der Freunde validiert werden.
 - 9 Kriterium Peerunterstützung: mütterliche Unterstützung ($r=.18^{**}/\beta=.12^{**}$), Familienklima ($r=.19^{**}/\beta=.13^{**}$), körperlicher Disziplinierung ($r=-.11^{**}/\beta=-.07$).
 - 10 Mütterliche Unterstützung und Familienklima sind zwar mit $r=.39$ hochsignifikant korreliert, bei einem Vergleich der Gruppenzugehörigkeiten jedoch keineswegs deckungsgleich: Nur etwa ein Drittel der Kinder, die bezüglich des einen Merkmals in die Kategorie der untersten 20% fällt, gehört auch in dem anderen Merkmal zu den untersten 20%. Bei den obersten 20% beträgt die Übereinstimmung zwischen beiden Merkmalen 40%.
 - 11 Kriterium Anzahl Freunde: mütterliche Unterstützung ($r=.14^{**}/\beta=.12^{**}$), Wohnqualität ($r=.09^{**}/\beta=.07$).
 - 12 Kriterium Aufgeschlossenheit: mütterliche Unterstützung ($r=.41^{**}/\beta=.26^{**}$), Familienklima ($r=.32^{**}/\beta=.16^{**}$), mütterliche Strenge bzw. körperliche Disziplinierung ($r=-.14^{**}/\beta=-.05$), Peerunterstützung ($r=.26^{**}/\beta=.19^{**}$), Anzahl Freunde ($r=.19^{**}/\beta=.11^{**}$), Status ($r=.16^{**}/\beta=.08^{*}$), Wohnqualität ($r=.20^{**}/\beta=.12^{**}$).
 - 13 Wie in Abschnitt 2 dargestellt, werden sowohl die familialen wie auch die Peerbeziehungen gut bis sehr gut eingeschätzt; schon durchschnittliche Werte liegen somit im positiven Wertebereich.
 - 14 Kriterium positives Selbstbild: mütterliche Unterstützung ($r=.19^{**}/\beta=.11^{*}$), Familienklima ($r=.33^{**}/\beta=.27^{**}$), körperliche Disziplinierung ($r=-.10^{*}/\beta=-.06$), Peerunterstützung ($r=.16^{**}/\beta=.11^{**}$), Anzahl Freunde ($r=.08^{*}/\beta=.03$), Wohnqualität ($r=.13^{**}/\beta=.11^{**}$).
 - 15 Einschränkend muss allerdings darauf verwiesen werden, dass die Unterschiede zwischen den vier Gruppen insgesamt eher klein sind (maximal eine halbe Standardabweichung, η nur .04).
 - 16 Kriterium Externalisierung: Familienklima ($r=-.33^{**}/\beta=-.20^{**}$), mütterliche Strenge ($r=.31^{*}/\beta=.21^{**}$), mütterliche Unterstützung ($r=-.30^{**}/\beta=-.09^{*}$), körperliche Disziplinierung ($r=.26^{*}/\beta=.15^{**}$), Peerunterstützung ($r=-.18^{**}/\beta=-.12^{**}$), Anzahl Freunde ($r=-.11^{*}/\beta=-.07^{*}$), Status ($r=-.18^{**}/\beta=-.08^{*}$), Wohnqualität ($r=-.19^{**}/\beta=-.10^{**}$).

Literatur

- Alt, C./Quellenberg, H.* (2005): Daten, Design und Konstrukte. Grundlagen des Kinderpanels. In: *Alt, C.* (Hrsg.): *Kinder-Leben. Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen.* Band 2: Aufwachsen zwischen Freunden und Institutionen. Wiesbaden, S. 317-343.
- Azmitia, M./Montgomery, R.* (1993): Friendship, transactive dialogues, and the development of scientific reasoning. *Social Development*, 2, p. 202-221.
- Baumrind, D.* (1973): The development of instrumental competence through socialization. In: *Pick, A.D.* (ed.) *Minnesota Symposium on Child Psychology*, Vol. 7, Minneapolis, p. 3-46.
- Beauchaine, T. P./Strassberg, Z./Kees, M. R./Drabick, D. A. G.* (2002): Cognitive response repertoires to child noncompliance by mothers of aggressive boys. *Journal of Abnormal Child Psychology*, Feb., http://www.findarticles.com/p/articles/mi_m0902/is_1_30/ai_84341840#
- Bolger, E. Kerry/Patterson, C. J./Kupersmidt, J. B.* (1998): Peer Relationships and Self-Esteem among Children Who Have Been Maltreated. *Child Development*, 69 (4), p. 1171-1197.
- Buhrmester, D./Furman, W.* (1998): The Development of Companionship and Intimacy. *Child Development* 58: p.1101-1113.
- Cooper, C. R./Cooper, R. G. Jr.* (1992): Links Between Adolescents' Relationships with Their Parents and Peers: Models, Evidence, and Mechanisms. In: *Parke, R. D./Ladd, G.*

- W. (ed.): *Family-Peer Relationships: Modes of Linkage*. Hillsdale, New Jersey, S. 135-158.
- Criss, M. M./Pettit, G. S./Bates, J. E./Dodge, K. A./Lapp, A. L. (2002): Family Adversity, Positive Peer Relationships, and Children's Externalizing Behavior: A Longitudinal Perspective on Risk and Resilience. *Child Development* 73 (4): p. 1200-1237.
- DeHart, G. B. (1999): Conflict and Averted Conflict in Preschoolers' Interactions With Siblings and Friends. In: Collins, W. A./Lauresen, B. (ed.): *Relationships as Developmental Contexts*. The Minnesota Symposia on Child Psychology, Volume 30. Mahwah, New Jersey, S. 281-303.
- Dishion, T. J. (1990): The family ecology of boys' peer relations in middle childhood. *Child Development* 61: p. 874-892.
- Dishion, T./Andrews, D. W./Crosby, L. (1995): Anti-social boys and their friends in early adolescence: Relationship characteristics, quality, and interactional process. *Child Development* 66: p. 139-151.
- Engfer, A./Schneewind, K. A./Hinderer, J. (1978): Zur faktoriellen Struktur der Familien-Klima-Skalen nach R. H. Moos, Arbeitsbericht aus dem EKB-Projekt an der Universität München, München.
- Freitag, M. K./Belsky, J./Grossmann, K./Grossmann, K.E./Scheuerer-Englisch, H. (1996): Continuity in Parent-Child-Relationships from Infancy to Middle Childhood and Relations with Friendship Competence. *Child Development* 67: p. 1437-1454.
- Frese, M. (1991): Stressbedingungen in der Arbeit und psychosomatische Beschwerden: eine kausale Interpretation. In: Greif, S./Semmer, N./Bamberg, E. (Hrsg.): *Psychischer Streß am Arbeitsplatz*. Göttingen, S. 120-134.
- Fries, S. (2002): Kinder und ihre Freizeit. In: LBS-Initiative Junge Familie (Hrsg.): *Kindheit 2001 – Das LBS-Kinderbarometer*. Opladen, S. 169-191.
- Gauze, C./Bukowski, W. M./Aquan-Assee, J./Sippola, L. K. (1996): Interactions between Family Environment and Friendship and Associations with Self-Perceived Well-Being during Early Adolescence. *Child Development* 67: p. 2201-2216
- Gloger-Tippelt, G./Vetter, J. (2005): Ein kleiner Unterschied. Geschlechtsspezifische schulische Entwicklung aus der Sicht von Müttern und ihren 8- bis 9-jährigen Töchtern und Söhnen. In: Alt, C. (Hrsg.): *Kinder-Leben. Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen*. Band 2: Aufwachsen zwischen Freunden und Institutionen. Wiesbaden, S. 231-256.
- Harrist, A.W./Pettit, G. S./Dodge, K. A./Bates, J. E. (1994): Dyadic synchrony in mother-child interaction: Relation with children's subsequent kindergarten adjustment. *Family Relations* 43: p. 417-424.
- Hartup, W. W. (1996): The Company they keep: Friendships and their developmental significance. *Child Development* 67: p. 1-13.
- Havighurst, R. J. (1972): *Developmental tasks and education*. New York
- Krappmann, L. (2002): Kinder und ihre Freunde. In: LBS-Initiative Junge Familie (Hrsg.): *Kindheit 2001 – Das LBS-Kinderbarometer*. Opladen, S. 257-274
- Krappmann, L./Oswald, H./von Salisch, M./Schuster, B./Uhlendorff, H./Weiss, K. (1991): Das Freundschaftsinterview. Ein Instrument zur Erhebung der Sozialbeziehungen von Kindern im Alter von sechs bis zwölf Jahren. Unveröffentlichtes Material, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin.
- Ladd, G. W. (1992): Themes and Theories: Perspectives on Processes in Family-Peer Relationships. In: Ross D. Parke/Gary W. Ladd (Hrsg.): *Family-Peer Relationships: Modes of Linkage*. Hillsdale, New Jersey, p. 3-34.
- Laursen, B./Hartup, W. W./Koplas, A. L. (1996): Towards understanding peer conflict. *Merrill-Palmer Quarterly* 42: p. 76-102.
- Newcomb, A. F./Bagwell, C. L. (1996): The developmental significance of children's friendship relations. In: Bukowski, W. M./Newcomb, A./Hartup, W. W. (Hrsg.): *The company they keep. Friendships in Childhood and Adolescence*. Cambridge, p. 289-321.
- Oswald, H./Krappmann, L. (2005): Soziale Ungleichheit in der Schulklasse und Schulerfolg. Eine Untersuchung in dritten und fünften Klassen Berliner Grundschulen. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 7 (4): S. 479-496.

- Parke, R. D./O'Neil, R. (1999): Social Relationships Across Contexts: Family-Peer Linkages. In: Collins, W. A./Lauresen, B. (Hrsg.): Relationships as Developmental Contexts. The Minnesota Symposia on Child Psychology, Volume 30. Mahwah, New Jersey, p. 211-239.
- Parke, R. D./Cassidy, J./Burks, V. M./Carson, J. L./Boyum, L. (1992): Familial Contribution to Peer Competence Among Young Children: The Role of Interactive and Affective Processes. In: Ross D. Parke/Gary W. Ladd (Hrsg.): Family-Peer Relationships: Modes of Linkage. Hillsdale, New Jersey, p. 107-134.
- Puttallaz, M. (1987): Maternal behavior and children's sociometric status. Child Development 58: p. 324-340.
- von Salisch, M. (2000): Zum Einfluß von Gleichaltrigen (Peers) und Freunden auf die Persönlichkeitsentwicklung. In: Amelang, M. (Hrsg.): Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung. Serie VIII: Differenzielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. Band 4: Determinanten individueller Unterschiede. Göttingen.
- Schneider, S. (2005): Lernfreude und Schulangst. Wie es 8- bis 9-jährigen Kindern in der Grundschule geht. In: Alt, C. (Hrsg.): Kinder-Leben. Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 2: Aufwachsen zwischen Freunden und Institutionen. Wiesbaden, S. 199-230.
- Schwarz, B./Walper, S./Gödde, M./Jurasic, S. (1997): Dokumentation der Erhebungsinstrumente der 1. Hauptbefragung (überarb. Version). Berichte aus der Arbeitsgruppe „Familienentwicklung nach der Trennung“ #14/1997. Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Straus, M. A. (1979): Measuring intrafamily conflict and violence: The Conflict Tactics Scale. Journal of Marriage and the Family 41: p. 75-88.
- Steinhübl, D. (2005): Sag mir wo du wohnst... Risiken und Ressourcen unterschiedlicher Räume für Kinder. In: Alt, C. (Hrsg.): Kinder-Leben. Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 1: Aufwachsen in Familien. Wiesbaden, S. 239-276.
- Sullivan, H. S. (1953/1980): Die interpersonale Theorie der Psychiatrie. Frankfurt a.M.
- Teubner, M. (2005): Brüderchen komm tanz mit mir... Geschwister als Entwicklungsressource für Kinder? In: Alt, C. (Hrsg.): Kinder-Leben. Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 1: Aufwachsen in Familien, Wiesbaden, S. 63-98.
- Traub, A. (2005): Ein Freund, ein guter Freund – die Gleichaltrigenbeziehungen der 8- bis 9-Jährigen. In: Alt, C. (Hrsg.): Kinder-Leben. Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 2: Aufwachsen zwischen Freunden und Institutionen. Wiesbaden, S. 23-62.
- Uhlendorff, H. (2005): Können enge Freundschaften im frühen Jugendalter die Auswirkungen problematischer Eltern-Kind-Beziehungen auf abweichendes Verhalten auffangen. In: Schuster, B. H./Kuhn, H.-P./Uhlendorff, H. (Hrsg.): Entwicklung in sozialen Beziehungen: Heranwachsende in ihrer Auseinandersetzung mit Familie, Freunden und Gesellschaft. Stuttgart. S. 129-147.
- Youniss, J. (1982): Die Entwicklung und Funktion von Freundschaftsbeziehungen. In: Edelstein, W./Keller, H. (Hrsg.): Perspektivität und Interpretation. Frankfurt(Main), S. 78-109
- Zinnecker, J./Strzoda, C. (1996): Freundschaft und Clique. Das informelle Netzwerk der Gleichaltrigen. In: Zinnecker, J./Silbereisen, R. K. (Hrsg.): Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. Weinheim/München, S. 81-97

Schulleistungen als Familienthema

Grundschülerinnen und Grundschüler in deutschen Familien und in Migrantenfamilien im Vergleich

Ludwig Stecher



Dr. Ludwig Stecher,
Deutsches Institut
für Internationale
Pädagogische
Forschung,
Frankfurt/M.

Zusammenfassung

Die Schule spielt üblicherweise in der alltäglichen Kommunikation von Familien eine wichtige Rolle. Während dies für deutsche Familien gut dokumentiert ist, wurde die Frage bislang wenig beachtet, ob dies auch für Familien mit Migrationshintergrund gilt. Die folgenden Befunde – basierend auf den Daten des DJI-Kinderpanels – zeigen, dass Migranten-Eltern keinesfalls weniger auf die schulischen Angelegenheiten ihrer Kinder achten als einheimische Eltern. Jedoch sind Migranten-Eltern etwas weniger mit den Schulleistungen ihrer Kinder zufrieden. Alles in allem belegen die Daten, dass die (von den PISA-Studien mehrfach dokumentierte) erhebliche Zunahme der (Leistungs-)Ungleichheit in der Schule zwischen Kindern aus Migranten-Familien und Kindern aus deutschstämmigen Familien nicht auf eine generell niedrigere Schulorientierung der Migranten-Eltern zurückzuführen ist. Darüber hinaus gibt es auch keine Anhaltspunkte dafür, dass schulische Angelegenheiten in der Grundschule ein hohes Konfliktpotenzial in den Familien darstellen.

Schlagworte: Schulleistung, Familienkommunikation, Migration

Abstract

School matters usually play an important role in the everyday communication of families. Whereas this is well documented for families of German origin, little attention has hitherto been paid to the question whether such finding hold for migrant families, too. Our empirical data – based on the DJI-Children's Panel – show that migrant parents of primary school students do not pay less attention to their children's school achievements than non-migrant parents. However, migrant parents are less satisfied with the school achievements of their children. All in all, the data demonstrate that the increase of negative cleavages in school achievements of migrant and non-migrant primary school students cannot be attributed to a generally lower school orientation of the migrant parents. Additionally, we find that there is no evidence for school matters being a high risk potential for the families in general.

Keywords: school achievement, family communication, migration

Fragt man heute Kinder oder Jugendliche, worauf es im Leben ankommt, damit man es später als Erwachsener zu etwas bringt, so ist die einhellige Meinung, dass ein möglichst hoher Bildungsabschluss bzw. ein möglichst hoher Schulabschluss eine der Grundvoraussetzungen für ein erfolgreiches Erwachsenenleben sind. Darin unterscheiden sich Kinder und Jugendliche nicht von der Mehrheit der Erwachsenen. In dem Maße wie Bildung nicht ererbt werden kann, sondern im täglichen Handlungsvollzug erworben werden muss, ist der Bildungserwerb zum Kerngeschäft heutiger Kindheit und Jugend geworden. Der Bildungserwerb ist aber nicht nur zu einem wichtigen Lebensbereich der Heranwachsenden al-

lein, sondern der ganzen Familie geworden. Den Eltern obliegt es in diesem Prozess, ihre Kinder bei der täglichen Lernarbeit zu unterstützen, um einen größtmöglichen Erfolg zu erzielen. Dazu gehört die Bereitstellung einer das Lernen anregenden Umgebung, von Büchern, kulturellen Gütern und sonstigen Lernmaterialien; dazu gehört ebenso die Unterstützung bei den Hausaufgaben und das gemeinsame Lernen mit den Kindern. Dazu gehört auch eine emotionale Basis, die – wie andere Studien zeigen (Stecher 2001) – auch jenseits unmittelbarer Lernförderung eine Grundlage optimaler schulischer Lern- und Leistungsentwicklung ist.

Zu dieser letztgenannten Ebene gehört u. a., dass die Eltern sich für die schulischen Angelegenheiten ihrer Kinder interessieren, dass sie in diese involviert sind und sich um das kümmern, was ihre Kinder in der Schule erleben. Wir können dies als *Schulinteresse* der Eltern bezeichnen. Dies bedeutet beispielsweise, dass die Eltern ihre Kinder regelmäßig danach fragen, wie es ihnen in der Schule ergangen ist. Ein hohes Schulinteresse der Eltern erkennt man u.a. daran, wie gut die Eltern darüber informiert sind, wie ihr Kind die Schule erlebt, wie es dort in Bezug auf die Schulleistungen steht, welche Probleme es in der Klasse hat, welche Sorgen es in der Schule hat, ob das Kind gerne in die Schule geht oder davor Angst hat. Die Schule und das Lernen stehen damit ohne Zweifel im Mittelpunkt familiärer Kommunikation. In diesem Sinne können wir sagen, dass die Schule und das Lernen zu den zentralen Themen der Familien gehören (Ulich 1989).

Die Analysen aus der ersten Welle des Kinderpanels des Deutschen Jugendinstituts zeigen, dass die Kommunikation über die Themen „Schule, Lernen und Leistung“ in den ersten Klassen der Grundschule dabei allerdings nur selten konflikthaft in den Familien verläuft. In der überwiegenden Mehrheit sind die Eltern gut über ihr Kind in Bezug auf die Schule informiert, und in den meisten Fällen stimmt die Einschätzung der Eltern hinsichtlich des schulischen Erlebens mit den Wahrnehmungen des Kindes überein. Das heißt, es kommt nur selten vor, dass die Beurteilung des Schulerlebens der Kinder seitens der Eltern von der Wahrnehmung durch die Kinder selbst stark abweicht. Im Großen und Ganzen ist die Mehrheit der Eltern mit den Schulleistungen der Kinder zufrieden. Wenngleich wir sagen können, dass die Schule in den ersten Grundschuljahren zu den zentralen Themen in der Familie gehört, ist sie in den allermeisten Familien keineswegs ein Konfliktthema. Nur in etwa 5 Prozent der Familien lässt sich beobachten, dass die Eltern *äußerst unzufrieden* mit den Schulleistungen ihrer Kinder sind und zugleich wenig über das tatsächliche Schulerleben ihres Kindes informiert sind.

Mit der zweiten Welle des DJI-Kinderpanels, auf das sich die im Folgenden interpretierten Daten beziehen, lässt sich nachvollziehen, inwieweit diese Ergebnisse aus der ersten Erhebungswelle (die Kinder besuchten damals mehrheitlich die 2. und 3. Grundschulklasse) sich im Laufe eines Schuljahres verändert haben (vgl. zum Design der Studie: Betz, Lange, Alt in diesem Heft sowie: Alt/Quellenberg 2005, S. 278ff.). Nicht unerheblich ist für diese Fragestellung, dass – mit wenigen Länderausnahmen – für die meisten der befragten Kinder (und ihrer Familien) der Übertritt in die Sekundarstufe und damit die Wahl einer

geeigneten Schulform unmittelbar bevorstehen (der Erhebungszeitpunkt der zweiten Welle war im Februar 2004, das heißt etwa zur Zeit der Halbjahreszeugnisse, die für den Übertritt von besonderer Bedeutung sind). Mit den Schulleistungen betrachten wir also eine zentrale Zieldimension von Schule und eine der Grundlagen für den kommenden Übertritt in die Sekundarstufe.

Migration und Bildung

Deutschland hat – im Vergleich zum restlichen Europa – eine sehr hohe Migrations- bzw. Einwanderungsquote. Die Integration der zuwandernden Menschen gehört zu den wichtigsten Zukunftsaufgaben der Gesellschaft. Ein wesentlicher Teil dieser Integration betrifft die Einbindung der jungen Migrantengenerationen in das Schul- und Bildungssystem. In dem Maße wie beruflicher Erfolg in modernen Gesellschaften wesentlich von guten Schul- und Ausbildungsabschlüssen abhängt, ist die Schule gerade für Kinder mit Migrationshintergrund eine Möglichkeit zu beruflichem Erfolg und sozialem Aufstieg. Wie wir wissen, ist das Ergebnis dieser Bildungsintegration – verstanden als gesellschaftliche wie individuelle Aufgabe – bislang noch unbefriedigend. Kinder aus Migrantenfamilien sind deutlich häufiger als deutsche Kinder in der Hauptschule anzutreffen (*Avenarius u.a.* 2003, S. 215) und dort – wie u.a. die aktuelle Studie von *Zinnecker und Stecher* (2006) zeigt – auch häufiger in den unteren Leistungsgruppen.

Das Ergebnis dieser Bildungsintegration ist bislang noch unbefriedigend.

Aus den großen Schulleistungsuntersuchungen (IGLU) geht hervor, dass die Disparitäten zwischen deutschen und Migrantenkindern, wie sie sich in der Sekundarstufe (siehe PISA-Studien) zeigen, tendenziell bereits in der Grundschule angelegt sind. In dem Maße wie also die Grundschule das Fundament für die weitere Bildungskarriere legt, ist gerade der Grundschulbereich ein Bildungssegment, das einer eingehenden Untersuchung in Bezug auf Bildungsbenachteiligungen von Migrantenkindern bedarf.

Die zweite Welle des Kinderpanels erlaubt hierzu wichtige Einsichten, da zu diesem Zeitpunkt eine Zusatzstichprobe von 9- bis 11-jährigen Kindern aus *türkischen* Familien (n=257) und *russischen Aussiedlerfamilien* (n=262) gezogen wurde. Damit lassen sich die Befunde von ‚autochtonen‘ deutschen Familien mit den Familien dieser Migrantengruppen vergleichen. Beide Migrantengruppen der Zusatzstichprobe zur zweiten Erhebungswelle repräsentieren unterschiedliche Einwanderungskohorten mit unterschiedlicher kollektiver Einwanderungs- und Integrationsgeschichte. Während die Eltern der türkischen Kinder vor allem im Zuge der Arbeitsanwerbung in den 1970er Jahren nach Deutschland kamen und deren Kinder in der Regel bereits in der zweiten und dritten Generation in Deutschland leben, ist die Einwanderungsgeschichte der Aussiedlerfamilien jüngerer Datums mit einem Höhepunkt Mitte/Ende der 1990er Jahre.

Unter ‚deutsche‘ Familien fallen im Weiteren alle Familien *ohne* Migrationshintergrund (n=596). Da sich die Stichprobenziehung der ersten Erhebungswelle auf das gesamte Bundesgebiet bezog, sind auch in der ersten Erhebungs-

welle Familien mit Migrationshintergrund erfasst worden. Für diese Gruppe (n=126) liegen also ebenfalls wie für die deutschen Familien Längsschnittdaten vor. Allerdings ist diese Gruppe zu klein, um sie weiter nach dem Herkunftsland – wie in der Zusatzerhebung zur zweiten Welle – aufzuteilen. Um diese Gruppe von Migrantenfamilien von den Zusatzstichproben der türkischen Familien und Aussiedlerfamilien zu trennen, sollen sie im Folgenden als ‚Migrantenfamilien (undifferenziert)‘ bezeichnet werden. Die türkischen Familien und Aussiedlerfamilien werden separat von dieser Gruppe ausgewiesen.

Im Folgenden soll es *nicht* um die unterschiedliche *Bildungsbeteiligung* von Kindern aus deutschen Familien und Migrantenfamilien gehen. Wir wollen uns mit der tiefer liegenden Frage beschäftigen, welchen Stellenwert Schule und

Bildung in den Migrantenfamilien im Vergleich zu deutschen Familien haben und wie über diesen Bereich in der Familie kommuniziert wird. Wenn in der Einleitung davon die Rede war, dass eine zunehmende ‚Verschulung‘ nicht nur die Kinder selbst ergreift, sondern die Familien und deren tägliches Handeln als ganze, so beschäftigen wir uns mit der Frage, wie diese ‚Familienaufgabe‘ von Migrantenfamilien im Vergleich zu den

Wie wird diese ‚Familienaufgabe‘ von Migrantenfamilien im Vergleich zu den deutschen Familien bearbeitet?

deutschen Familien bearbeitet wird. In Bezug auf die schulische Integration der Migrantenkinder lässt sich die Frage beantworten, ob diese unter Umständen bereits dadurch erschwert wird, dass deren Eltern die Schule, das Lernen und Bildung allgemein als weniger wichtig ansehen und sich in dieser Hinsicht weniger um ihre Kinder kümmern. Unsere Befunde zeigen – um sie an dieser Stelle schon einmal kurz zusammenzufassen –, dass dies keineswegs der Fall ist.

Betrachten wir zunächst die Frage wie aufmerksam die Eltern in schulischen Dingen – wie beispielsweise den Noten und Zeugnissen – gegenüber ihren Kindern sind. Hierzu liegen uns die Angaben der Kinder vor.

Schulaufmerksamkeit der Eltern

Die Fragen zur Schulaufmerksamkeit der Eltern haben eine bereits längere Tradition im Bereich der Kindheits- und Jugendforschung (z. B. *DFG-Kinderpanel* 1993-98; *Zinnecker/Silbereisen* 1998). Sie zielen nicht auf die generelle Bedeutung schulischer Abschlüsse und Bildung – die zweifelsohne in den Familien sehr hoch ist (*Stecher* 2005, S. 184f.) –, sondern beziehen sich stark auf die – von den Kindern unmittelbar wahrnehmbare – alltägliche Handlungspraxis der Eltern (Fragetext siehe Tabelle 1).

Wie wir sehen, unterscheiden sich die Werte nur wenig in Bezug auf die von den Kindern bei ihren Eltern wahrgenommene Schulaufmerksamkeit. Nahezu alle Eltern achten auf die Schulnoten und die Schulzeugnisse. So zumindest kommt es bei den Kindern an. Dies gilt für Kinder aus ‚autochtonen‘ deutschen Familien ebenso wie für die Kinder aus Migrantenfamilien. Für die deutschen Kinder können wir im Zeitvergleich sogar einen leichten Anstieg zwischen der 1. und 2. Erhebungswelle beobachten.

*Tabelle 1: Wie ernst nehmen die Eltern die Schule – Kinderperspektive
(Anteil der Kinder, die auf die jeweilig Frage mit ‚Ja‘ antworten)*

<i>Frage</i> text:		<i>Deutsche Familien</i>		<i>Migrantenfamilien (undifferenziert)</i>		<i>Türkische Familien</i>		<i>Aussiedlerfamilien</i>	
		(2002 und 2004)		(2002 und 2004)		(Zusatzstichprobe 2004)		(Zusatzstichprobe 2004)	
		Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen
<i>8- bis 9-Jährige</i>	1) Fragen dich deine Eltern regelmäßig, wie es in der Schule gewesen ist?	85%	91%	89%	91%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
	2) Achten deine Eltern auf die Schulnoten und Beurteilungen, die du nach Hause bringst?	95%	97%	93%	94%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
	3) Nehmen deine Eltern deine Zeugnisse sehr ernst?	80%	84%	82%	90	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
<i>9- bis 11-Jährige</i>	1) Fragen dich deine Eltern regelmäßig, wie es in der Schule gewesen ist?	90%	96%	93%	84%	88%	85%	89%	86%
	2) Achten deine Eltern auf die Schulnoten und Beurteilungen, die du nach Hause bringst?	97%	96%	99%	98%	95%	98%	99%	89%
	3) Nehmen deine Eltern deine Zeugnisse sehr ernst?	86%	81%	94%	87%	97%	91%	95%	90%

Legende: Berechnung der Anteile ohne – die ohnehin äußerst seltenen –, ‚weiß nicht‘ – Angaben. N.e. = nicht erhoben.

Zufriedenheit mit den Schulleistungen

Die Ergebnisse aus Tabelle 1 belegen (einmal mehr), dass die Schule – aus der Sicht der Kinder – als eine zentrale Erziehungsaufgabe von den Eltern ernst und auch wahrgenommen wird. Diese hohe Alltagspräsenz der Schule in der Familie legt nahe, dass es vielerlei Möglichkeiten gibt, dass aus dem *Familienthema* Schule das *Familienproblem* Schule wird. Sehen wir uns hierzu einige inhaltliche Bereiche zur Schule näher an. Hier ist zunächst an den öffentlich gut sichtbaren Schulerfolg – die Schulleistungen – zu denken. Wie zufrieden sind die Eltern mit ihren Kindern – und wie zufrieden glauben die Kinder, sind ihre Eltern mit ihnen? Eine nicht unerhebliche Frage in Bezug auf die Schule als ein mögliches innerfamiliäres Konfliktfeld. Streit und Konflikt können wir in Familien vor allem dann erwarten, wenn die Eltern mit den Schulleistungen ihre Kinder unzufrieden sind.

Tabelle 2: Zufriedenheit mit den (globalen) Schulleistungen des Kindes – die Sicht der Kinder selbst und ihrer Mütter¹⁾

		Deutsche Familien		Migrantenfamilien (undifferenziert)		Türkische Familien		Aussiedlerfamilien	
		(2002 und 2004)		(2002 und 2004)		(Zusatzstichprobe 2004)		(Zusatzstichprobe 2004)	
		Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen
Kind:									
8- bis 9-Jährige	Ja, Eltern sind zufrieden	95%	95%	93%	91%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
9- bis 11-Jährige	Ja, Eltern sind zufrieden	93%	94%	83%	94%	80%	81%	83%	86%
Mutter:									
8- bis 9-Jährige	Bin sehr zufrieden	48%	58%	49%	35%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
	Bin eher zufrieden	45%	38%	39%	57%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
	Bin eher unzufrieden	6%	5%	12%	8%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
	Bin sehr unzufrieden	0%	0%	0%	0%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
9- bis 11-Jährige	Bin sehr zufrieden	48%	59%	33%	53%	32%	37%	17%	25%
	Bin eher zufrieden	47%	36%	52%	35%	51%	52%	64%	62%
	Bin eher unzufrieden	5%	5%	15%	12%	17%	10%	17%	13%
	Bin sehr unzufrieden	0%	0%	0%	0%	1%	1%	3%	0%

Legende: ¹⁾ Auf Grund der hohen Korrelation zwischen den Angaben der Mütter und der Väter, werden in Tabelle 2 nur die Werte für die Mütter berichtet. N.e. = nicht erhoben.

die beiden Sondergruppen der türkischen Familien und der Aussiedlerfamilien

Betrachten wir zunächst die *deutschen* Familien. Hier zeigt sich, dass in den Einschätzungen darüber, ob die Eltern mit den Schulleistungen der Kinder zufrieden sind, seitens der Jungen und Mädchen keine Unterschiede bestehen. Zu 95 Prozent sind die Kinder der Meinung, dass ihre Eltern mit ihren Schulleistungen einverstanden sind. Fassen wir bei den Müttern die Kategorien ‚sehr zufrieden‘ und ‚eher zufrieden‘ zusammen, so kann man feststellen, dass die Einschätzungen der Kinder ihr Pendant aufseiten der Mütter finden. Nur in jeweils kleinen Gruppen zwischen 5 und 6 Prozent sind die Mütter der Meinung, dass sie mit den Schulleistungen ihrer Kinder nicht zufrieden sind. *Sehr* unzufrieden ist in dieser Hinsicht niemand mit seinem Kind. Große Veränderungen sind dabei zwischen der ersten und zweiten Erhebungswelle nicht festzustellen. Ein etwas anderes Bild zeigt sich bei der undifferenzierten Gruppe von Migrantenfamilien. Die Mütter in diesen Familien sind bei den 8- bis 9-Jährigen weniger zufrieden mit ihren Töchtern (Anteil Angaben ‚sehr zufrieden‘ 35 % vs. 49 % bei den Söhnen). In der darauf folgenden Erhebungswelle schlägt dies um und es sind vor allem die Töchter, mit denen ihre Mütter sehr zufrieden in Bezug auf die Schulleistungen sind (53 % vs. 33 % bei den Jungen). Die ohnehin im Vergleich zu den deutschen Müttern größere Gruppe der mit ihren Kindern eher Unzufriedenen vergrößert sich noch etwas vom ersten auf den zweiten Messzeitpunkt. Zwischen 12 und 15 Prozent der

Mütter aus dieser Gruppe von Migrantenfamilien sind mit den schulischen Leistungen ihrer Kinder eher unzufrieden. Bei den deutschen Müttern beträgt dieser Anteil wie wir sahen nur 5 Prozent.

Betrachten wir die beiden Sondergruppen der *türkischen* Familien und der (russischen) *Aussiedler*familien. Es zeigen sich deutliche Unterschiede sowohl gegenüber den deutschen Familien als auch zum Teil zwischen den beiden Migrantengruppen. Zum einen können wir feststellen, dass die Werte für die Zufriedenheit der Eltern aus der Sicht der Kinder selbst in diesen beiden Migrantengruppen im Durchschnitt um 10 Prozentpunkte niedriger liegen als bei den deutschen Familien. Noch deutlicher werden die Differenzen zu den deutschen Familien, wenn wir die Angaben der Mütter betrachten. Die Kategorie ‚bin sehr zufrieden‘ wird von den türkischen Müttern um 16 Prozentpunkte seltener in Bezug auf ihre (9- bis 11-jährigen) Söhne und um 22 Prozentpunkte seltener in Bezug auf ihre Töchter angegeben. Noch seltener werden diese Kategorien von den Aussiedler-Müttern gewählt. Der Prozentsatz liegt bei den Söhnen um 31 und bei den Mädchen sogar um 34 Punkte niedriger als bei den deutschen Müttern. Weiter zeigt sich, dass bei den Migrantenfamilien die Kategorie ‚eher zufrieden‘ am stärksten besetzt ist – stärker noch als bei den deutschen Familien. Die Prozentsätze der unzufriedenen Mütter fallen sichtlich höher aus als bei den deutschen. 17 Prozent der Mütter sind in dieser Hinsicht mit ihren Söhnen unzufrieden, mit ihren Töchtern zwischen 10 und 13 Prozent. Die deutlichen Unterschiede zwischen den Migrantenfamilien – sowohl was die ‚undifferenzierte‘ Gruppe als die beiden Sondergruppen anbelangt – und den deutschen Familien sind sicher real zu einem Teil auf die vergleichsweise niedrigeren Schulleistungen – wie dies IGLU für die Primarstufe (Bos u.a. 2004, Tab. VIII, 4) und PISA für die Sekundarstufe (Baumert u.a. 2001, Tab. 8.18f.) belegen – bzw. etwas schlechteren Schulnoten der Kinder aus den Migrantenfamilien in den zentralen Fächern Deutsch und Mathematik zurückzuführen (siehe Tabelle 3).

*Tabelle 3: Schulnoten der Kinder – Mittelwerte
(in Klammern Standardabweichungen)*

		<i>Deutsche Familien</i>		<i>Migrantenfamilien (undifferenziert)</i>	
		(2002 und 2004)		(2002 und 2004)	
		Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen
<i>9- bis 11-Jährige</i>	Durchschnittsnote Deutsch	2,5 (0,86)	2,2 (0,82)	2,6 (0,91)	2,5 (0,88)
	Durchschnittsnote Mathematik	2,3 (0,90)	2,4 (0,86)	2,3 (0,91)	2,7 (0,89)
	Durchschnittsnote Sport	1,9 (0,77)	2,0 (0,69)	2,0 (0,64)	1,9 (0,59)

Legende: Nur bei den deutschen und den ‚undifferenzierten‘ Migrantenfamilien (in der zweiten Welle) erhoben.

Sehen wir uns die Schulleistungen genauer an, d.h. schulfach- und leistungsspezifisch:

Die Kinder wurden gefragt, wie gut sie sich in einzelnen Unterrichtsfächern bzw. -bereichen selbst einschätzen. Als Antwortvorgaben standen vier Möglichkeiten mit den Polen 1=sehr gut und 4=überhaupt nicht gut zur Verfügung. Den Müttern (wie auch den Vätern, von denen hier aber wegen der hohen Korrelati-

on zu den Mütterangaben nicht berichtet wird) wurde parallel die gleiche Frage mit ebenfalls vier Antwortvorgaben zwischen 1=sehr gut und 4=überhaupt nicht gut vorgelegt. Die Ergebnisse sind in Tabelle 4 enthalten. (Der grundlegende Befund, dass es kaum Eltern gibt, die nicht darüber Bescheid wissen, wie gut ihr Kind in einzelnen Schulfächern – wie Rechnen, Rechtschreiben oder Sport ist –, der bereits aus der ersten Erhebungswelle hervorging, bestätigt sich auch für die zweite Erhebungswelle (ohne Darstellung). Dies ist für Familien mit Migrationshintergrund nicht anders als für deutsche Familien.)

Tabelle 4: Einschätzungen der fach- bzw. bereichsspezifischen Schulleistungen – die Sicht der Kinder selbst und ihrer Mütter¹⁾ (Anteil der ‚sehr gut‘-Einschätzungen)

		Deutsche Familien		Migrantenfamilien (undifferenziert)		Türkische Familien		Aussiedlerfamilien	
		(2002 und 2004)		(2002 und 2004)		(Zusatzstichprobe 2004)		(Zusatzstichprobe 2004)	
		Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen
Rechnen/ Mathematik:									
8- bis	Kinderangaben	61%	37%	58%	37%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
9-Jährige	Mütterangaben	44%	34%	45%	25%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
9- bis 11-Jährige	Kinderangaben	40%	27%	41%	22%	42%	24%	61%	41%
	Mütterangaben	35%	21%	38%	10%	32%	17%	44%	26%
Rechtschreiben:									
8- bis	Kinderangaben	28%	41%	19%	49%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
9-Jährige	Mütterangaben	16%	31%	12%	18%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
9- bis 11-Jährige	Kinderangaben	22%	31%	15%	25%	21%	31%	33%	41%
	Mütterangaben	14%	29%	12%	27%	12%	24%	14%	25%
Lesen:									
8- bis	Kinderangaben	55%	61%	46%	67%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
9-Jährige	Mütterangaben	37%	51%	30%	41%	n.e.	n.e.	n.e.	n.e.
9- bis 11-Jährige	Kinderangaben	42%	51%	34%	49%	42%	43%	53%	52%
	Mütterangaben	31%	49%	27%	43%	22%	39%	27%	37%

Legende: ¹⁾ Auf Grund der hohen Korrelation zwischen den Angaben der Mütter und der Väter werden in Tabelle 4 nur die Werte für die Mütter berichtet. Die Prozentwerte beziehen sich jeweils nur auf die Schülerinnen und Schüler, die angeben, das entsprechende Fach auch unterrichtet zu bekommen. N.e. = nicht erhoben.

Als einen der augenfälligsten Befunde aus Tabelle 4 entnehmen wir, dass die Angaben der Kinder und die Angaben der Mütter auf globaler Ebene differieren. Deutlich seltener als die Kinder geben die Mütter an, dass ihr Kind in den entsprechenden Schulfächern bzw. -bereichen sehr gute Schulleistungen erzielt. Besonders auffällig ist dies bei der ‚undifferenzierten‘ Gruppe von Migrantenfamilien in Bezug auf die Mädchen. Dies gilt insbesondere für das Rechtschreiben und das Lesen. Hier betragen die globalen Differenzen zwischen den Mütterangaben und den Kinderangaben bei den 8- bis 9-Jährigen 31 bzw. 26 Prozentpunkte. Betrachtet man die Unterschiede zwischen den Mütter- und Kinder-

angaben etwas näher, so erkennt man, dass die Differenzen im Allgemeinen bei den 8- bis 9-Jährigen hinsichtlich der Angaben ihrer Mütter größer sind als das bei den 9- bis 11-Jährigen der Fall ist. Auf globaler Ebene rücken also die Einschätzungen der Mütter und der Kinder, wenn die Kinder älter werden, näher zusammen.

Betrachten wir Tabelle 4 im Hinblick auf die einzelnen Schulfächer bzw. Schulbereiche, so stoßen wir bei Rechnen bzw. Mathematik auf Altbekanntes. Mädchen sagen in Bezug auf Rechnen deutlich seltener als Jungen, dass sie in diesem Fach sehr gut sind. Dies ist bei den 8- bis 9-Jährigen ebenso wie bei den 9- bis 11-Jährigen. Dieser Unterschied spiegelt sich gleichfalls in den Einschätzungen der Mütter. Auch sie geben im Vergleich zu ihren Töchtern häufiger an, dass ihre Söhne sehr gute Schulleistungen in diesem Fach erreichen. Ein Muster, das sich durch alle Familien zieht, seien es nun deutsche, die ‚undifferenzierte‘ Gruppe der Migrantenfamilien, türkische Familien oder Aussiedlerfamilien. Ein durchgängiger Befund, der in Anbetracht anderer Untersuchungen zur Geschlechtsspezifität von Schulleistungswahrnehmungen nicht überrascht.

Genau in entgegengesetzter Richtung verlaufen die Muster beim Rechtschreiben und beim Lesen. Hier schätzen sich die Mädchen deutlich häufiger als sehr gute Schüler ein, als dies die Jungen tun. Auch auf Seiten der Mütter bestätigt sich dieses Muster entsprechend. Dieses Einschätzungs- bzw. Wahrnehmungsmuster findet sich ebenfalls in allen Familien, seien es nun deutsche Familien oder Migrantenfamilien. Aus den Spalten 1 bis 4 der Tabelle lässt sich ein weiteres Antwortmuster erkennen. Der Anteil derjenigen, der sich in einem bestimmten Schulfach als sehr guter Schüler bezeichnet, nimmt ab, wenn die Kinder älter werden. Der Prozentsatz an ‚sehr guten‘-Selbsteinschätzungen liegt bei den 9- bis 11-Jährigen durchgängig unterhalb des Anteils bei den 8- bis 9-Jährigen. Dies findet ebenso in den Mütterangaben seine Entsprechung.

Im Vergleich zu diesen beiden geschlechts- und altersspezifischen Einschätzungsmustern fallen die Unterschiede zwischen den deutschen Familien und den Migrantenfamilien relativ gering aus. Die Gegenüberstellung der beiden Migrantengruppen der türkischen Familien und der Aussiedlerfamilien zeigt, dass die Selbsteinschätzungen der Kinder in den Aussiedlerfamilien im Durchschnitt deutlich positiver ausfallen als bei den türkischen Kindern. Dies findet in den Mütterangaben nur bedingt Widerhall. Wir können hier von einer migrations-spezifischen Differenz in den Wahrnehmungen der Kinder aus diesen beiden Migrantengruppen ausgehen, d.h. es gibt Selbsteinschätzungsunterschiede, die sich im Besonderen in der Kindergeneration finden. Betrachten wir als Folie für Tabelle 4 die Mütter, die angeben, dass ihre Kinder in den genannten Schulbereichen überhaupt nicht gut sind – also jene Gruppe, bei der wir von einem gewissen Konfliktpotenzial in Bezug auf die Schulleistungen als Familienthema ausgehen können – so zeigt sich (ohne Darstellung), dass deren Anteil äußerst gering ist. Bei den deutschen Familien nimmt dieser Anteil etwas zu, wenn die Kinder älter werden, also von der ersten auf die zweite Erhebungswelle, übersteigen aber nie einen Wert von etwa 5 – 8 Prozent der Familien. Bei den Migrantenfamilien, seien es türkische Familien oder Aussiedlerfamilien, liegt dieser Prozentsatz der Mütter, die angeben, dass ihr Kind in einem der drei genannten Schulfächer überhaupt nicht gut ist, höchstens bei 2 – 4 Prozent. Jen-

seits der geschlechts- und altersspezifischen Muster, wie sie Tabelle 4 zeigt, können wir davon ausgehen, dass die Einschätzungen in Bezug auf die Schulleistungen in den hier abgebildeten drei Schulbereichen kaum Anlass dazu geben, die Schule als ein permanentes Konfliktfeld zwischen den Eltern und ihren Kindern in der Grundschule zu sehen.

Zusammenfassung und Ausblick

Fassen wir die Befunde zusammen, so ergibt sich ein relativ eindeutiges Bild.

Das Schulinteresse der Eltern weist – zumindest in der Wahrnehmung der Kinder – keine Unterschiede zwischen deutschen Familien und Migrantenfamilien auf.

Zweifelsfrei lässt sich sagen, dass die Schule und die Schulleistungen allgemein eine zentrale Rolle in der alltäglichen Kommunikations- und Handlungspraxis der Familien spielen. Wir zeigten, dass es nur sehr wenige Familien gibt, in denen die Kinder ihre Eltern nicht als stark schulinteressiert wahrnehmen. Das Schulinteresse der Eltern weist – zumindest in der Wahrnehmung der Kinder – keine Unterschiede zwischen deutschen Familien und Migrantenfamilien auf. Auch in den Migrantenfamilien gehört das Gespräch darüber, wie es in der Schule war, wie die Noten und Zensuren sind, zur alltäglichen Familienpraxis.

Aufgrund der Frage, ob sich daraus ein besonderes Konfliktfeld in der Familie ergibt, haben wir uns näher mit den Wahrnehmungen und Einschätzungen der Schulleistungen der Kinder – seitens der Kinder und auch der Mütter – beschäftigt. Im Großen und Ganzen lässt sich festhalten, dass die Eltern mit den

geschlechtsspezifische Unterschiede in den Selbsteinschätzungen der Kinder wie auch in den Fremdeinschätzungen der Mütter

Schulleistungen ihrer Kinder im Allgemeinen sehr zufrieden sind und dies auch die Kinder ihrerseits so wahrnehmen. Hier sahen wir im Vergleich zwischen deutschen Familien und Migrantenfamilien, dass die elterliche Zufriedenheit mit den Schulleistungen bei den Migrantenfamilien etwas niedriger ist als in den deutschen Familien. Die Anteile der Mütter, die angeben, dass sie überhaupt nicht mit den Schulleistungen ihrer Kinder zufrieden sind, sind äußerst gering und von daher ist die

Schule nicht als ein zentrales Konfliktfeld (zumindest in Bezug auf die Schulleistungen) zu sehen ist. Bei der Betrachtung der spezifischen Schulleistungen in Bezug auf bestimmte Schul- und Unterrichtsbereiche wie das Rechnen, die Rechtschreibung und das Lesen, zeigten unsere Befunde, dass die Mütter im Großen und Ganzen davon ausgehen, dass ihre Kinder in diesen Fächern sehr gute Leistungen erzielen. Wir sahen, dass geschlechtsspezifische Unterschiede in den Selbsteinschätzungen der Kinder wie auch in den Fremdeinschätzungen der Mütter zu finden sind. Mädchen werden hinsichtlich Rechnen und Mathematik seltener als sehr gute Schüler eingeschätzt, Jungen dagegen häufiger. Umgekehrt gilt, dass Mädchen in Bezug auf Rechtschreiben und Lesen deutlich besser eingeschätzt werden. Befunde, die aufgrund der Ergebnisse anderer Studien zu Schule und Geschlecht zu erwarten waren.

Des Weiteren wurde ein altersspezifischer Prozess in den Familien sichtbar, dergestalt, dass die Anteile derjenigen Kinder, die sich selbst als sehr gute Schüler bezeichnen, und auch die Anteile der Mütter, die ihre Kinder als sehr gute Schüler einschätzen, geringer werden, wenn die Kinder älter werden. Bei der Frage nach der Einschätzung der bereichsspezifischen Schulleistungen fiel, im Gegensatz zu den geschlechts- und altersspezifischen Effekten, auf, dass kaum Unterschiede zwischen den deutschen und den verschiedenen Migranten- gruppen zu finden sind. Jenseits einzelner, nicht einem spezifischen Muster folgenden Unterschieden zwischen deutschen Familien und Migrantenfamilien, können wir also festhalten, dass die Selbsteinschätzungen der Kinder, gute Schüler in verschiedenen Schulbereichen zu sein, und die Fremdeinschätzungen der Mütter in dieser Hinsicht zwischen den Familien nur gering differieren. Fokussieren wir die Ergebnisse auf den zentralen Vergleich zwischen deutschen Familien und Migrantenfamilien, so können wir eindeutig sagen, dass sich das Thema Schule in den untersuchten Familiengruppen nicht grundsätzlich verschieden darstellt. Die Schule ist in den Migrantenfamilien ein ähnlich prominentes Thema wie in den deutschen Familien. Und es ist aufgrund der Einschätzungen in Bezug auf die Schulleistungen auch nicht davon auszugehen, dass die Schule bei den Migrantenfamilien ein – zumindest aus der Perspektive der hier herangezogenen Daten – konfliktträchtigeres Thema darstellt als bei den deutschen Familien.

Zum Schluss möchte ich auf einige Einschränkungen des vorliegenden Beitrags aufmerksam machen. Zum einen haben wir die Einschätzungen der Kinder und der Eltern zu den unterschiedlichen schulischen Bereichen lediglich jeweils auf der globalen Ebene der Generationen miteinander verglichen. Das heißt wir haben die durchschnittlichen Angaben der Kinder den durchschnittlichen Angaben der Mütter gegenüber gestellt. In einem nächsten Schritt wäre nun die Frage genauer zu betrachten, wie die Wahrnehmungen der Eltern und der Kinder in den einzelnen Familien individuell übereinstimmen. In den Auswertungen zur ersten Welle habe ich dies untersucht (*Stecher* 2005). Wenngleich dabei insgesamt nur geringe Dissonanzen zwischen den Elternangaben und jenen der Kinder zu finden waren, so müssen wir im Moment empirisch offen lassen, ob sich etwa die Dissonanzen vergrößern, wenn die Kinder älter werden, und/oder ob sich darin Unterschiede zwischen deutschen Familien und Familien mit Migrationshintergrund zeigen.

Eine zweite Einschränkung betrifft den Fokus auf die (Wahrnehmung der) Schulleistungen der Kinder. Schule als Familienthema, das habe ich in der Einleitung angedeutet, umfasst mehr als nur die Schulleistungen der Kinder. Ebenso wichtig sind in Bezug auf die Aspekte, über die man in der Familie spricht, ob sich das Kind im Klassenverband wohl fühlt, ob es Freunde in der Klasse gefunden hat, ob es mit den Lehrern auskommt, ob es gerne in die Schule geht, ob es gerne lernt und die Hausaufgaben macht und vieles andere mehr. Hierzu enthält der Fragebogen des DJI-Kinderpanels noch zahlreiche Informationen, auf die wir an dieser Stelle aus Platzgründen nicht zurückgreifen konnten. Auch hier ist die Frage interessant, wie sich die Kommunikation über diese Bereiche mit dem Älterwerden der Kinder verändert und ob sich hierbei Unterschiede zwischen deutschen Familien und Migrantenfamilien ergeben. Die Bearbeitung beider

Einschränkungen muss weiteren Veröffentlichungen vorbehalten bleiben. Dies wird auf der Basis des vollständigen Drei-Wellen-Datensatzes des Kinderpanels demnächst geschehen.

Literatur

- Alt, C./Quellenberg, H.* (2005): Daten, Design und Konstrukte. In: *Alt, C.* (Hrsg.): *Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen*, Band 2: *Aufwachsen zwischen Freunden und Institutionen*. – Wiesbaden, S. 317-343
- Avenarius, H./Ditton, H./Döbert, H./Klemm, K./Klieme, E./Rürup, M./Tenorth H.-E./Weishaupt, H./Weiß, M.* (2003): *Bildungsbericht für Deutschland* (im Auftrag der Kultusministerkonferenz). – Opladen
- Baumert, J./Klieme, E./Neubrand, M./Prenzel, M./Schiefele, U./Schneider, W./Stanat, P./Tillmann, K.-J./Weiß, M.* (Hrsg.) (2001): *PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. – Opladen
- Bos, W./Lankes, E.-M./Prenzel, M./Schwippert, K./Valtin, R./Walther, G.* (Hrsg.) (2004): *IGLU. Einige Länder der Bundesrepublik Deutschland im nationalen und internationalen Vergleich*. – Münster
- Stecher, L.* (2001): *Die Wirkung sozialer Beziehungen. Empirische Ergebnisse zur Bedeutung sozialen Kapitals für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen*. – Weinheim und München
- Stecher, L.* (2005): *Schule als Familienproblem? Wie Eltern und Kinder die Grundschule sehen*. In: *Alt, C.* (Hrsg.): *Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen*, Band 2: *Aufwachsen zwischen Freunden und Institutionen*. – Wiesbaden, S. 183-197
- Ulich, K.* (1989): *Schule als Familienproblem? – Königstein*
- Zinnecker, J./Silbereisen, R. K.* (1998): *Kindheit in Deutschland*. – Weinheim und München
- Zinnecker, J./Stecher, L.* (2006): *Gesellschaftliche Ungleichheit im Spiegel hierarchisch geordneter Bildungsgänge. Die Bedeutung ökonomischen, kulturellen und ethnischen Kapitals der Familie für den Schulbesuch der Kinder*. In: *Georg, W.* (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit im Bildungssystem*. – Konstanz, S. 291-310

The Virtue In Youth Civic Participation

James Youniss, Daniel Hart

Abstract

This paper provides a summary of our past and recent work on the questions of whether and how involvement in community service promotes civic and political development in youth. We focus not on the psychological attributes adolescents bring to service, but on the conditions which make the service experience an opportunity for discovering one's relationship to ongoing value traditions toward society, its problems, and well-being. Our most recent work was centered on four specific issues. Using a quasi-experimental longitudinal design, we found that (1) school-based required service does not dampen enthusiasm in students who already favor service, whereas it generates interest in civic life in students with no prior service experience. Using a path model covering a 2-year period, we found also that (2) participation in challenging service led to a process in which contributions to a sponsoring organization eventuated in changes in the self, increased helpfulness, and ultimately to civic engagement. (3) We found further that adolescents with a clear sense of their identity chose to do challenging service which, in turn, sustained their clarity of self over a 2-year period. (4) Using a nationally representative sample of youth, we found that young adults of age 26 were more likely to have voted and to have done volunteer service when they did do service when they were in high school 8 years previously. It made no difference whether their service during high school was required or voluntary, thus, complementing the results of the first study. Our conclusion is that policy makers should not shy away from having youth participate in civic and political processes. The experience helps to frame civic identities which have lasting positive consequences.

Keywords. Youth, community service, political socialization, civic identity

Zusammenfassung

Dieser Beitrag bietet einen Überblick über unsere bisherige Forschung zur Frage, ob und wie gemeinnützige Tätigkeit bürgerschaftliches und politisches Engagement bei Jugendlichen fördert. Dabei werden weniger die psychischen Dispositionen betrachtet, die Jugendliche dazu motivieren, gemeinnützige Tätigkeit aufzunehmen. Vielmehr stehen die Bedingungen im Vordergrund, unter denen gemeinnützige Tätigkeit dazu beitragen kann, dass Jugendliche ihre Eingebundenheit in gesellschaftliche Prozesse entdecken. Unsere jüngere Forschung hat dabei vier Aspekte in den Mittelpunkt gerückt: (1.) Verpflichtende gemeinnützige Tätigkeit im Rahmen der High School-Zeit mindert nicht die Bereitschaft und Begeisterung Jugendlicher, sich freiwillig zu engagieren. Sie erzeugt vielmehr politisches Interesse bei Jugendlichen, die vor dem verpflichtenden Service nicht gemeinnützig tätig waren. In einer Längsschnittstudie fanden wir mittels Strukturgleichungsmodellen (2.), dass gemeinnützige Tätigkeit in direkter Interaktion mit



Prof. James Youniss,
Catholic University
of America,
Washington, DC,
USA



Prof. Daniel Hart,
Rutgers University,
Camden, USA

bedürftigen Menschen in karitativen Organisationen zu einem veränderten Selbstbild, erhöhter Hilfsbereitschaft und zu politischer Sensibilisierung führt. Wir fanden (3.), dass Jugendliche mit einem konturierten Selbstbild eher herausfordernde gemeinnützige Tätigkeiten wählten, was ihrer Identitätsentwicklung nochmals förderlich war. (4.) An einem für die USA repräsentativen Jugend-Survey konnten wir zeigen, dass junge Erwachsene im Alter von 26 Jahren eher wählen gehen, wenn sie als Jugendliche gemeinnützig aktiv waren. Dies unabhängig davon, ob es sich dabei um verpflichtenden oder freiwilligen Service handelte. Unsere Schlussfolgerung ist, dass politische Entscheidungsträger gemeinnützige Tätigkeit Jugendlicher fördern sollten, weil Heranwachsenden die dabei gemachten Erfahrungen helfen, eine bürgerschaftliche Identität mit lang anhaltenden, positiven Wirkungen für die Demokratie zu entwickeln.

Schlagerworte. Jugend, gemeinnützige Tätigkeit, politische Sozialisation, politische Identität.

For the past two decades, much of our research has been focused on the relationship between community service and youth's civic, moral, and political development. We have been less concerned with the psychological dispositions which lead individuals to service, than with the consequences and the conditions which make service effective developmentally. The practical reason for this focus is that much of the service we studied was required by schools. All students had to participate in a certain number of hours to qualify for graduation. Thus, if psychological characteristics made a difference, they would have to be found in the consequences of, rather than the forerunners to, service.

There is a theoretical rationale for our perspective, as well. Of the many approaches to service, we favor the stance taken by social movement theorists and some political scientists who subjugate personality traits or motives to the availability of resources which mobilize individuals to action. In turn, action is seen as a form of socialization which provides political skills, engages youth in politics, and helps form identity. In this regard, service can be a resource which mobilizes youth to become involved in addressing social problems through collective action. The consequences of service, then, depend on the kinds of resources which structure the service experience. These might include the guiding ideology of the organization which sponsored service, the problems which service addressed, how these problems were framed politically or morally, challenges which the youth had to confront, and other things.

We have reviewed this work in several places in order to highlight key findings and conclusions. For example, in Yates/Youniss's (1996) review of 46 studies, three general themes were identified. Certain forms of service (1) affect youth's views of the self, for example, bring to light the self's political agency; (2) alter youth's views of their relationships to society, for example, promote a sense of responsibility to others; and (3) bring about political-moral awareness, for instance, discerning the political and moral dimensions of social problems.

We have also reviewed evidence that certain kinds of youth service and youth activism have long term effects which persist well into adulthood (Hart/Atkins/Donnelly 2006; Youniss/Hart 2002; Youniss/McLellan/Yates 1997). The findings which are consistent across several studies, suggest that the youth era, roughly between 16 and 24, is seminal for setting individuals on a life path of civic engagement, for example, joining voluntary groups, and political involvement, for instance, voting.

We have further discussed the idea that youth service and activism are opportune for forming identities which take into account civic and political dimensions. Because service is frequently done under the sponsorship of organizations which aim to improve society, youth who participate in their work, have opportunities to envision themselves performing activities which represent their ideologies. This experience gives the identity process, which is prominent during youth, a kind of nourishment that connects youth to history, giving them a virtual past with which to identify, and an ideal future toward which to work (Hart/Fegley 1995; Youniss/Yates 1997).

More recently we focused on the ways in which our work on service has brought us to consider modifications of developmental theory which follow from these findings and can be applied to civic and political development (Youniss/Hart 2002, 2005). Civic and political development have not been high priority topics in developmental studies (Torney-Purta 2002). Instead, developmental researchers have relied on *cognitive processes* to address these domains (Haste/Torney-Purta 1992). Emphasis is given to reasoning and ways that youth, in contrast to younger children, come to understand the complexities of political structures and events. We believe that this approach is too limited to capture the core of political and civic life which involves much more than private, in-the-head, reasoning.

Democratic societies would never come about if individuals, even millions of them, simultaneously imagined democratic action and the concepts which support it. Democratic behavior is needed (Giddens 1993). Political behavior, in contrast to reasoning or private reflection, is public and expresses interests. Insofar as it is a public expression of point of view, it necessarily comes into contact with other views which represent different and, likely, competing interests. This leads to resolving differences through agreed upon practices within a democratic framework; for instance, debate, negotiation, compromise, and the like. Finally and perhaps overarchingly, citizens assent to the democratic system of which they are simultaneously partaking and making real via their participation. This last piece involves identity, or willing inclusion of self in the collective democratic process which is equivalent to what Flanagan/Faison (2001) have called a new form of “social contract.”

Political behavior is public and expressed interest

Our view, then, is that developmental theories need to be modified if they are to address civic and political development adequately. It is not sufficient to say that cognitive development or emotional maturity underlie, much less account for, development in these domains. This is because the civic and politically attuned individual is able to articulate an interest, as opposed to just being cognitively able knows how to make that interest public, not just maintain a private stance on it grasps the fact that there are multiple interests, rather than honing in on the correct position follows rules of democratic negotiation, instead of merely asserting one’s correctness and respects the system enough to abide by it in collaboration with others.

Anything short of this may look like political behavior, but does not meet the basic criteria for what is generally accepted as mature democratic political behavior (Youniss/Hart 2005).

1. Grounded in Action

In his recent review of the long-term consequences of youth activism, Jennings (2002) looks carefully at generational issues. Many of the studies which show longitudinal persistence in political activism involved individuals who were youth during the 1960s, a period known for its political and cultural upheavals. For example, several of the studies were focused on youth who participated in civil rights, anti-war, and campus organization protests. In Jennings's own sample, the group which remained most active well into their adulthood, was comprised of college students who actively participated in anti-war demonstrations. Noting the historical slant toward the 1960s in the data, Jennings nonetheless suggests that other forms of activism ought to be considered as valuable. Not every generation has the opportunity to participate in a civil rights struggle, challenge government militarism, or reform movements on campus. But Jennings proposes, there are proto-activist experiences such as service which can introduce youth into the civic sphere as participating agents. Since we can control such experiences, they can be utilized as strategies for political socialization.

There is a solid literature on the importance of participation in political socialization. By participation, we mean direct action in the political and civic spheres in contrast to, say, acquiring political knowledge or attitudes. For example, Barber (1984) has distinguished two forms of democracy. In its "thin" form, individuals take relatively passive stances toward government and civic life. For example, they vote but do not get engaged in electoral campaigns or join in public demonstrations. In contrast, "strong" democracy requires participation in which citizens take charge of their lives by engaging in politics at the local level where events can be influenced by collective action. In strong democracy, citizenship is taken less as a right and more as a result of action and involvement. In Barber's view, participation is the entry into politics from which all else follows. Dispositions and knowledge do not precede involvement but follow from it. Once people get engaged, they will want to know how the system works so that they are better able to control it and manage government for their own and the public good.

Other political philosophers preceded Barber in emphasizing the seminal role of participation. For example, John Stuart Mill in the nineteenth century said the following: "We do not learn to read or write, to ride or swim, by being merely told how to do it, but by doing it, so it is only by practicing popular government on a limited scale, that the people will ever learn how to exercise it [...]" (cited in Alperovitz 2005, S. 44). Alexis de Tocqueville, the French philosopher who visited the United States in the first part of the nineteenth century, made a similar observation:

"An American should never be led to speak of Europe, for he will then probably display much presumption and very foolish pride. He will take up with those crude and vague notions which are so useful to the ignorant all over the world. But if you ask him respecting his own country, the cloud that dimmed his intelligence will immediately disperse; his language will become as clear and precise as his thoughts. He will inform you what his rights are and by

what means he exercises them; he will be able to point out the customs which obtain in the political world. You will find that he is well acquainted with the rules of administration, and that he is familiar with the mechanisms of the laws. The citizen of the United States does not acquire his practical science and his positive notions from books; the instruction he has acquired may have prepared him for receiving those ideas but did not furnish them. The American learns to know the laws by participating in the act of legislation; and he takes a lesson in the forms of government from governing. The great work of society is ever going on before his eyes and, as it were, under his hands” (Tocqueville 2004).

Much has changed in American politics in recent years, one of the major changes being its reliance on technical professionals and its filtering through the media. These shifts have diminished opportunities for youth to be involved in everyday political processes. One consequence of this fact has been documented by Shea (2004) who found that county-level officials of the both major political parties put little effort into mobilizing youth participation. For example, campaigns to enlist voters are directed much more to the elderly than to youth. With little role to play and seen as unlikely to vote, youth have become ignored by the political system.

Bringing these points together, one can see new relevance for community service. If strong democracy depends on citizen participation, beyond voting, and if there are lessened opportunities for youth to participate in ongoing political processes, then service stands out as a potential antidote. Insofar as service brings young people into contact with organizations that have political purpose, say, to protect the environment or address the causes and effects of poverty, it provides opportunities for young people to participate in meaningful ways in reshaping society. Since learning democratic citizenship is accomplished by doing it, service is more than charity insofar as it provides participation alongside adults in ongoing organizations which are part of the larger ongoing political process.

2. Recent Research on Service

Four of our recent studies address questions which are important to the service literature and reinforce our theoretical framework. We will now describe these studies and spell out their significance for youth’s political socialization. The first study used a quasi-experimental design in which two groups of students were tracked over time as one group proceeded through high school without a service requirement, while another group in that same school, followed them one year later, but with a service requirement. The key findings were that the requirement stimulated political engagement in students who had shown no prior interest in service, and simultaneously, it did not dampen enthusiasm for service in students’ who were already favorable toward service.

The second study tracked students in two different schools for two years as they performed their community service requirement. Using a structural equation model, we were able to show that students who did challenging kinds of service in their 3rd year of high school, believed at the end of their 4th year that they were more likely to vote and to do service in the future. The intervening process

followed a path in which challenging service led students to say that they felt as if they had made a contribution to the organization which sponsored their service. This in turn, led them to an enhanced sense of self-agency. This led to actual behaviors of helping other people who were strangers, and this step eventuated in a greater likelihood of voting and volunteering in the future.

The third study looked at the role that service played in clarifying students' identities as they progressed from 2nd through the 4th year in the above two schools. We found several patterns of identity clarity during these 3 years with students starting at either high or low levels and with students either maintaining their initial levels or showing increased or decreased clarity. Our major finding was that maintenance of high clarity was associated with students having selected to do more challenging, as opposed to, less challenging service. Apparently, students with a strong sense of who they are and where they are headed in life, have the confidence to choose to service which is challenging. The doing of challenging service, then helps to reinforce their self-perceptions so that these students maintain high clarity throughout high school.

The fourth study addressed two major questions that have been asked repeatedly regarding service: Does service during high school predict political involvement later in life or are effects short-term? And if long-term effects can be shown, is voluntary service more efficacious than school-based required service, given concerns expressed about making service mandatory? We found that the doing of service during high school, vs. not doing service, significantly increased the likelihood of voting 8 years later, at ages 25-26. Eight years is not a life time, but it is long-term and within the age range when relatively few youth vote. The answer to the second question is that required service had the same positive impact on voting 8 years later as did voluntary service during high school. This result addresses the concern that has been voiced about the possible contradiction inherent in demanding that youth do service instead of having service emerge voluntarily.

Does service during high school predict political involvement later in life

Required service in a public high school (Metz/Youniss 2005)

In 1998, we began observing students in a public high school which was about to introduce a requirement that all students had to do 48 hours of service sometime before graduation. Students already in their 3rd year who were to graduate in 2000, were exempt from the requirement. But the requirement applied to students in subsequent classes who would graduate in 2001 or 2002. We tracked both groups of students as they proceeded through school with the aim of answering the question of whether having a service requirement would be of benefit or harm. Measures were taken yearly of political and civic interest, the former by likelihood of voting in the future and the latter by likelihood of doing volunteer service in the future.

We found that we could divide each of the experimental groups, the one with and the other without a requirement, into subgroups. The division was based on the fact that some students in each group were already highly engaged in

voluntary service irrespective of the school's requirement. These students were favorably inclined toward service before we began our observations. This fact allowed us to address a question which others have raised regarding the importance of autonomy: Are youth who favor service, affected negatively when they are given an additional service requirement which they may see as thwarting their autonomy? We were able to answer the question clearly. Students who were already doing voluntary service on a regular basis, scored near ceiling at the start of their 3rd year on our measures of voting and volunteering in the future, and their scores remained near ceiling through the end of their 4th year. Clearly, the required 48 hours of service was not perceived as an imposition or threat to the students' autonomy as scores remained high through the study even as students did both voluntary and required service.

Another result confirmed this conclusion. Some of these students completed the 48-hr requirement by the end of their 2nd or 3rd year in high school. We found that these students not only said they were likely to do volunteer service in the future, but that they did volunteer service after completing their requirement. Once the requirement was met, 80 percent or more of these students continued to do voluntary service the following year. Thus, it seems clear that having to meet a service requirement does not dampen enthusiasm for service in students who are already favorably inclined toward service. Claims about the importance of autonomy were not confirmed by our results and support our view that focus is better placed on service as a resource than on the personological factors which may initiate service.

We turn now to the subgroups of students who were not favorably inclined toward service. They were defined in this way because they had not done voluntary service previously and neither had members of their families done voluntary service. As noted, one of these subgroups proceeded through school without a service requirement; this was the class which graduated in 2000. The other subgroup which had to do 48 hours of required service, belonged to the 2001 or 2002 graduation classes. In this subgroup, students had three years in which to complete the requirement, but the majority waited until their 4th year to complete it. This fact supported our definition of disinclination as the students showed no enthusiasm for doing service. On measures of likelihood of voting and likelihood of volunteering in the future, both subgroups scored very low and differed significantly from the favorably inclined groups in their 3rd high school year. However, at the end of the 4th year, after the required group had done its mandated 48 hours of service, a large difference arose on both measures. After meeting their service requirement, students scored significantly higher on future voting and volunteering than their counterparts who were not required to do service and had no service experience.

Figure 1. Mean scores out of 5 on Intended Future Voting by cohorts and service groups over time

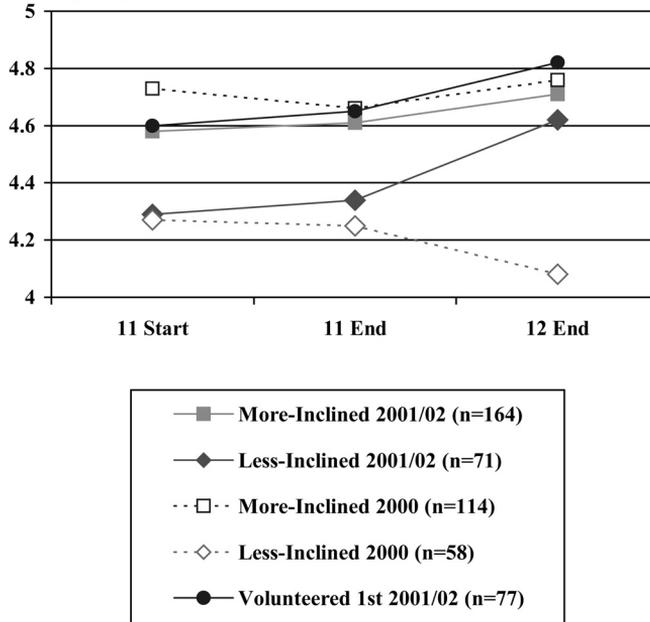
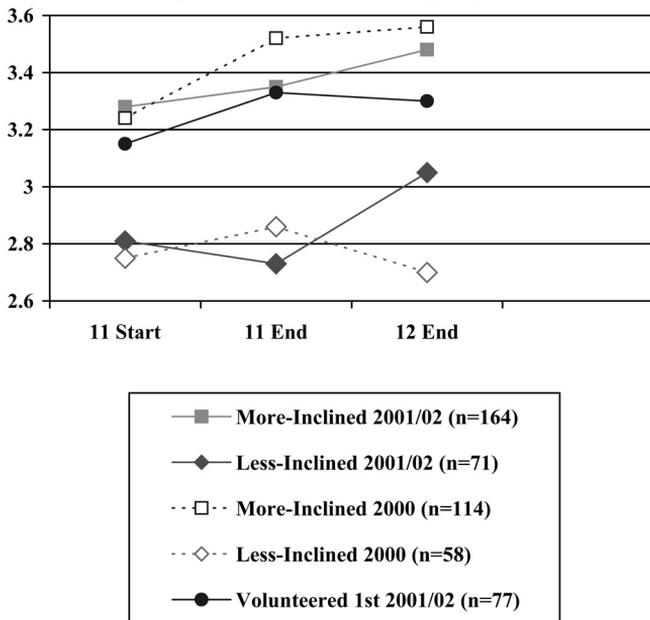


Figure 2. Mean scores out of 5 on Intended Future Conventional Civic Involvement by cohorts and service groups over time



Figures 1 and 2 display the main group differences for the four groups over time. There can be little doubt that school-based required service does not dimi-

nish interest in service in students who are already favorably inclined toward it. Of the favorably inclined students, the group which was required to do service, scored at the same high level as the group without a requirement. It is equally clear that for students who started high school disinclined toward service, completion of the requirement was beneficial to their civic and political development. Both groups of disinclined students scored low at the start of high school, but after the students with a requirement completed their 48 hours, their scores increased markedly and became significantly higher than their counterparts who had no requirement and lacked service experience.

A developmental process from challenging service to civic-political development (Reinders/Youniss 2006)

The data for this study come from students in two Catholic high schools similar in demographic make up to the students in the public high school just described. The study took place from 1995 to 1999 with the aim of determining which types of service were most beneficial to civic and moral development. Both schools had a requirement that students do 12 or more hours of service every year, but students could choose the kinds of service they wanted to do. For instance, they might raise money for causes, tutor classmates, or work at soup kitchens feeding the homeless. On the basis of previous findings, we classified kinds of service according to a scheme which represented how challenging service would be. For purposes of this study, we used a two-fold classification. Challenging service was defined when students did service that (a) put them into direct interactive contact (b) with people in serious need of assistance. All other kinds of service which had only one or neither of these features, were considered less challenging in this study.

Examples of challenging service included serving food to homeless people at a soup kitchen, tutoring inner city minority children, or helping a handicapped adult do physical therapy. We have reported other data which show that more, as opposed to less, challenging service leads to higher scores on measures of civic development (Metz/McLellan/Youniss 2003). We speculate that coming into contact with people in serious need is stimulating because it forces students to reflect on their own and the other person's condition and encourages them to rise to the occasion. This is especially true when the recipient of service forces students to confront inequalities in talents, wealth, or other dimensions. As noted above, this is apt to occur with homeless people or with a blind adult who could not possibly navigate physical exercises without assistance from a seeing helper.

Challenging service leads to higher scores on civic development

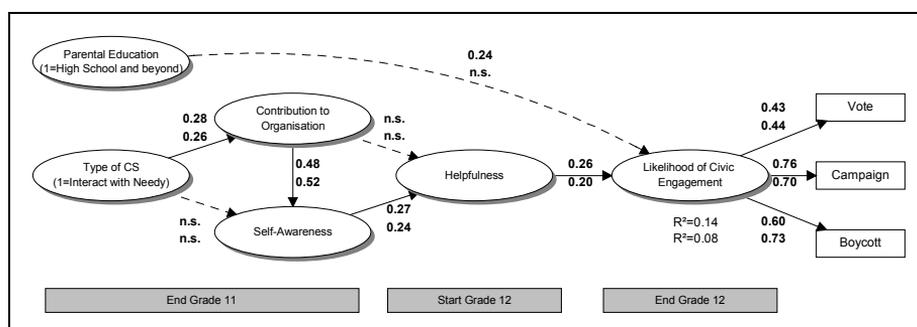
Students rated their experiences of service on items designed to determine how challenging the service was. Using a 1-5 scale, they rated items such as: "I felt I made a contribution to the organization" [through which I did service]; "I discovered things about myself I never knew I could do"; and the like. We used a path model to assess the relationship between service and these ratings and

found that more challenging service led to a belief that students had foremost made a contribution to the sponsoring organizations with which they did service. This path then led to high scores on items which referred to insights about the self, most notably the self's new discovery of previously unknown capacities and fresh ways of seeing "reality".

These data refer to service that was done during the students' 3rd high school year on an assessment that was done at the end of the school year in May. Four months later when students returned to begin their 4th and final year of high school, they were given another survey which included self-reported altruistic behaviors. Students were asked about helping strangers cross streets, holding doors open for strangers, giving directions to strangers, and the like. We found that these items defined a continuation of the path from challenging service, to helping the sponsor, to self-realization.

At the end of the 4th year, students responded to another survey which assessed civic and political intentional behavior as in the foregoing study. They were asked how likely they would be to volunteer in the future and to vote when they were eligible. Scores on both items followed from the previous nodes on the path, thus indicating that challenging service could, 12 or more months later, lead to an increase in the intention to partake in civic and political behavior. It is important to note that the sample was randomly divided in halves so that the path model was replicated, indicating reliability. It is noted also that we tested directionality in the path and found that the direction just described produced stronger results than did the reverse direction; for example, the path from contributing to an organization to self-realization was stronger than the reverse, and the path from self-realization to altruism was stronger than the reverse. The path is shown in Figure 3.

Figure 3. Empirical Models to predict the Likelihood for Civic Engagement at the end of grade 12



Sample A (Upper Coefficient): $\chi^2=19.14$; $df=17$; $p=0.32$; $RMSEA=0.014$; $GFI=0.98$; $AGFI=0.95$; $SRMR=0.042$

Sample B (Bottom Coefficient): $\chi^2=17.35$; $df=17$; $p=0.43$; $RMSEA=0.011$; $GFI=0.98$; $AGFI=0.95$; $SRMR=0.039$

All coefficients are significant at the 5%-level. n.s. - Not significant

This model describes a developmental process that has been suggested by Penner (2002) and by Piliavin/Grube/Callero (2002). They propose that doing ser-

vice is an event with identity-forming potential. The doing is turned into being as service becomes a marker for the self such as in "I am a person who contributes to the betterment of others." Penner et al. came to this conclusion when studying adults. Our data on adolescents adds credibility to the model insofar as adolescence is known as a time when identity is of special developmental significance. It should not be surprising, therefore, that the path from doing service to seeing oneself as a civic and political actor is operative. We do not claim that the path we described is unique. There must be several ways to form a civic-political identity. However, it is not by chance that service which puts youth in challenging positions and allows them to work alongside adults in an organization functions to shape the self into civic-political actor.

There must be several ways to form a civic-political identity

Identity clarity and doing challenging service (Youniss/Reis 2001)

Students from the foregoing two schools were simultaneously assessed yearly on a scale which measured the degree to which they were clear about their identities (Rosenthal/Gurney/Moore 1981). Using a cluster procedure, we were able to classify students into four groups which depicted patterns of identity development over three years in high school. Some students started school with clear identities whereas others started with greater confusion. Further some students maintained their initial levels of clarity throughout high school whereas other students became either more or less clear about themselves and their future.

For the present, we are interested in the group of students who started school with high clarity and maintained it throughout. When we looked at the kind of service this group chose to do, we found that they had selected to do more challenging, as opposed to less challenging, kinds of service. This was true more for this group than for the other three groups. Our interpretation of this finding is that students who enter school with articulated ideas of who they are and who they want to become, are able to choose to do service which forces them to rise to the occasion. Once they do such service, they find that they can accomplish it well, so they do more of it. Thus, in a mechanism suggesting self-fulfilling prophecy, these students maintain clear identities by seeking and accepting challenges to the self. Since they do this by working in the world outside of school with strangers who have problems, their sense of self is reinforced through real accomplishments in the face of difficulty.

Long-term civic consequences of service (Hart/Donnelly/Youniss/Atkins 2006).

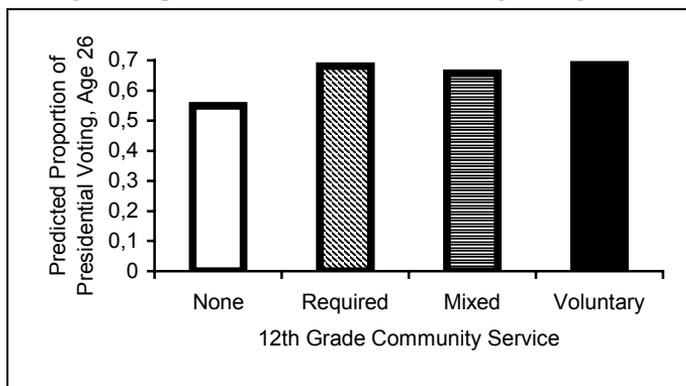
The youth in this study came from a nationally representative sample of 25,000 students who were in high school from 1989-1992. During the high school, several measures of educational and psychological functioning were obtained. In addition, assessment was made of whether and how frequently students did service, either service required by their schools or voluntary service outside of

school. An effort was made to track the individuals after they completed high school. The present sample consists in 12,144 youth were surveyed in 2000, 8 years after they had graduated from high school.

In 2000, the youth, approximately 26 years old, were asked multiple questions, two of which are pertinent to the present report. One was whether or not they had voted in any election during the prior two years, 1998-2000. The other was whether they had done civic or voluntary service during the previous 12 months. We examined several factors which might predict either voting or volunteering, while controlling for demographic and other variables which might influence these behaviors. First, 46 percent of the sample said they had voted during the previous two years. This figure is higher than the rate for the general population of that cohort of youth. Second, 24 percent of the youth said that they had done civic or voluntary service during the previous 12 months. This figure is in keeping with national statistics, although data are imprecise for this age level.

Logistic regressions were then run to determine whether having done service during high school predicted voting or volunteering 8 years later. Regarding voting, service during high school, whether required or voluntary, significantly predicted voting in 2000, the year of a presidential election in which 62 percent of the sample said they had voted. Youth had done voluntary service were 44 percent more likely to vote in 2000 than their peers who had not done service during high school. Youth who had done required service were 45 percent more likely to vote than their peers who had not done service during high school. Figure 4 shows these results when required or voluntary service are compared with no service during high school.

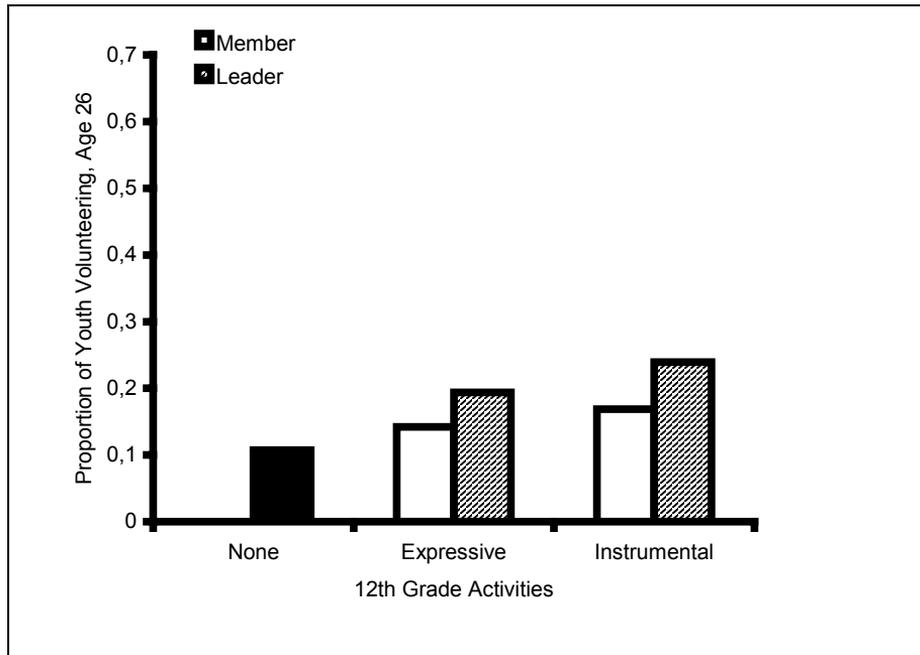
Figure 4. Voting in the presidential election according to High School service



Results for volunteering at age 26 were equally clear. Having done either volunteer or required service during high school proved to be a significant predictor of volunteering 8 years later. The odds of volunteering at age 26 were 1.57 times greater for the youth who done voluntary service during high school, v not having done service. The odds of volunteering at age 26 were 1.46 times greater for youth who done both voluntary and required service during high school, v not having done either kind of service. The odds of volunteering at age 26 were

only slightly higher compared with youth who had done no service in high school. Comparative data are reported in Figure 5.

Figure 5. Voluntary service as a function of high school service



The results of this study connect our work on high school students to the work of several researchers who showed that civic participation during youth is a clear predictor of continued civic participation in adulthood. As Jennings (2002) suggested, service can be a proto-activist experience which introduces young people to participation in civic life. The continuity between high school service and voting 8 years later is especially important in this regard because skeptics have failed to see connections between them. But if one couples the present findings with those of Reinders/Youniss (2006), the picture seems to become clearer. There is a developmental path and may be focused on transformations which occur in the self's relationship to civic organization and the self's changing identity as a civic actor.

The second important finding of this study is that voluntary and required service have similar positive effects. This finding concurs with the results reported by Metz and Youniss (2005) who showed equivalent effects on civic intentions for voluntary and required service. These data add to our view that service can be gainfully seen as a resource and opportunity which helps youth to see themselves as civic participants. We do not argue that personal attributes are unimportant, for instance, the civic attitudes which youth bring to high school. But we do argue that service can be an opportunity for young people to experience aspects of themselves whose potential they did not know until they were asked to participate.

Conclusion

In highly structured technical societies such as the USA, the UK, and Germany, youth are often relegated to separate places, for instance schools and recreational settings, which keep them apart from economic and political processes. For example, in the United States, many elections are run by professionals who utilize daily polling and media presentations. One result is that youth know little about the political process first hand and must deal with political information, if at all, via filtered strategic messages. Thus, in all of these countries there is a new awareness about the need for and importance of civic education for the perpetuation of democracy. Democratic behavior does not suddenly appear at the age of voting eligibility, but it and other political skills must be acquired through doing.

Community service as we have described it seems to be one antidote for the present situation. Our view is that civic and political life is going on all around us in government and in various kinds of organizations which are focused on particular causes and ideologies. We see service as a means to connect young people to this world. It gives them an opportunity to participate, to acquire skills, to enrich their sense of self with political agency, to try out established rationales, to collaborate with adult political actors, and to begin to form identities in which civic and political dimensions have priority.

A failure to engage youth in civic and political life comes with high cost. Laqueur (1962) has made this point well in his interpretation of the history of the German youth movement which was born at the start of the twentieth century. The movement distanced youth from adults and the workings of society's economic and political structures. When the Hitler youth movement came on the scene, it immediately attracted youth as "... National Socialism offered all that a young man in his most secret and proudest imagination would desire – activity, responsibility for his fellows, and work with equally enthusiastic comrades for a greater and stronger fatherland" (p. 202). Laqueur suggests that had the youth movement been more politically oriented it might have alerted young people to other options. In this he says: "... lack of interest in public affairs is no civic virtue and an inability to think in political categories does not prevent people from getting involved in political disaster" (p. 48). Young people "ought to be educated toward [participation in public affairs] and it was in this respect that the Wandervogel ... completely failed. They did not prepare their members for active citizenship" (p. 48).

References

- Alperovitz, G. (2005): *America beyond capitalism: Reclaiming our wealth, our liberty, and our democracy.* – Hoboken, NJ.
- Barber, B. R. (1984): *Strong democracy: Participatory politics for a new age.* – Berkeley, CA.
- Flanagan, C. A./Faison, N. (2001): *Youth civic development: Implications for social policy and programs.* Social Policy Report, 15 (1). – Ann Arbor, MI.
- Giddens, A. (1993). *New rules of sociological method.* – Stanford, CA.

- Hart, D./Fegley, S. (1995): Prosocial behavior and caring in adolescence: Relations to self-understanding and social judgment. In: *Child Development*, 66, S. 1346-1359.
- Hart, D./Atkins, R./Donnelly, T. M. (2006): Community service and moral development. In Killen, M./Smetana, J. (Eds.): *Handbook of moral development*. – Mahwah, NJ, S. 633-656.
- Hart, D./Donnelly, T. M./Youniss, J./Atkins, R. (in press): High school community service as a predictor of adult voting and volunteering. In: *American Educational Research Journal*.
- Haste, H./Torney-Purta, J. (Eds.) (1992): *Development of political understanding: A new perspective*. – San Francisco, CA.
- Jennings, M. K. (2002): Generation units and student protest movements in the United States: An intra- and inter-generational analysis. In: *Political Psychology*, 23, S. 303-324.
- Laqueur, W. (1962): *Young Germany: A history of the German youth movement*. New York.
- Metz, E./Youniss, J. (2005): Longitudinal gains in civic development through school-based required service. In: *Political Psychology*, 26, S. 413- 437.
- Metz, E./McLellan, J. A./Youniss, J. (2003): Types of voluntary service and adolescents' civic development. In: *Journal of Adolescent Research*, 18, S. 188-203.
- Penner, L. A. (2002): Dispositional and organizational influences on sustained volunteerism. In: *Journal of Social Issues*, 58, S. 447-467.
- Piliavin, J. A./Grube, J. A./Callero, P. L. (2002): Role as resource for action in public service. In: *Journal of Social Issues*, 58, S. 469-485.
- Reinders, H./Youniss, J. (2006): School-based required community service and civic development in adolescents. In: *Applied Developmental Science*, 10, S. 2-12.
- Rosenthal, D. A./Gurney, R. M./Moore, S. M. (1981): From trust to intimacy: A new inventory for examining Erikson's stages of psychosocial development. In: *Journal of Youth and Adolescence*, 10, S. 525-537.
- Shea, D. M. (2004): *Throwing a better party: Local mobilizing institutions and the youth vote*. Center for Information and Research in Civic Learning and Education, Working paper No. 13, University of Maryland, College Park, MD.
- de Tocqueville, A. (2004): *Democracy in America*. (H. Reeve, trans.) New York, NY. (Original published, 1835).
- Torney-Purta, J. (2002): The school's role in developing civic engagement: A study of adolescents in Twenty-Eight Countries. In: *Applied Developmental Science*, 6, S. 203-212.
- Yates, M./Youniss, J. (1996): A developmental perspective on community service. *Social Development*, 5, S. 85-111.
- Youniss, J./Hart, D. (2005): Intersection of social institutions with civic development. In: Jensen, L. A./Larson, R. W. (Eds.): *New horizons in developmental theory and research*. – San Francisco, S. 73- 82.
- Youniss, J./Reis, O. (2001): Identity change and social service in high school students. In: Uhlendorf, H./Oswald, H. (Hg.): *Wege zum Selbst*. – Stuttgart, S. 249- 260.
- Youniss, J./Yates, M. (1997): *Community service and social responsibility in youth*. – Chicago, IL.
- Youniss, J./McLellan, J. M./Yates, M. (1997): What we know about generating civic identity. In: *American Behavioral Scientist*, 40, S. 621-631.

Rechtsextremismus – ein Jugendproblem?

Altersspezifische Befunde und forschungsstrategische Herausforderungen¹

Peter Rieker



Dr. phil. habil. Peter Rieker, Deutsches Jugendinstitut, Außenstelle Halle

Zusammenfassung

Seit den 1990er Jahren wird Rechtsextremismus in Deutschland vor allem als Jugendproblem thematisiert. Um zu prüfen, inwieweit diese Fokussierung der öffentlichen und wissenschaftlichen Aufmerksamkeit auf Jugendliche gerechtfertigt ist, wird in diesem Beitrag untersucht, wie stark Jugendliche auf verschiedenen Feldern des Rechtsextremismus präsent sind. Die vorliegenden Informationen zu rechtsextremen Organisationen, zu den Wahlerfolgen rechtsextremer Parteien, zu rechtsextremen Straf- und Gewalttaten sowie zum rechtsextremen Einstellungspotenzial der Bevölkerung ergeben ein differenziertes Bild. Aktionistische Gruppierungen in der rechtsextremen Szene, Wahlentscheidungen für rechtsextreme Parteien und fremdenfeindliche Straf- und Gewalttaten sind Felder, auf denen junge Männer in den letzten Jahren überproportional auffallen. Rechtsextremen und fremdenfeindlichen Einstellungen wird dagegen von älteren Menschen im Durchschnitt stärker zugestimmt, und auch in rechtsextremen Parteien organisieren sich in der Regel eher Erwachsene. Abschließend werden Zusammenhänge zwischen diesen Feldern skizziert und forschungsstrategische Herausforderungen benannt.

Schlagwörter: Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit, Jugend

Rechtsextreme Tendenzen bei Jugendlichen werden in Deutschland nach 1945 regelmäßig beobachtet.² Für die Bundesrepublik wird bereits aus den 1950er Jahren von Jugendszenen berichtet, die als rechtsextrem bezeichnet werden können und denen ca. 40.000 Jugendliche zugerechnet wurden (Dudek 1994: 280; Klönne 1994: 130). Es waren auch vor allem Jüngere, die mit antisemitischen Positionen und Ausschreitungen gegen wieder eröffnete jüdische Einrichtungen – der so genannten „Schmierwelle“ – auffällig wurden, die im Winter 1959/1960 für internationale Aufmerksamkeit sorgten.³ Auch in der DDR waren seit den späten 1950er Jahren mehrere informelle neonazistische Kleingruppen jugendlicher in Erscheinung getreten, die durch Hakenkreuzschmierereien und Propagandamaterialien auffielen und teilweise Waffen sammelten (Pfahl-Traugher 2001: 58). Diese rechtsextremen Tendenzen ließen sich zunächst als „Nachleben des Nationalsozialismus“ (Dudek 1994) verstehen,

rechtsextreme Tendenzen zunächst als „Nachleben des Nationalsozialismus“ verstanden

auch weil damals vor allem im „Dritten Reich“ Aufgewachsene auffällig wurden. Gestützt wurde diese Sichtweise sicherlich auch dadurch, dass die Parteien der extremen Rechten traditionell vor allem von denjenigen gewählt wurden, die durch den Nationalsozialismus geprägt worden sind (Winkler 1994: 77), so z.B. 1969, als die NPD den Einzug in den Deutschen Bundestag nur knapp verfehlte.⁴

Den später Geborenen, die in den 1970er und 1980er Jahren Jugendliche waren, wird zunächst bescheinigt, sie seien „in weit überdurchschnittlichem Maß resistent gegenüber rechtsextremen Ideologien“ (Sinus 1981: 87). Auch im internationalen Vergleich galten bundesdeutsche Jugendliche damals als vorbildliche Demokraten, die die europäische Einigung begrüßen und nationales Eigenlob ablehnen (Hübner-Funk 1985: 494f.). Dementsprechend sah man keine Veranlassung für jugendspezifische Präventions- oder Interventionsbemühungen. Diese Sichtweise formulierte der Politologe Hans Helmuth Knütter folgendermaßen:

„Da die heutigen Rechtsextremen zum überwiegenden Teil mit den Anhängern des Nationalsozialismus und der vernationalsozialistischen Rechten identisch und da ihre Anschauungen durch diese Identität bestimmt sind, deutet vieles darauf hin, dass sich das Problem in seiner heutigen Form mit dem Aussterben der Generation, die den Nationalsozialismus bewusst erlebt und bejaht hat, von selbst regeln wird“ (Knütter 1961: 208).

Wenn Jugendliche rechtsextreme Tendenzen zeigten, wurde dies in der Bundesrepublik damals allenfalls in Fachkreisen problematisiert (Paul/Schoßig 1980: 8), ansonsten jedoch eher heruntergespielt. In der DDR wurden rechtsextreme Tendenzen in der eigenen Bevölkerung nicht offen thematisiert, da sie mit dem staatlich verordneten Antifaschismus nicht vereinbar schienen – so z.B. die Herausbildung einer rechten Skinhead-Jugendszene seit 1980 (Brück 1992: 38f.).

Spätestens seit der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten hat sich der Umgang mit rechtsextremen Tendenzen Jugendlicher grundlegend verändert. Seit den frühen 1990er Jahren wird Rechtsextremismus in Deutschland faktisch nur noch als Jugendproblem thematisiert. Dies zeigt sich in öffentlichen Diskussionen und in den zahlreichen Aktions- und Modellprogrammen des Bundes und der Länder (Rieker 2002), aber auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung zum Rechtsextremismus, die sich in den letzten 15 Jahren auf Jugendliche konzentriert hat (vgl. Artus 2000: 41ff.). Diese Fokussierung auf Jugendliche wurde verschiedentlich in Frage gestellt, sowohl auf der Basis grundsätzlicher Überlegungen (Klönne 1994; Scherr 1996), als auch durch empirische Analysen zu fremdenfeindlichen Einstellungen, bei denen man verschiedene Altersgruppen miteinander verglichen hat (Heyder/Schmidt 2002; Rippl 2005). Um die Frage zu klären, ob die vorrangige Fokussierung auf Jugendliche gerechtfertigt ist, fehlt es bislang jedoch an empirisch gestützten Analysen, die

- a) systematisch zwischen verschiedenen Altersgruppen differenzieren, dabei
- b) verschiedene Aspekte bzw. Bereiche von Rechtsextremismus einbeziehen und
- c) Zusammenhänge zwischen diesen verschiedenen Aspekten herstellen.

Im vorliegenden Beitrag werden die zu dieser Frage verfügbaren Informationen zusammengetragen und aufeinander bezogen. Dabei finden unterschiedliche Bereiche bzw. Aspekte von Rechtsextremismus Berücksichtigung:

- (1) Zugehörigkeit zu rechtsextremen Organisationen und Gruppierungen,
- (2) Wahlentscheidungen zugunsten rechtsextremer Parteien,
- (3) rechtsextrem motivierte Straf- und Gewalttaten sowie
- (4) ein rechtsextremes Einstellungspotenzial.

Im Hinblick auf diese Aspekte werden empirische Daten zu verschiedenen Altersgruppen präsentiert und miteinander verglichen. Abschließend werden die Informationen zu unterschiedlichen Bereichen aufeinander bezogen und die Herausforderungen für die weiterführende Forschung skizziert.

1. Zugehörigkeit zu rechtsextremen Organisationen und Gruppierungen

Angaben zu Organisationen und Gruppierungen, die der rechtsextremen Szene zugerechnet werden, finden sich in den jährlichen Berichten des Verfassungsschutzes. In diesen Berichten werden verschiedene Organisationen bzw. Organisationsformen aufgeführt sowie Informationen zu ihren Mitgliedern veröffentlicht. Diese Angaben zu Mitgliedern beruhen entweder auf den Angaben der jeweiligen Organisationen oder auf Schätzungen des Verfassungsschutzes, d.h. sie sind mit erheblichen Unsicherheiten behaftet. Die Altersstruktur der Organisationen wird dabei nicht systematisch erfasst, so dass entsprechende Angaben für verschiedene Organisationsformen anderweitig erschlossen werden müssen.

Die Organisationen und Gruppierungen der extremen Rechten in Deutschland hatten im Jahr 2004 laut Verfassungsschutzbericht 40.700 Mitglieder, die sich auf „Parteien“, „subkulturell geprägte und sonstige gewaltbereite Rechtsextremisten“, „Neonazis“ und „sonstige rechtsextremistische Organisationen“ verteilen (vgl. Tabelle 1). Der größte Anteil entfiel auf entsprechende Parteien, denen 23.800 Mitglieder zugerechnet wurden (BMI 2005: 36f.). Während DVU und „Republikaner“ Probleme hatten, genug jugendlichen Nachwuchs zu rekrutieren (Wagner 2000: 163), verfügte die NPD mit den „Jungen Nationaldemokraten“ (JN) über eine nennenswerte Jugendorganisation mit immerhin 350 Mitgliedern (BMI 2005: 80f.). Zum Alter der Mitglieder der JN wurden aber keine Angaben gemacht.

Diese Mitgliedszahlen lassen den Schluss zu, dass rechtsextreme Parteien kein bevorzugtes Betätigungsfeld für Jugendliche sind – die 350 JN-Mitglieder entsprechen noch nicht einmal 2% der Mitglieder aller rechtsextremen Parteien. Dieser Eindruck wird auch durch Beobachtungen gestützt, denen zufolge rechtsextreme Parteien Jugendliche bisher nicht dauerhaft an sich binden konnten. Es bleibt abzuwarten, inwieweit Versuche, Jugendliche durch jugendgerechte Angebote anzusprechen, die Akzeptanz rechtsextremer Parteien bei Jugendlichen erhöhen.

**rechtsextreme Parteien
kein bevorzugtes
Betätigungsfeld für
Jugendliche**

Tabelle 1: Rechtsextreme Gruppierungen und Personen 2002 bis 2004

Rechtsextremismuspotenzial ¹	2002		2003		2004	
	Gruppen	Perso- nen	Gruppen	Perso- nen	Gruppen	Perso- nen
Subkulturell geprägte und sonstige gewaltbereite Rechtsextremisten ²	1	10.700	2	10.000	2	10.000
Neonazis ³	72	2.600	95	3.000	87	3.800
Parteien	3	28.100	3	24.500	3	23.800
davon						
– „Die Republikaner“ (REP) ⁴		9.000		8.000		7.500
– „Deutsche Volksunion“ (DVU)		13.000		11.500		11.000
– „Nationaldemokratische Partei Deutschlands“ (NPD)		6.100		5.000		5.300
Sonstige rechtsextremistische Organisationen	70	4.400	69	4.600	76	4.300
Summe	146	45.800	169	42.100	168	41.900
Nach Abzug von Mehrfachmitgliedschaften ⁵		45.000		41.500		40.700

1 Die Zahlen sind zum Teil geschätzt und gerundet.

2 Die meisten subkulturell geprägten und sonstigen gewaltbereiten Rechtsextremisten (hauptsächlich Skinheads) sind nicht in Gruppen organisiert. In die Statistik sind als gewaltbereit nicht nur tatsächlich als Täter/Tatverdächtige festgestellte Personen einbezogen, sondern auch solche Rechtsextremisten, bei denen lediglich Anhaltspunkte für Gewaltbereitschaft gegeben sind.

3 Nach Abzug von Mehrfachmitgliedschaften innerhalb der Neonazi-Szene. In der Zahl der Gruppen sind nur diejenigen neonazistischen Gruppierungen und diejenigen der rund 160 Kameradschaften enthalten, die ein gewisses Maß an Organisation aufweisen.

4 Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass alle Mitglieder der REP rechtsextremistische Ziele verfolgen oder unterstützen.

5 Die Mehrfachmitgliedschaften im Bereich der Parteien und sonstigen rechtsextremistischen Organisationen wurden vom gesamten Personenpotenzial abgezogen (für das Jahr 2004: 1.200).

Quelle: BMI 2005, S. 37

Ein anderes Bild zeigt sich, wenn man so genannte „subkulturell geprägte und sonstige gewaltbereite Rechtsextremisten“ (geschätzte Zahl: 10.000) und „Neonazis“ (geschätzte Zahl: 3.800) einbezieht, für die allerdings keine verlässlichen Statistiken vorliegen. Solche stärker aktionistisch orientierten Gruppierungen, mit denen man vor allem Skinheads und „Kameradschaften“ meint, sind schwerpunktmäßig in den neuen Bundesländern vertreten (BMI 2005: 49). Gemäß ihrem öffentlichen und medial vermittelten Erscheinungsbild sind sie durch einen hohen Anteil Jugendlicher und junge Erwachsener (männlichen Geschlechts) geprägt – für die Mitglieder neonazistischen Kameradschaften wird ein Durchschnittsalter von 23 Jahren geschätzt (BMI 2005: 57). Speziell aus Ostdeutschland wird berichtet, dass diese Gruppierungen erheblichen Zulauf von Jugendlichen haben (Wagner 2000: 163) und von Jugendlichen dominiert werden (Pfahl-Traugher 2001: 59f.).

Die Bedeutung dieser Gruppierungen ist nicht zu unterschätzen, da sie in einer breiten Jugendkulturlandschaft verankert sind, die sich seit den 1980er Jahren entwickelt hat. Die Grenzen zwischen „rechtsaffiner“ Jugendkultur – d.h.

Szenen, die Anknüpfungspunkte für rechtsextreme Orientierungen und Verhaltensweisen zeigen – und rechtsextremen Gruppierungen sind fließend, wobei den Skinheads die Verbindungsfunktion zwischen Jugendkultur und Rechtsextremismus zugeschrieben wird (Wagner 2000: 155f.). In den späten 1990er Jahren wurde der Anteil rechtsextremer Jugendmilieus in Ostdeutschland auf 10 bis 40 Prozent geschätzt (Wagner 2000: 160). Vor allem im ländlichen Raum werden jugendliche Alltagskulturen vielerorts durch rechtsorientierte bis rechtsextreme Affinitäten dominiert (vgl. Wanner 2006). Rechtsextreme Gruppierungen und Parteien können in bestimmten Regionen daher auf ein großes Mobilisierungspotenzial rechnen. Zur Frage, inwieweit intellektuell geprägten Gruppierungen, die der so genannten „Neuen Rechten“ zugerechnet werden (vgl. Innenministerium o.J.: 83ff.), Jugendliche und junge Erwachsene angehören, sind leider bislang keine Informationen verfügbar.

Die Grenzen zwischen „rechtsaffiner“ Jugendkultur und rechtsextremen Gruppierungen sind fließend

Auch zur Geschlechterstruktur rechtsextremer Parteien und Gruppierungen liegen bundesweit keine verlässlichen Informationen vor. Gemäß den von Medien und Beobachter/innen der Szene vermittelten Eindrücken sind aber sowohl die Parteien als auch die aktionistischen Gruppierungen von Männern geprägt. Frauen und Mädchen sind in diesen Gruppierungen nicht nur in geringerer Zahl vertreten, sondern sie spielen in der Regel eine untergeordnete Rolle – auch wenn erkennbar ist, dass sich in der rechtsextremen Szene junge Frauen auf aggressive Weise durchaus um Anerkennung bemühen (vgl. Bitzan/Köttig/Schröder 2003; Rommelspacher 2000).

2. Wahlentscheidungen zugunsten rechtsextremer Parteien

In den letzten fünfzehn Jahren konnten rechtsextreme Parteien bei verschiedenen Landtagswahlen beachtliche Erfolge verbuchen. Traditionell fielen dabei vor allem ältere Menschen als Wählerinnen und Wähler dieser Parteien auf, so z.B. 1992/93 in Bayern, Baden-Württemberg und Hamburg (Winkler 1994: 78). Bei anderen Gelegenheiten votierten zunehmend junge Wähler für diese Parteien. Entsprechende Informationen liegen z.B. für die Wahl zum (West-)Berliner Abgeordnetenhaus im Jahr 1989 vor: Die „Republikaner“ erhielten 7,5% der Stimmen, wobei Jungwähler dieser Partei am stärksten zuneigten (Winkler 1994: 78). 1998 zog die DVU mit 12,9% in den Landtag von Sachsen-Anhalt ein: Dabei war diese Partei von 25,4% der 18- bis 24-Jährigen gewählt worden – bei den Männern dieser Altersgruppe betrug die Unterstützung sogar 31,7% (Hofmann-Göttig 2000). 2004 erreichte die NPD bei den Landtagswahlen in Sachsen 9,2% der Stimmen. Auch zu diesem Wahlerfolg trugen junge Wählerinnen und Wähler überdurchschnittlich bei: Gemäß den Analysen von Infratest dimap wählten die 18- bis 24-jährigen Frauen zu 15% NPD, bei den jungen Männern waren es sogar 25%.

Bei den letzten Bundestagswahlen erreichten die Parteien der extremen Rechten keine spektakulären Erfolge. Unter denjenigen, die für diese Parteien

votierten, waren Jungwähler jedoch besonders stark vertreten. Den Angaben des Bundeswahlleiters zufolge votierten die 18- bis 24-Jährigen 2002 stärker als andere Altersgruppen für die „Republikaner“. Auch 2005 wurden vor allem die NPD, aber auch die „Republikaner“ von den 18- bis 24-Jährigen überdurchschnittlich gewählt (Der Bundeswahlleiter 2006: 80f.).⁵ Während die NPD mit 1,6% aller Stimmen deutlich an der 5%-Hürde scheiterte, wurde sie von 3,8% der Jungwähler unterstützt – bei den 18- bis 24-jährigen Männern erhielt sie sogar 5,2%. Besonders hoch war die Unterstützung für die NPD in den neuen Bundesländern und Berlin-Ost: Hier votierten 7,3% der 18- bis 24-Jährigen für die NPD, bei den männlichen Jungwählern waren es 9,5% (vgl. Tabelle 2).

In Hinblick auf die Gesamtpopulation der Jugendlichen in Deutschland haben diese Informationen nur eingeschränkte Aussagekraft, da sie sich lediglich auf die Wahlberechtigten ab 18 Jahre beziehen. Hinweise auf die Wahlabsichten Jüngerer können Probeabstimmungen entnommen werden, die in den letzten Jahren für Jugendliche organisiert wurden. An den „U-18-Wahlen“ im Vorfeld der Bundestagswahl 2005 beteiligten sich über 48.000 Minderjährige im gesamten Bundesgebiet. Für die NPD votierten dabei im Bundesdurchschnitt 6,6 %, in Sachsen waren es sogar 16% und im Saarland 14% (Gangway 2005). Eine Differenzierung nach Altersgruppen und Geschlecht wurde dabei leider nicht vorgenommen. Bei diesen jugendlichen Wählern handelt es sich nicht um eine kontrollierte oder repräsentative Auswahl, so dass aus den Ergebnissen keine gesicherten Rückschlüsse auf bestimmte Altersgruppen oder einzelne Bundesländer möglich sind. Sie geben lediglich Hinweise auf das Stimmungsbild einer vermutlich politisch mobilisierten und überdurchschnittlich interessierten Teilgruppe, die an dieser Abstimmung teilnahm.

Tabelle 2: Stimmabgabe für rechtsextreme Parteien bei der Bundestagswahl 2005 für Deutschland und die neuen Bundesländer nach Geschlecht – Anteile in Bezug auf verschiedene Altersgruppen

			Insgesamt	18-24	25-34	35-44	45-59	60+älter
Deutschland								
–	Insgesamt	NPD	1,5%	3,8%	2,5%	1,7%	1,3%	0,7%
		REP	0,5%	0,8%	0,8%	0,7%	0,5%	0,3%
–	Männer	NPD	2,2%	5,2%	3,6%	2,4%	1,7%	1,0%
		REP	0,7%	1,0%	1,1%	0,9%	0,7%	0,4%
–	Frauen	NPD	0,9%	2,3%	1,3%	1,1%	0,8%	0,5%
		REP	0,4%	0,6%	0,6%	0,5%	0,4%	0,2%
Neue Länder und Berlin-Ost								
–	Insgesamt	NPD	3,3%	7,3%	5,7%	4,2%	2,9%	1,1%
		REP	0,3%	0,6%	0,5%	0,5%	0,4%	0,1%
–	Männer	NPD	4,7%	9,5%	7,9%	5,8%	4,0%	1,7%
		REP	0,4%	0,6%	0,7%	0,6%	0,5%	0,2%
–	Frauen	NPD	2,0%	4,9%	3,3%	2,7%	1,8%	0,7%
		REP	0,2%	0,5%	0,4%	0,3%	0,2%	0,1%

Quelle: Der Bundeswahlleiter 2006, S. 80-81

Auch 2005 wurden vor allem die NPD, aber auch die „Republikaner“ von den 18- bis 24-Jährigen überdurchschnittlich gewählt.

3. Rechtsextrem motivierte Straf- und Gewalttaten

Im Verfassungsschutzbericht der Bundesregierung werden jährlich die aktuellen Entwicklungen im Bereich rechtsextremistischer, fremdenfeindlicher und antisemitischer Straf- und Gewalttaten veröffentlicht (BMI 2005). Informationen zu den Tätern liegen allerdings nur für die offiziell bekannt gewordenen Straftaten vor, während wir über die Täter nichts wissen, deren Delikte nicht bei der Polizei angezeigt oder von der Polizei nicht entsprechend zugeordnet wurden. Angaben zur Altersstruktur der im Rahmen polizeilicher Ermittlungsverfahren ermittelten Tatverdächtigen werden in diesen Berichten nicht gemacht. Diesbezüglich sind wir auf Sonderauswertungen angewiesen. Entsprechende Analysen liegen für einen Großteil der in der Bundesrepublik polizeilich registrierten fremdenfeindlichen Straftaten für die Jahre 1991/92 (Willems 1993), 1992/93 (Willems/Würtz/Eckert 1994) sowie 1997 (Peucker/Gaßebner/Wahl 2003) vor.

Für die fremdenfeindlichen Straftaten, die in neun Bundesländern zwischen Januar 1991 und April 1992 polizeilich registriert wurden, lässt sich feststellen, dass sie überwiegend durch jüngere Tatverdächtige im Alter zwischen 15 und 24 Jahren verübt wurden: „... mehr als ein Drittel (36,2%) aller Tatverdächtigen (sind) unter 18 Jahre alt, über 70% sind 20 Jahre und jünger, und insgesamt ca. 90% unter 25 Jahre alt“ (Willems 1993: 110). Die Untersuchungen für 1992/93 und 1997 sind jeweils als Totalerhebungen angelegt und liefern daher Angaben, die miteinander verglichen werden können (vgl. Tabelle 3). In beiden Untersuchungszeiträumen waren 30% bzw. 31% der Tatverdächtigen jünger als 18 Jahre, 30% bzw. 32% zwischen 18 und 20 Jahre und 16% bzw. 18% zwischen 21 und 24 Jahre alt (Peucker/Gaßebner/Wahl 2003: 212). Bei fremdenfeindlichen Gewaltdelikten liegt das Alter der Täter besonders niedrig; im Durchschnitt sind diese Täter jünger als diejenigen, die durch sonstige rechtsextreme Delikte – vor allem durch Propagandadelikte – auffällig werden. Eine Analyse der Akten in entsprechenden Strafverfahren zeigte, dass lediglich 3,1% der Gewalttäter älter als 25 Jahre waren (Heitmeyer/Müller 1995: 42; vgl. auch Gaßebner et al. 2003: 33).

Tabelle 3: Tatverdächtige bei fremdenfeindlichen Straftaten 1992/93 und 1997 – Anteile verschiedener Altersgruppen

	unter 15 Jahre	15-17 Jahre	18-20 Jahre	21-24 Jahre	25-29 Jahre	30-45 Jahre	46-60 Jahre	über 60 Jahre
1992/93	5%	26%	30%	18%	7%	8%	4%	2%
1997 ¹	3%	27%	32%	16%	9%	7%	3%	2%

1 1997: N = 2870

Quelle: Peucker/Gaßebner/Wahl 2003, S. 212

Durch fremdenfeindliche Straftaten werden vor allem junge Männer auffällig. Gemäß der Auswertung für 1991/92 waren nur 3,7% aller Tatverdächtigen weiblich, wobei für sämtliche Tötungsdelikte und 99% der Körperverletzungen männliche Tatverdächtige ermittelt wurden (Willems 1993: 112f.). Zwischen 1992/93 und 1997 hat sich der Anteil weiblicher Tatverdächtiger allerdings fast

verdoppelt: 1992/93 waren 5% der Tatverdächtigen weiblich, 1997 waren es 9% (Peucker/Gaßebner/Wahl 2003: 212f.). Diese Auswertungen bestätigen, dass weibliche Tatverdächtige bei den mit Körperverletzung verbundenen Delikten nach wie vor stärker unterrepräsentiert sind als bei anderen Delikten.

In den neuen Bundesländern werden – bezogen auf die Einwohnerzahl⁶ – deutlich mehr fremdenfeindliche Straftaten verübt als in den alten Bundesländern (BMI 2005: 43; Peucker/Gaßebner/Wahl 2003: 240). Für 1997 wurde festgestellt, dass die im Osten Deutschlands ermittelten Tatverdächtigen im Durchschnitt jünger sind als die im Westen. Außerdem war der Anteil derjenigen, gegen die aufgrund von Körperverletzungsdelikten ermittelt wurde, 1997 in Ostdeutschland signifikant höher – während westdeutsche Tatverdächtige stärker durch Propagandadelikte auffallen. Schließlich ist bemerkenswert, dass die 1997 ermittelten ostdeutschen Tatverdächtigen überwiegend informellen Freizeitcliquen angehörten, während die westdeutschen Tatverdächtigen stärker in rechtsextremen Gruppierungen organisiert sind (Peucker/Gaßebner/Wahl 2003: 240f.).

Für Ostdeutschland liegen auch Informationen zu den Opfern rechtsextremer Gewalt vor, die bei Beratungsstellen um Hilfe nachgesucht haben. Im Jahr 2005 wurden 794 Menschen durch die Opferberatungsstellen in den fünf ostdeutschen Bundesländern und in Berlin beraten. Demnach wurden auch zumeist jüngere Menschen Opfer rechtsextremer Angriffe: 1,3 % waren jünger als 14 Jahre, 19,6% zwischen 14 und 17 Jahre alt, 45,6% zwischen 18 und 26 Jahren, 21,3 % zwischen 27 und 40 Jahre und 9,3% waren älter als 41 Jahre.⁷ Die meisten Opfer (85%) sind wiederum männlichen Geschlechts (Beratungsstellen 2006).

4. Rechtsextremes Einstellungspotenzial

In letzter Zeit gab es eine ganze Reihe von Untersuchungen zu rechtsextremen und fremdenfeindlichen Einstellungen. Vor allem die Einstellungen Jugendlicher und junger Erwachsener sind umfassend beforscht und dokumentiert worden. Allerdings existieren kaum Studien, die einen systematischen Vergleich verschiedener Altersgruppen ermöglichen. Entsprechende Angaben sind am ehesten den breit angelegten Repräsentativuntersuchungen zu entnehmen, die in der Regel allerdings nur wenige Items zum Themenfeld Rechtsextremismus/Fremdenfeindlichkeit enthalten. Außerdem beziehen sich die einzelnen Auswertungen auf unterschiedliche Altersgruppen und verschiedene Zeitpunkte, es kommen unterschiedliche Instrumente zur Anwendung und die Resultate werden unterschiedlich aufbereitet. Die vorliegenden Ergebnisse zur Verteilung dieser Einstellungen bei verschiedenen Altersgruppen sind daher mit erheblichen Unsicherheiten behaftet und können nicht umstandslos aufeinander bezogen werden.

So stellt z.B. eine 2003 durchgeführte Untersuchung zum rechtsextremistischen Einstellungspotenzial in der Bundesrepublik die Altersgruppe der 16- bis 24-Jährigen den 25- bis 54-Jährigen sowie den über 55-Jährigen gegenüber (vgl.

Tabelle 4). Bundesweit wird bei 12% der 16- bis 24-Jährigen ein rechtsextremistisches Einstellungspotenzial festgestellt, während bei den Älteren dieser Prozentsatz bei 14% und 20% liegt (Stöss 2005: 59ff.). Rechtsextreme Einstellungen finden sich vor allem bei der ältesten Befragtengruppe. Auch die auf die Messung von Ausländerablehnung zielenden Auswertungen der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage in den Sozialwissenschaften (ALLBUS) zeigen, dass bei älteren Deutschen fremdenfeindliche Orientierungen häufiger festzustellen sind. 1996 äußerten sich die 18- bis 21-Jährigen weniger fremdenfeindlich als andere Altersgruppen, wobei sich entsprechende Einstellungen mit steigendem Alter am ausgeprägtesten zeigten (Heyder/Schmitt 2002: 129ff.). Längsschnittliche Analysen der ALLBUS zeigen, dass es sich hier um einen stabilen Befund handelt, der – jedenfalls bezogen auf die Westdeutschen von 1980 bis 2002 – Bestand hat: Die 18- bis 29-Jährigen wiesen im gesamten Zeitraum unterdurchschnittliche Fremdenfeindlichkeit auf, während die 75- bis 89-Jährigen stets die höchsten Werte zeigten (Rippl 2005: 373). Auch die Untersuchung zu „gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ kommt in Hinblick auf die Befragung im Jahr 2005 zu dem Ergebnis, dass die 16- bis 25-Jährigen u.a. weniger fremdenfeindlich, rassistisch und antisemitisch eingestellt sind als die älteren Befragten (Endrikat 2006: 107f.).

Tabelle 4: Das rechtsextremistische Einstellungspotenzial bei den Geschlechtern und bei den Altersgruppen in Deutschland 2003

	BRD	West	Ost
Männer	15%	13%	21%
Frauen	17%	15%	27%
16-24 Jahre	12%	10%	20%
25-54 Jahre	14%	13%	22%
55 Jahre und älter	20%	17%	31%
Alle Befragten	16%	14%	23%

Quelle: Stöss 2005, S. 59ff. – Datenquelle: forsa/FUB-OSZ; April 2003; N = 4008, Bevölkerung ab 16 Jahre

Diese Ergebnisse zeigen, dass die 16- bis 29-jährigen Deutschen – je nach Konzeption beziehen sich die einzelnen Studien auf verschiedene Teilgruppen dieser Altersspanne – weniger fremdenfeindlich bzw. rechtsextrem eingestellt sind als die älteren Jahrgänge.

Von Interesse ist ferner die Frage, ob sich innerhalb dieser Altersspanne altersspezifische Differenzen feststellen lassen. Aufschlüsse hierzu geben Befragungen des DJI-Jugendsurveys, die 1992, 1997 und 2003 durchgeführt wurden und in Hinblick auf fremdenfeindliche Einstellungen zwischen verschiedenen Altersgruppen der 16- bis 29-Jährigen differenzieren. 1992 und 1997 äußerten sich die Jüngeren, d.h. sowohl die 16- und 17-Jährigen als auch die 18- bis 20-Jährigen im Durchschnitt fremdenfeindlicher als die sonstigen Altersgruppen. Für 2003 zeigt sich dieser Effekt nicht mehr, d.h. es finden sich keine nennenswerten Unterschiede mehr zwischen den verschiedenen Altersgruppen (Deutsches Jugendinstitut 2006).

Diese Ergebnisse zeigen, dass die 16- bis 29-jährigen Deutschen weniger fremdenfeindlich bzw. rechtsextrem eingestellt sind als die älteren Jahrgänge.

Die Daten des DJI-Jugendsurveys zeigen überdies, dass das durchschnittliche Niveau fremdenfeindlicher Einstellungen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Ost- und Westdeutschland zwischen 1992 und 2003 ständig zurückgegangen ist (Deutsches Jugendinstitut 2006). Dieser Trend zeigt sich bezogen auf Westdeutsche auch in den ALLBUS-Daten im Zeitraum zwischen 1980 und 2002: Obwohl in der Altersgruppe der 18- bis 29-Jährigen von 1990 bis 2000 zwischenzeitlich die Fremdenfeindlichkeit angestiegen ist, haben wir es längerfristig in allen Altersgruppen eher mit einer sinkenden Tendenz zu fremdenfeindlichen Einstellungen zu tun (Rippl 2005: 373).

Bei Männern und Frauen sind rechtsextreme Einstellungen in der Regel in ähnlichem Ausmaß verbreitet. Vor allem dann, wenn die einer Untersuchung zugrunde liegende Definition von Rechtsextremismus Gewaltbereitschaft einschließt, finden sich entsprechende Einstellungsmuster aber stärker bei Männern (Rommelspacher 2000: 200). Studien, denen Definitionen von Rechtsextremismus zugrunde liegen, die Gewaltbereitschaft *nicht* einschließen, kommen hingegen zu dem Ergebnis, dass dieses Einstellungspotenzial bei Frauen weiter verbreitet ist (vgl. Tabelle 4).

Im Ost-West-Vergleich zeigt sich, dass Jugendliche und junge Erwachsene in den neuen Bundesländern rechtsextremen und fremdenfeindlichen Positionen durchgängig häufiger zustimmen als junge Menschen in den alten Bundesländern. Sowohl der Anteil der 16- bis 24-Jährigen, die rechtsextreme Einstellungen vertreten, als auch der Anteil bei den 16- bis 29-Jährigen, bei denen Fremdenfeindlichkeit festgestellt wird, liegt in Ostdeutschland doppelt so hoch wie bei westdeutschen Befragten (Kleinert 2000: 362; Stöss 2005: 59ff.).

5. Zusammenfassung und forschungsstrategische Herausforderungen

In den vorangegangenen Abschnitten hat sich gezeigt, dass Rechtsextremismus gegenwärtig in verschiedener Hinsicht als Phänomen mit speziellem Jugendbezug erscheint – insbesondere im Hinblick auf junge Männer. Aktionistische Gruppierungen in der rechtsextremen Szene, Wahlentscheidungen für rechtsextreme Parteien und fremdenfeindliche Straf- und Gewalttaten sind Felder auf denen *junge Männer* überproportional auffallen. Besonders ausgeprägt sind diese Auffälligkeiten bei jungen Menschen in Ostdeutschland. Rechtsextremen und fremdenfeindlichen Einstellungen wird dagegen von älteren Menschen im Durchschnitt stärker zugestimmt, und auch in rechtsextremen Parteien organisieren sich vor allem ältere Bürger und Bürgerinnen.

Das insgesamt hohe Potenzial rechtsextremer und fremdenfeindlicher Einstellungen verweist auf die Akzeptanz entsprechender Positionen in breiten Bevölkerungsschichten, vor allem bei Älteren. Diese Akzeptanz in der Bevölkerung, die von einigen Meinungsführern aus Politik und Medien immer neu stimuliert wird, sowie die durch den staatlichen Umgang mit Minderheiten vermittelten Botschaften bilden den Hintergrund für die rechtsextreme Auffälligkeit der Jugendlichen. Es kann davon ausgegangen werden, dass diese Bedingungen

als „Resonanzboden“ wirken, der Gewaltdelikte, Wahlverhalten und rechtsextreme Gruppierungen junger Männer fördert. Als vorläufiges Fazit ist somit festzuhalten: Rechtsextremismus ist in Deutschland in relevanten Teilaspekten zwar ein Jugendproblem, doch wird man ihm ohne Berücksichtigung seiner Hintergründe in der „erwachsenen“ Gesamtgesellschaft“ (Klönne 1994: 141) nicht gerecht.

Von Interesse sind ferner die Entwicklung des jugendlichen Rechtsextremismus in seinen verschiedenen Aspekten sowie die Zusammenhänge zwischen den vier genannten Ausprägungsformen. Vorliegende Forschungsbefunde sprechen dafür, dass sich bei Jugendlichen, die durch fremdenfeindliche und oft auch rechtsextreme Gewalttaten auffallen, retrospektiv betrachtet, zunächst Anzeichen von allgemeiner Aggressivität gezeigt haben. Während diese Vorläufer bereits in der Kindheit festgestellt werden, haben sich Tendenzen von Fremdenfeindlichkeit erst im Jugendalter ausgeprägt (Wahl 2003: 140). Dementsprechend lässt sich konstatieren, dass die allgemeine Aggressivität sich früher zeigt als die rechtsextremen Orientierungen und dass diese Orientierungen – im Sinne einer nachgeschobenen Rechtfertigung – vor allem die Funktion haben, zwischenmenschliche Gewalt zu legitimieren (Möller 2000: 319f.; Wahl 2003: 141f.). Rechtsextreme Jugendkulturen und Gruppierungen haben im Jugendalter große Relevanz, da sie Gewaltbereitschaft und rechtsextreme Orientierungen bestärken und zur Verfestigung beitragen können (Möller 2000: 323). Sie stabilisieren die Jugendlichen emotional, tragen zur Motivation bei und wirken auch im Sinne einer Ersatzfamilie (Gaßebner 2003: 196f.). Informationen dazu, welche Rolle Wahlentscheidungen für eine rechtsextreme Partei im Zusammenhang dieser verschiedenen Aspekte spielen, liegen nicht vor. Systematisch ist das auch schwierig, weil diese Wählerschaft heterogen zusammengesetzt und in ihren Entscheidungen sehr wechselhaft ist.

Forschungsergebnisse zu den potenziellen Zusammenhängen zwischen verschiedenen Aspekten von Rechtsextremismus liegen für folgende Bereiche vor.

(1) Rechtsextremes Einstellungspotenzial und Wahlentscheidungen für rechtsextreme Parteien: Rechtsextreme Einstellungen sind in der bundesdeutschen Bevölkerung stärker verbreitet als die Wahlentscheidungen für rechtsextreme Parteien, d.h. rechtsextrem orientierte Wähler entscheiden sich zumeist in der Wahl für andere Parteien (Arzheimer/Schoen/Falter 2000: 237). Außerdem lässt sich feststellen, dass eine rechtsextreme Einstellung erst im Zusammenspiel mit *Politikverdrossenheit* und dem Gefühl, sozial benachteiligt zu sein, die Wahrscheinlichkeit zur Wahl einer rechtsextremen Partei nennenswert ansteigen lässt (Arzheimer/Schoen/Falter 2000: 239). Es ist umgekehrt auch anzunehmen, dass sich Wähler/innen ohne rechtsextreme Einstellung unter bestimmten Bedingungen für eine rechtsextreme Partei entscheiden. Die bei Jungwählern stärkere Tendenz, für eine rechtsextreme Partei zu votieren, lässt sich möglicherweise damit erklären, dass diese Altersgruppe sich bei ihrer Wahlentscheidung stärker durch ihre fremdenfeindliche Einstellung leiten lässt, d.h. durch die Fokussierung auf eine ausländerfeindliche Politik eher überzeugt werden kann. Ältere

Rechtsextremismus ist in Deutschland zwar ein Jugendproblem, doch wird man ihm ohne Berücksichtigung seiner Hintergründe in der ‚erwachsenen‘ Gesamtgesellschaft nicht gerecht.

Wähler richten ihr Augenmerk vermutlich stärker auf andere Politikbereiche, in denen den Rechtsextremisten in der Regel nur wenig Kompetenz zugeschrieben wird.

(2) Zugehörigkeit zu rechtsextremen Gruppierungen und rechtsextreme Straf- und Gewalttaten: Rechtsextreme Straf- und Gewalttaten werden vor allem von jüngeren männlichen Tatverdächtigen vorwiegend aus Gruppenkontexten heraus verübt. Für 1997 wurde ermittelt, dass es sich bei diesen Gruppen in ca. 24% um rechtsextremistische Gruppen, in 31% um Skinhead-Gruppen, in 9% um fremdenfeindliche Gruppen und in 36% um informelle Freizeitgruppen handelt (Peucker/Gaßebner/Wahl 2003: 223). Ein direkter Zusammenhang zu rechtsextremen Organisationen und Gruppierungen ist demnach in mehr als der Hälfte dieser Delikte festzustellen – überproportional hoch ist der Anteil einschlägig „organisierter“ Straftäter bei den älteren Tatverdächtigen. Je jünger die Tatverdächtigen sind, desto größer ist dagegen der Anteil derjenigen, die lediglich informellen Freizeitgruppen angehören: Über 60% der unter 15-Jährigen und 45% der unter 17-Jährigen (Peucker/Gaßebner/Wahl 2003: 224). Obwohl einzelne Straftäter über Kontakte zu rechtsextremen Parteien berichten, dominiert wohl in der Regel eher Distanz zwischen diesen straffer organisierten und auf Legalität ausgerichteten Organisationen und den aktionistischen Straftätern (Gaßebner 2003: 192f.).

Auf anderen Feldern lassen sich unmittelbare Zusammenhänge zwischen verschiedenen Aspekten von Rechtsextremismus begründet vermuten:

(3) Zugehörigkeit zu rechtsextremen Gruppierungen und rechtsextremes Einstellungspotenzial: Es ist davon auszugehen, dass diejenigen, die rechtsextremen Organisationen, Parteien und Gruppierungen angehören, zu einem sehr hohen Anteil rechtsextreme Einstellungen aufweisen. Bei der im Vergleich zum Personenkreis mit rechtsextremen Einstellungen sehr viel kleineren Gruppe der rechtsextrem Organisierten handelt es sich vermutlich um eine Teilgruppe, deren Einstellungen besonders stabil sind – wofür das Engagement in einer Gruppierung spricht, die ihrerseits zur Verfestigung der Einstellungen ihrer Gruppenmitglieder beiträgt. Diese Zusammenhänge dürften für unterschiedliche Altersgruppen in ähnlicher Weise zutreffen.

(4) Zugehörigkeit zu rechtsextremen Gruppierungen und Wahlentscheidungen für rechtsextreme Parteien: Die rechtsextrem Organisierten gehören, wenn sie älter sind, vermutlich zu einem hohen Prozentsatz rechtsextremen Parteien an, während die Jüngeren sich vor allem in aktionistischen Gruppen (Skinheads, Neonazis, „Kameradschaften“) organisieren. Bei den Älteren ist davon auszugehen, dass sie bei Wahlen für eine rechtsextreme Partei votieren, da dies den Zielen ihrer Organisation entspricht. Da die aktionistischen Gruppen der extremen Rechten dem „Kampf um die Parlamente“ teilweise skeptisch, gleichgültig oder ablehnend gegenüberstehen, ist das Wahlverhalten jüngerer Organisierter kaum zuverlässig zu prognostizieren.

Zu anderen Zusammenhängen zwischen den verschiedenen Bereichen des Rechtsextremismus lassen sich auf der Grundlage der vorliegenden empirischen Forschungsergebnisse keine Angaben machen. So ist z.B. völlig unklar, inwie-

weit rechtsextreme Straf- und Gewalttäter sich bei Wahlen für eine rechtsextreme Partei entscheiden. Außerdem weiß man nicht, inwieweit rechtsextreme Straf- und Gewalttaten von Personen verübt werden, die rechtsextreme Einstellungen aufweisen. Rechtsextreme Straftaten können auf entsprechende Überzeugungen zurückgehen oder durch situationsspezifische Gelegenheitsstrukturen, Alkoholkonsum und gruppenspezifische Eskalationsprozesse begünstigt werden. Mit erheblichen Unklarheiten sind auch Wahlentscheidungen zugunsten rechtsextremer Parteien verbunden, die kaum stabile Trends erkennen lassen, sondern starken Schwankungen unterliegen.

Künftige Forschungen hätten vor dem Hintergrund der hierzulande vorliegenden Erkenntnisse noch eine ganze Reihe von Aufgaben zu bewältigen.

- Aufklärungsbedarf besteht hinsichtlich der oben genannten Einzelaspekte, deren Hintergründe bislang nicht ausreichend geklärt sind. Dabei wäre es notwendig, Zusammenhänge zwischen verschiedenen Aspekten des Rechtsextremismus systematischer in den Blick zu nehmen und dabei geschlechts- und altersgruppenspezifische Aspekte zu berücksichtigen.
- Außerdem fehlt es an früh ansetzenden, vergleichenden Längsschnittuntersuchungen, die fundierte Erkenntnisse zur Entwicklung dieser verschiedenen Ausprägungen von Rechtsextremismus ermöglichen. Dabei interessieren etwa Fragen wie: Inwieweit haben wir es bei jugendlichen Rechtsextremisten mit stabilen Orientierungs- und Verhaltensweisen zu tun und wie hoch ist der Anteil derjenigen, die nur *vorübergehend* eine Affinität zum Rechtsextremismus erkennen lassen? Lassen sich typische Verläufe der Hinwendung, der Verfestigung und der Distanzierung erkennen, wie lange dauern diese Phasen und durch welche Bedingungen werden sie begünstigt?
- Schließlich wären auch die emotionalen, ideologischen und lebensweltlichen Bezugspunkte jugendlicher Rechtsextremisten zu klären. Während für die Generationen der „Weltkriegskinder“ und der „Nachkriegskinder“ generationenspezifische Erklärungsversuche zumindest in Ansätzen vorliegen (Hübner-Funk 2005: 398ff.), fehlt Entsprechendes für die heutige Jugendgeneration weitgehend. Bei ihnen kann nicht mehr selbstverständlich davon ausgegangen werden, dass der miterlebte Nationalsozialismus zentraler Bezugspunkt für rechtsextreme Orientierungs- und Handlungsweisen ist. Auch die Bedeutung der DDR-Vergangenheit und der mit der deutschen Vereinigung verbundenen lebensweltlichen und ideologischen Umbrüche ist in diesem Zusammenhang bislang nur ansatzweise geklärt, und zu anderen aktuellen Bezugspunkten liegen allenfalls Einzelinformationen vor. Es fehlt somit an einer umfassenden und systematischen Analyse aktueller jugendspezifischer Bezüge.

Erweiterte Forschungsbemühungen in die skizzierten Richtungen könnten nicht nur dazu beitragen, in Zukunft bessere Auskünfte dazu zu geben, inwieweit wir es beim Rechtsextremismus mit einem Jugendproblem zu tun haben, sondern auch dazu, worin die spezifische Qualität der jugendlichen Hinwendung zum Rechtsextremismus besteht.

Anmerkungen

- 1 Konstruktive Kritik und ergänzende Hinweise zu einer früheren Version dieses Beitrages verdanke ich meinen Kolleginnen bzw. Kollegen Sibylle Hübner-Funk, Silke Schuster und Klaus Wahl.
- 2 In diesem Beitrag wird der Begriff „Rechtsextremismus“ verwendet, der sich hierzulande etabliert hat. Die begriffliche Diskussion bezieht sich auf einen ganzen Phänomen-Komplex, der auch mit den Termini „Neonazismus“, „Neofaschismus“ oder „Rechtsradikalismus“ gefasst wird. Teilweise stehen auch nur einzelne Aspekte dieser Phänomene im Vordergrund: Z.B. Fremdenfeindlichkeit, Ausländerfeindlichkeit, Antisemitismus oder fremdenfeindliche Gewalt.
- 3 Von den im Zusammenhang nazistischer und antisemitischer Vorkommnisse 1960 polizeilich ermittelten Tatverdächtigen waren 7,3% Kinder im Alter bis zu 14 Jahren, 20% Jugendliche bis 20 Jahren und 28,1% junge Erwachsene im Alter zwischen 20 und 30 Jahren (vgl. Hübner-Funk 1985: 501).
- 4 Bei den 45- bis unter 60-Jährigen votierten damals 8,7% der Männer und 3,7% der Frauen für die NPD, während die Jungwähler – damals waren damit die 21- bis unter 30-Jährigen gemeint – sie mit 4,2% (Männer) bzw. 1,7% (Frauen) unterdurchschnittlich häufig wählten (Statistisches Bundesamt 1970: 18).
- 5 Diese Angaben beruhen auf der repräsentativen Wahlstatistik des Statistischen Bundesamtes, die Angaben zum Alter und zum Geschlecht der Wahlberechtigten einbezieht, die in ausgewählten Wahlbezirken erhoben und unter Verwendung der amtlichen Stimmzettel ausgewertet werden (Der Bundeswahlleiter 2006: 104f.). Diese Statistik bezieht sich auf das tatsächliche Wahlverhalten eines repräsentativen Teils der Wahlberechtigten und ist wesentlich verlässlicher als die Umfragen der Meinungsforschungsinstitute, bei denen nicht ausgeschlossen werden kann, dass sie auf unzutreffenden Auskünften der Wahlberechtigten beruhen. Für die Bundestagswahl 2005 weichen die Angaben der repräsentativen Wahlstatistik für einzelne Parteien allerdings geringfügig vom endgültigen Endergebnis der Bundestagswahl ab – ein Indiz dafür, dass selbst die repräsentative Wahlstatistik noch mit Unsicherheiten verbunden ist.
- 6 Die absoluten Zahlen für fremdenfeindliche Straftaten liegen in Westdeutschland über denen in Ostdeutschland. Da in Ostdeutschland aber wesentlich weniger Menschen leben, ist es sinnvoll, sich bei einem Vergleich auf die Tatverdächtigen-Belastungszahlen zu beziehen, die die Delikte in Bezug zur jeweiligen Gesamtbevölkerung setzen. Vor allem zu fremdenfeindlichen Gewalttaten kommt es in Ostdeutschland vergleichsweise häufiger. Relativ zur Bevölkerung wurden im Jahr 2004 in den ostdeutschen Bundesländern mehr als dreimal so viele Gewalttaten verübt wie in den westdeutschen Bundesländern – 2,4 vs. 0,65 Delikte je 100.000 Einwohner (BMI 2005: 43).
- 7 Nicht für alle beratenen Opfer liegen Angaben zum Alter vor. Hinzu kommt, dass die Opferberatungsstellen nicht alle Fälle erfassen. Wir haben es in diesem Bereich mit einer hohen Dunkelziffer zu tun, da viele Opfer keine Beratungsstellen aufsuchen. Angaben dazu, inwieweit einzelne Altersgruppen Beratungsstellen unterschiedlich frequentieren, liegen nicht vor, so dass die Angaben zur Altersverteilung der Opfer nicht auf die nicht erfassten Fälle hochgerechnet werden können.

Literatur

- Artus, Helmut M. (2000): Rechtsradikalismus. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften
- Arzheimer, Kai/Schoen, Harald/Falter, Jürgen W. (2000): Rechtsextreme Orientierungen und Wahlverhalten. In: Schubarth, Wilfried/Stöss, Richard (Hg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz. – Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 220-245
- Beratungsstellen für Opfer rechtsextremer Straf- und Gewalttaten (2006): Beratungsstellen veröffentlichen Statistik über Opfer rechtmotivierter Gewalt im Jahr 2005. Verfügbar über das Internet unter: <http://www.opferperspektive.de/Home/526.html>
- Bitzan, Renate/Köttig, Michaela/Schröder, Berit (2003): Vom Zusehen bis zum Mitmorden. Mediale Berichterstattung zur Beteiligung von Mädchen und Frauen an rechtsextrem motivierten Straftaten. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 21, Heft 2+3, S. 150-170
- Brück, Wolfgang (1992): Skinheads – Vorboten der Systemkrise. In: Heinemann, Karl-Heinz/Schubarth, Wilfried (Hg.): Der antifaschistische Staat entlässt seine Kinder. Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland. – Köln: Papyrossa, S. 37-46
- Bundesministerium des Innern (2005): Verfassungsschutzbericht 2004. Berlin: Bundesministerium des Innern. Verfügbar über das Internet unter: <http://www.verfassungsschutz.de/de/publikationen/verfassungsschutzbericht/>
- Der Bundeswahlleiter (2006): Wahl zum 16. Deutschen Bundestag am 18. September 2005. Heft 4: Wahlbeteiligung und Stimmabgabe der Männer und Frauen nach Altersgruppen. – Wiesbaden: Statistisches Bundesamt
- Deutsches Jugendinstitut (2006): Jugendsurvey. Informationen basieren auf persönlicher Kommunikation und auf Angaben im Internet unter: <http://www.dji.de/jugendsurvey>
- Dudek, Peter (1994): Die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Rechtsextremismus nach 1945. In: Kowalsky, Wolfgang/Schroeder, Wolfgang (Hg.): Rechtsextremismus. Einführung und Forschungsbilanz. – Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 277-301
- Endrikat, Kirsten (2006): Jüngere Menschen. Größere Ängste, geringere Feindseligkeit. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): Deutsche Zustände – Folge 4. – Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 101-114
- Gangway (2005): Jugend hat gewählt. U18 2005 – die Bundestagswahl für alle Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahre. Verfügbar über das Internet unter: <http://www.u18.org/>
- Gaßebner, Martina (2003): Gruppen, Szenen, Parteien. In: Wahl, Klaus (Hg.): Skinheads, Neonazis, Mitläufer. Täterstudien und Prävention. – Opladen: Leske + Budrich, S. 174-197
- Gaßebner, Martina/Peucker, Christian/Schmidt, Nikola/Wahl, Klaus (2003): Fremdenfeinde und Rechtsextremisten vor Gericht: Analyse von Urteilen. In: Wahl, Klaus (Hg.): Skinheads, Neonazis, Mitläufer. Täterstudien und Prävention. – Opladen: Leske + Budrich, S. 29-80
- Heitmeyer, Wilhelm/Müller, Joachim (1995): Fremdenfeindliche Gewalt junger Menschen. Biographische Hintergründe, soziale Situationskontexte und die Bedeutung strafrechtlicher Sanktionen. – Bonn: Forum Verlag Godesberg
- Heyder, Aribert/Schmitt, Peter (2002): Autoritarismus und Ethnozentrismus in Deutschland: Ein Phänomen der Jugend oder der Alten? In: Boehnke, Klaus/Fuß, Daniel/Hagan, John (Hg.): Jugendgewalt und Rechtsextremismus. Soziologische und psychologische Analysen in internationaler Perspektive. – Weinheim/München: Juventa, S. 119-142
- Hofmann-Göttig, Joachim (2000): Der Jugend eine Chance. Politische Herausforderungen durch die nachwachsende Generation. In: Aus Politik und Zeitgeschichte – B 19-20/2000
- Hübner-Funk, Sibylle (2005): Hitlers Garanten der Zukunft. Biographische Brüche – Historische Lektionen. – Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg
- Hübner-Funk, Sibylle (1985): Nationale Identität – Neubeginn und Kontinuität. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik – 1945 bis heute. – München: Kösel, S. 493-508

- Innenministerium des Landes Nordrhein-Westfalen (ohne Jahr): Die Kultur als Machtfrage. Die Neue Rechte in Deutschland. – Düsseldorf
- Kleinert, Corinna (2000): Einstellung gegenüber Migranten. In: Gille, Martina/Krüger, Winfried (Hg.): Unzufriedene Demokraten. Politische Orientierungen der 16- bis 29-jährigen im vereinigten Deutschland. – Opladen: Leske + Budrich, S. 355-397
- Klönne, Arno (1994): Jugend und Rechtsextremismus. In: Kowalsky, Wolfgang/Schroeder, Wolfgang (Hg.): Rechtsextremismus. Einführung und Forschungsbilanz. – Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 129-142
- Knütter, Hans-Helmuth (1961): Ideologien des Rechtsradikalismus im Nachkriegsdeutschland. Eine Studie über die Nachwirkungen des Nationalsozialismus. – Bonn
- Möller, Kurt (2000): Rechte Kids. Eine Langzeitstudie über Auf- und Abbau rechtsextremistischer Orientierungen bei 13- bis 15-jährigen. – Weinheim/München: Juventa
- Paul, Gerhard/Schoßig, Bernhard (1980): Jugend und Neofaschismus. Provokation oder Identifikation? – Frankfurt/M.: EVA
- Peucker, Christian/Gaßebner, Martina/Wahl, Klaus (2003): Die Sicht der Polizei: Strukturanalyse fremdenfeindlicher, rechtsextremer und antisemitischer Tatverdächtiger. In: Wahl, Klaus (Hg.): Skinheads, Neonazis, Mitläufer. Täterstudien und Prävention. – Opladen: Leske + Budrich, S. 207-258
- Pfahl-Traughber, Armin (2001): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. – München: Beck.
- Rieker, Peter (2002): Aktionsprogramme gegen Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit – Überblick und Einschätzungen. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens 50, Heft 1, S. 30-40
- Rippl, Susanne (2005): Fremdenfeindlichkeit – ein Problem der Jugend? Eine vergleichende Untersuchung fremdenfeindlicher Einstellungen in verschiedenen Altersgruppen. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 25, S. 362-380
- Rommelspacher, Birgit (2000): Das Geschlechterverhältnis im Rechtsextremismus. In: Schubarth, Wilfried/Stöss, Richard (Hg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz. – Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 199-219
- Scherr, Albert (1996): Zum Stand der Debatte über Jugend und Rechtsextremismus. In: Politische Vierteljahresschrift 37, Sonderheft 27/1996 (herausgegeben von Jürgen W. Falter, Hans-Gerd Jaschke, Jürgen R. Winkler), S. 97-120
- Sinus (1981): 5 Millionen Deutsche: „Wir wollen wieder einen Führer haben!“. – Reinbek: Rowohlt
- Statistisches Bundesamt (1970): Wahl zum 6. Deutschen Bundestag am 28. September 1969. 8. Wahlbeteiligung und Stimmabgabe der Männer und Frauen nach dem Alter. – Stuttgart/Mainz: Kohlhammer
- Stöss, Richard (2005): Rechtsextremismus im Wandel. – Berlin: Friedrich-Ebert Stiftung
- Wagner, Bernd (2000): Rechtsextremismus und Jugend. In: Schubarth, Wilfried/Stöss, Richard (Hg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz. – Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 155-166
- Wahl, Klaus (2003): Entwicklungspfade und Sozialisationsprozesse. In: Wahl, Klaus (Hg.): Skinheads, Neonazis, Mitläufer. Täterstudien und Prävention. – Opladen: Leske + Budrich, S. 90-143
- Wanner, Martina (2006): Rechte Alltagskultur. Das Beispiel Jugendlicher im Brandenburgischen Spree-Neiße-Kreis. – Berlin: Lit
- Willems, Helmut (1993): Fremdenfeindliche Gewalt – Einstellungen, Täter, Konflikteskalation. – Opladen: Leske + Budrich (zusammen mit Roland Eckert, Stefanie Würtz und Linda Steinmetz – mit einem Beitrag von Paul B. Hill)
- Willems, Helmut/Würtz, Stefanie/Eckert, Roland (1994): Analyse fremdenfeindlicher Straftäter. Forschungsprojekt. Texte zur Inneren Sicherheit. – Bonn: Der Bundesminister des Innern
- Winkler, Jürgen R. (1994): Die Wählerschaft der rechtsextremen Parteien in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis 1993. In: Kowalsky, Wolfgang/Schroeder, Wolfgang (Hg.): Rechtsextremismus. Einführung und Forschungsbilanz. – Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 69-88

„Lieber besoffen. Oder bekifft. Dann kann man's wenigstens noch aushalten.“

Zum Alkohol- und Drogenkonsum obdachloser Jugendlicher

Uwe Flick und Gundula Röhnsch



Prof. Dr. Uwe Flick,
Alice Salomon
Fachhochschule
Berlin



Röhnsch, Alice
Salomon
Fachhochschule
Berlin

Zusammenfassung

Für obdachlose Jugendliche sind Alkohol und Drogen oft alltäglich und selbstverständlich, doch sind sie zugleich mit vielfältigen – sozialen und gesundheitlichen – Risiken verbunden. Wie nehmen die Betroffenen das Spannungsfeld zwischen subjektiver Angemessenheit ihres Alkohol- und Drogenkonsums und den möglichen Gefährdungen wahr? Wie gehen sie mit den substanzbedingten Risiken und bereits vorliegenden Beeinträchtigungen durch Missbrauch und/oder Sucht um? Solchen Fragen wird hier anhand der Ergebnisse unserer aktuellen (von der DFG geförderten) qualitativ-empirischen Studie zu Gesundheitsvorstellungen und -verhalten obdachloser Jugendlicher nachgegangen, die von uns zu ihrer Lebenssituation sowie ihren Gesundheitskonzepten und ihrem Gesundheitsverhalten befragt wurden. Ergänzend haben wir teilnehmende Beobachtungen in der einschlägigen ‚Szene‘ durchgeführt. Vier verschiedene Typen von Deutungs- und Handlungsmustern des Alkohol- und Drogenkonsums haben sich ausfindig machen lassen. Abhängig vom Alter und Geschlecht, differieren diese vor allem darin, inwieweit der regelmäßige Substanzgebrauch als riskant bewertet und welche Konsequenzen daraus gezogen werden. Den subjektiven (Risiko-) Einschätzungen der Jugendlichen werden die berichteten Konsummuster von alkoholischen Getränken und Drogen sowie die in unseren Beobachtungen ermittelten Verhaltensweisen gegenübergestellt. Abschließend werden die Konsequenzen aus den Ergebnissen unserer DFG-Studie für eine zielgruppenorientierte – alters- und geschlechtsspezifische – Suchtprävention diskutiert.

Schlagworte: Jugendobdachlosigkeit; Alkohol- und Drogenkonsum; Geschlechts- und Altersunterschiede

Abstract

For homeless adolescents, alcohol and drugs are often ‘functional’, i.e. integrated in their daily lives, but still linked to various social and health risks. How do they experience the tensions between a subjective appropriateness of using drugs and alcohol and the possible risks of it? How do they deal with the risks of substance use and their already existing health problems because of their dependency and/or addiction? These questions are pursued on the background of our empirical-qualitative research project funded by the German Research Council (DFG) with a focus on homeless adolescents’ health representations and practices. Our interviews addressed their life situations and their health concepts and practices and were complemented by participant observations in their urban settings. Four types of interpretive patterns and practices of alcohol and drug consumption could be identified from the analysis of our data. With regard to age and gender, they mainly differ in how far one’s own use of sub-

stances is seen as risky and in the consequences the adolescents draw from this. The adolescents' subjective risk perceptions are confronted with their reported patterns of consumption of alcoholic beverages and drugs and their everyday practices, which could be observed. In the end, consequences from our study's results are discussed for how to design some sort of drug prevention that is specific for our target group.

„Straßenjugendliche“ gibt es mittlerweile in (fast) allen Weltregionen, wobei die Zahl der Betroffenen von Land zu Land – und Stadt zu Stadt – ebenso unterschiedlich ist wie die jeweiligen Lebenswelten vor Ort. So ist die Realität für „Straßenkinder und -jugendliche“ vor allem im post-sozialistischen Osteuropa oder der Dritten Welt ungleich härter als für Jugendliche, die in Deutschland auf der Straße leben. Obwohl die Betroffenen hierzulande nur selten akut obdachlos sind und nachts oft bei Bekannten oder Freunden oder im Betreuten Wohnen unterkommen, ist auch ihre Situation von Armut und Ausgrenzung geprägt. Diese kann sich im Fehlen einer festen Wohnung oder im Mangel an finanziellen Möglichkeiten ebenso niederschlagen wie in einer prekären sozialen und gesundheitlichen Situation. Der häufig schlechte Gesundheitszustand der Jugendlichen ist aber nicht nur ihrer Lebenslage, sondern meist auch ihrem tagtäglichen Verhalten geschuldet. Wenn „Straßenjugendliche“ in der Fachöffentlichkeit als „Risikojugendliche“ gelten, die in höchstem Maß gefährdet sind, bezieht sich diese Wahrnehmung nicht zuletzt auf deren intensiven und exzessiven Alkohol- und Drogenkonsum, zu dem allerdings im deutschsprachigen Raum keine genauen statistischen Angaben erhältlich sind – leider auch nicht in dem jüngsten Drogen- und Suchtbericht der Bundesregierung (vgl. *BMG* 2006).

1. Jugend und Risikoverhalten

Der Konsum von Tabak und Alkohol, aber auch von illegalen Drogen, wird von Jugendlichen nicht selten als „angesagt“ und selbstverständlich betrachtet, auch wenn er insbesondere den Minderjährigen gesetzlich verboten ist. Diese Substanzen können dazu beitragen, sich mit den alterstypischen ‚Entwicklungsaufgaben‘ auseinanderzusetzen, die sich aus der Spannung von eigenen Möglichkeiten und Zielen einerseits und äußeren Anforderungen andererseits ergeben. So erleichtern Alkohol und Drogen den Zugang zu spezifischen Peergruppen und den Kontakt zum anderen Geschlecht, d.h. sie ermöglichen es, sich und Anderen die eigene Einzigartigkeit zu verdeutlichen und werden – zeitweise – zentral für die Lebensplanung, indem sie versprechen, Spaß zu haben und subkulturelle Werte zu leben (vgl. *Silbereisen/Reese* 2001, S. 138). Die Mehrzahl der Jugendlichen belässt es dabei, unterschiedliche Substanzen nur hin und wieder ‚auszuprobieren‘. Erweisen sich jedoch bestimmte Entwicklungsziele aufgrund persönlicher Probleme und/oder sozialstruktureller Verhältnisse als unlösbar, so können die Substanzen zunehmend zum Mittel für die Bewältigung der damit verbundenen psychischen und somatischen Belastungen werden. Werden Alkohol und Drogen zunehmend ‚Mittel zum Zweck‘, liegt die Gefahr von Substanzmissbrauch und -abhängigkeit (Sucht) nahe. Wird in jungen Jahren gelernt,

dass Alkohol und Drogen ‚hilfreich‘ sind, um mit drängenden wichtige Problemen verdrängend umzugehen, so ist das Risiko hoch, dass diese Form der Auseinandersetzung mit Schwierigkeiten auch im Erwachsenenalter beibehalten wird, was unterschiedliche Zivilisationskrankheiten zur Folge hat. Ein intensiver Konsum psychoaktiver Substanzen kann allerdings bereits im Jugendalter den Gesundheitszustand sehr negativ beeinflussen (Holmen u.a. 2000), vor allem auch, indem er weiteres gesundheitsriskantes Verhalten nach sich zieht (vgl. Flick/Röhnsch 2006a, 2006b).

Ob soziale Benachteiligung im Jugendalter einen Anstieg des Alkohol- (und Drogen)-konsums bewirkt, ist in der Fachwelt umstritten. Richter (2005, S. 97) verneint einen signifikanten Zusammenhang. Andere Studien verweisen darauf, dass Armut auch für Jugendliche einen Risikofaktor für die Entwicklung riskanter Konsummuster und deren Verfestigung darstellt (vgl. Verburg/Toet/van Ameijden 2005). Speziell unter den Bedingungen von Obdachlosigkeit wird Alkohol meist zum Mittel, um den Zerfall der normalen Zeitstruktur, die allgemeine Untätigkeit und die daraus resultierende Langeweile zu bekämpfen. Ein Rausch wirkt alltäglicher Monotonie und innerer Leere entgegen und lässt zeitweilig vergessen, dass in der Zukunft eine ähnliche Perspektivlosigkeit droht, wie sie in der Gegenwart vorherrscht (vgl. Henkel 1998, S. 117). Außerdem

Bekenntnis zum Leben auf der Straße

kann Alkoholkonsum dazu beitragen, Gefühle der Hilflosigkeit und Ohnmacht, die sich angesichts der nur begrenzt beeinflussbaren Lebensbedingungen ergeben, tendenziell umzudeuten.

Gering ausgeprägte Kontrollvorstellungen in Bezug auf subjektiv wichtige Angelegenheiten und der Mangel an attraktiven Lebensplänen können dazu führen, dass die Fähigkeit zum kontrollierten Umgang mit psychoaktiven Substanzen gar nicht erst entsteht oder verloren geht. Riskante Konsummuster erklären sich zudem immer dann, wenn die Einbindung in ein intaktes soziales Netzwerk sowie in eine feste, durch Schule oder Arbeitsalltag geregelte Struktur fehlt, aus fehlender sozialer Kontrolle (a.a.O. S. 119 f.). Insbesondere jugendlichen Obdachlosen gilt der riskante Konsum von Alkohol und Drogen dann auch als *Bekenntnis zum Leben auf der Straße*, das dazu berechtigt, sich ‚der Szene‘ anzuschließen (vgl. Rice u.a. 2005, S. 1118).

2. Zielsetzung und Methode der Studie

Die hier zugrunde gelegte empirisch-qualitative Untersuchung wird seit Dezember 2004 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert (FL245-10/1). Dabei wurden in einer deutschen Großstadt (Berlin) einerseits teilnehmende Beobachtungen in einer einschlägigen (Straßen-) ‚Szene‘ durchgeführt, um Aufschlüsse über das gesundheitsbezogene Verhalten von obdachlosen Jugendlichen zu gewinnen, die sich regelmäßig in dieser Szene aufhielten. Die von uns erstellten Beobachtungsprotokolle wurden situations- und themenbezogen kodiert. Andererseits wurden insgesamt 24 obdachlose Jugendliche – jeweils 12 Mädchen und Jungen im Alter von 14 bis 20 Jahren – interviewt, die mehrheitlich noch minderjährig waren (vgl. Tab.1).

Tab. 1: Sample nach Alter und Geschlecht

Alter (in Jahren)	Geschlecht		Total N = 24
	Männlich N = 12	Weiblich N = 12	
14-17	5	9	14
18-20	7	3	10
Ø	17,5	16,0	16,75

Mit den Jugendlichen wurden „episodische“ Interviews (Flick 2004, Kap. 3) geführt. Darin wurden konkrete, zielgerichtete Fragen (etwa dazu, was Gesundheit für den Einzelnen bedeutet) mit Erzählaufforderungen, die sich auf bestimmte Situationen und Erfahrungen beziehen, kombiniert. Die Jugendlichen wurden nach ihren Gesundheitsvorstellungen und Erfahrungen mit Gesundheit, Gesundheitsproblemen und deren Bewältigung befragt und gebeten, entsprechende Situationen zu erzählen. Der *Leitfaden* umfasste als Themen: den Einstieg in das Straßenleben, die subjektiven Gesundheitsdefinitionen, die Lebenssituation (Wohnen, finanzielle Probleme, Ernährung) und deren Folgen für die Gesundheit sowie den Umgang mit gesundheitlichen Beschwerden und Risiken (Drogen, Alkohol, Sexualität). Alle Aussagen zu einem Bereich (z.B. ‚Umgang mit Alkohol und Drogen‘) wurden zunächst fallbezogen thematisch kodiert (Flick 2002). Fallübergreifend wurden Vergleichsdimensionen bestimmt, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den einzelnen Interviews aufzuzeigen (vgl. Kelle/Kluge 1999). Entlang diesen Dimensionen und ihren Merkmalsausprägungen wurden die Fälle gruppiert und hinsichtlich bestimmter Merkmalskombinationen untersucht. Durch Fallkontrastierungen wurden zunächst die Fälle innerhalb einer Gruppierung auf Ähnlichkeiten verglichen. Fallvergleiche zwischen den Gruppen sollten bestehende Unterschiede zwischen diesen verdeutlichen. So entstehende Typen von Deutungs- und Handlungsmustern wurden in ihren Sinnzusammenhängen analysiert und interpretiert. Dazu dienten abermals Fallvergleiche und -kontrastierungen innerhalb und zwischen den Gruppen.

Die Erhebung der Daten ist jetzt weitgehend abgeschlossen, aber deren Analyse läuft noch. Durch die beiden Zugänge wird eine „*Triangulation*“ (vgl. Flick 2004) unterschiedlicher Perspektiven möglich (Handlungs- bzw. Interaktionsweisen und Wissen). Die Beobachtungs- und Interviewdaten können dabei jeweils als Datensätze aufeinander bezogen werden. Damit lassen sich beispielsweise die in den Beobachtungen deutlich werdenden Handlungsmuster mit den in den Interviews aufscheinenden Deutungsmustern bzw. in den Erzählungen erkennbaren Handlungsmustern vergleichen. In den Beobachtungssituationen variiert die Zusammensetzung der Gruppe jeweils: Weder ‚tauchen‘ alle Befragten in den Beobachtungen regelmäßig ‚auf‘, noch sind alle Beobachteten interviewt worden. Deshalb lassen sich Verknüpfungen auf der Ebene der einzelnen Teilnehmer/innen unserer Studie nur begrenzt herstellen (vgl. Flick 2004, Kap. 4).

3. Ergebnisse

Im Folgenden wird zunächst der Umgang mit Alkohol und Drogen im lebensweltlichen Kontext auf der Basis der vorliegenden Beobachtungsprotokolle analysiert, bevor die aus den Interviews abgeleiteten Deutungs- und Handlungsmuster betrachtet und analysiert werden¹.

3.1 Umgang mit Alkohol und Drogen im lebensweltlichen Kontext

Aus den Beobachtungen der ‚Szene‘ lassen sich verschieden ‚harte‘ Muster des Umgangs mit bzw. Missbrauchs von Alkohol und Drogen ableiten.

Grenzenloser Alkohol- und Drogenkonsum

Das erste Muster ist dadurch gekennzeichnet, dass dem Alkohol- und Drogenkonsum weder qualitative noch quantitative Grenzen gesetzt werden. Für die Jugendlichen stellt der (meist mehrfache) Substanzgebrauch eine Normalität dar und hat zur Folge, dass sie diesem viele andere Belange unterordnen. Auf scharfe Ablehnung in dem Szenekontext stoßen daher Personen, die diesem harten Konsummuster nicht folgen. Indem sie als „abtrünnig“ erscheinen, werden Hierarchien innerhalb der Szene festgelegt und den Jugendlichen die Folgen aufgezeigt, wenn sie gegen die Normen verstoßen, wie etwa folgender Auszug aus einem Beobachtungsprotokoll zeigt:

Die Jugendlichen diskutieren die auf dem letzten Oktoberfest ihres Wissens vollzogene Auslobung, 20 Liter zur Verfügung gestelltes Bier auf die Straße zu schütten und dafür € 100.- zu bekommen. Während Steffen (24 Jahre) und Lion (22 Jahre) meinen, für das Geld täten sie das, kommentiert Hannes (19 Jahre) empört, wer so etwas mache, „gehöre gleich mit unter die Straße gelegt“ (K-20.01.2005).

Der grenzenlose, quasi selbstverständliche Substanzgebrauch wird auch nicht reduziert, wenn die an ihn gewöhnten Jugendlichen unter gesundheitlichen Beeinträchtigungen leiden. Die Betroffenen unterscheiden dabei zwischen der rein körperlichen Gesundheit, die durch Alkohol- und Drogenkonsum eher geschädigt wird, und ihrem psychosozialen Wohlbefinden, auf das er sich eher positiv auswirkt. So bildet er auch einen festen Bestandteil des täglichen Begrüßungsrituals; indem sich die Jugendlichen ‚fachkundig‘ über einzelne Alkoholika austauschen, weisen sie sich als „Insider“ aus und bekräftigen ihre Szenenidentität. Dafür sind vor allem Bier, Spirituosen und selbst zubereitete alkoholische Mixgetränke (z.B. Eistee mit Wodka) subjektiv von Nutzen.

Alkohol und Drogen schaffen in der Szene auch gewisse biographische Gemeinsamkeiten.

Alkohol und Drogen schaffen in der Szene auch gewisse biographische Gemeinsamkeiten. Dass Vater und/oder Mutter den eigenen Substanzgebrauch oft ebenso als selbstverständlich ansehen wie die Jugendlichen den ihren, nehmen diese fraglos zur Kenntnis. Den elterlichen Substanzgebrauch gar noch zu

überbieten, wird zur gelegentlichen Herausforderung. Angesichts vergleichbarer innerfamiliärer Konsummuster sind die Jugendlichen aber oft auch beschämt, wie folgender Protokollauszug belegt:

Während sich die Jugendlichen über Pläne für das Wochenende unterhalten, bemerkt Kathrin (19 Jahre), dass ihre Mutter „besoffen“ sei, sobald sie bei ihr wäre, „also immer“. Auch trinke sie mit der Mutter gemeinsam, so hätten sie letztes 2 Bier- und 2 Weinflaschen geleert, wovon sie, Kathrin, den „Löwenanteil“ getrunken hätte. Als Andi (17 Jahre) seine Mutter als „wandelndes Weinfass“ beschreibt, bestätigt auch Nadja (18 Jahre), dass ihre Mutter „immer besoffen“ sei (K-09.12.2004).

Da die väterliche oder mütterliche Substanzabhängigkeit Folgen für das gesamte Familiensystem hat, fühlen sich die Jugendlichen einerseits hilflos, neigen andererseits angesichts der ihnen unkontrollierbar erscheinenden Situation aber auch zu gewalttätigen Reaktionen (vgl. Klein 2005).

Distanziertheit gegenüber Alkohol und Drogen

Dieses Muster charakterisiert, dass die Jugendlichen zwar um die sozialen und gesundheitlichen Risiken von Alkohol und Drogen allgemein wissen, aber annehmen, diese so unter Kontrolle zu haben, dass sie nicht persönlich gefährdet sind. So konfrontiert z.B. der Drogentod von Szenemitgliedern die ‚Überlebenden‘ sehr unmittelbar auch mit der eigenen Verletzlichkeit. Das damit verbundene Bedrohungsgefühl sowie die Trauer um den unvermuteten Verlust von Bekannten und/oder Freunden werden aber dadurch wieder entschärft, dass die Jugendlichen zu dem Schluss kommen, dass ihnen ‚so etwas‘ nicht passiert wäre. Oftmals wird auch die vormalige soziale Beziehung zu dem Drogentoten in ihrer Bedeutung abgewertet. Der Tod des/der Betroffenen erscheint dann als relativ belanglos, kann aber auch als verdient betrachtet werden, wenn er/sie angeblich moralisch ‚versagt‘ hat, wie der folgende Protokollauszug zeigt:

Die Jugendlichen unterhalten sich über den Tod von Lea (17 Jahre), die an einer Überdosis Heroin gestorben ist. Ines (19 Jahre) kommentiert, dass sie in letzter Zeit schon um zwei Freunde getrauert hat, das würde reichen, sie könne nun mal nicht um jeden trauern. Olaf (23 Jahre) gibt freimütig zu, überhaupt keine Trauer zu empfinden, im Gegenteil, Leas Tod sei kein Verlust, sondern „gut so“. Schließlich habe Lea als Bandenmitglied „viel Scheiße gebaut“ (C-11.11.2004).

Die eigene Betroffenheit durch substanzbedingte Risiken wird auch dadurch geleugnet, dass die Gefahr, sich auf ‚harte‘ (grenzenlose) Konsummuster einzulassen, tendenziell rationalisiert und individualisiert wird. Der/die einzelne Jugendliche allein wird in der Verantwortung dafür gesehen, Verführungssituationen hin zu einem härteren Konsummuster zu meiden und über Art und Umfang des eigenen Substanzgebrauchs zu bestimmen. An seiner/ihrer drogenbedingten Verelendung ist er/sie somit selbst ‚Schuld‘ und kann daher kaum auf Mitgefühl der Anderen rechnen. Während die Jugendlichen mit dem Betroffenen nichts mehr zu tun haben wollen, verharmlosen sie gleichzeitig den eigenen Substanz-

gebrauch. Nicht nur dieser, sondern auch der Alkohol- und Drogenkonsum der eigenen ‚Szene‘ wird als recht risikoarm angesehen. Szenenangehörige, die andere als die gruppenintern üblichen Konsummuster aufweisen, gelten fast schon als „Verräter“, die Unfrieden über die Gemeinschaft bringen und sich der Mitgliedschaft in einer bestimmten Jugendsubkultur als nicht würdig erweisen. Als Beleg dafür folgender Auszug:

Nadja (18 Jahre) und Hannes (19 Jahre) überlegen, wo sie gemeinsam Bier trinken könnten. Dabei erregen sich die beiden über Punks, die Heroin konsumieren, diese würden den Ruf der Szene ruinieren. Auch sei unverständlich, wie sich die Betroffenen dazu hergeben könnten, in derart dreckigen und ekligen Toiletten ihr Heroin „zu ballern“. Nadja meint, ihr täte niemand mehr leid, jeder müsse wissen, was er mache und worauf er sich einlasse (A-27.01.2005).

Reduzieren des Alkohol- und Drogenkonsums

Der anhaltende Versuch, den Substanzgebrauch kurzzeitig oder auf Dauer zu mäßigen, kennzeichnet dieses Muster. Es beruht einerseits auf emotionalen und kognitiven Faktoren, etwa der Einsicht, dass man durch fortgesetzten Substanzgebrauch die begonnene oder angestrebte soziale Integration oder Ausbildung gefährde. Zudem bedingen auch akute Erkrankungen oder Beschwerden infolge eines exzessiv gesteigerten Substanzgebrauchs, dass dieser tendenziell reduziert wird.

Andererseits werden oftmals auch externe Gründe, wie die mangelnde Verfügbarkeit von Alkohol und Drogen (u.a. aufgrund finanzieller Engpässe), sowie sozial vermittelte Ursachen zum Anlass, den Substanzgebrauch zu reduzieren. Dazu zählen Konflikte mit Szenenangehörigen, die durch den Konsum ausgelöst oder begünstigt werden. Sozial determiniert ist die Mäßigung des Konsummusters auch, wenn die Jugendlichen erleben, dass sich Bezugspersonen von ihnen aufgrund der Folgen ihres häufigen und intensiven Substanzgebrauchs lossagen. Der Versuch, den Alkohol- und Drogenkonsum zu reduzieren, erfolgt dann in dem Ansinnen, die Verantwortung für den Verlust von Freunden zu übernehmen und öffentlich zu bekunden, dass aus den eigenen ‚Fehlern‘ gelernt wurde, wie folgende Begebenheit zeigt:

Nadja (18 Jahre) erzählt, dass sich ihr Freund von ihr getrennt hätte, da sie ihn in alkoholisiertem Zustand beschuldigte, „fremd gegangen“ zu sein. Die Trennung sei für sie der Anlass, nur alkoholfreies zu trinken. Für das Zerbrechen der Beziehung beschuldigt sich Nadja ausschließlich selbst. Während sie sich als Reaktion auf ihre Lage erst „die Kante“ habe geben wollen, (d. h. sich betrinken wollte – d. V.) hätte sie dann gedacht, damit „genau das Falsche“ zu tun (K-24.03.2005).

Wenn die angestrebte Mäßigung des Substanzgebrauchs allein auf externen Faktoren beruht, die Jugendlichen sich also nicht primär eine Verbesserung ihrer gesundheitlichen oder sozialen Lage versprechen, erscheint die Umsetzung eines gemäßigten Konsummusters ziemlich anfällig für ‚Störungen‘. Diese erklären sich aus dem Wegfall oder der Umbewertung bisheriger äußerer Anlässe, etwa

Rückfälle in ein ,härteres' Konsummus- ter gehören ohnehin zum Alltag.

aus dem Zerbrechen sozialer Beziehungen. Für die Jugendlichen gehören *Rückfälle* in ein ,härteres' Konsummuster ohnehin zum Alltag. Dabei wird die Verantwortung für ihr Zustandekommen kalt abgewiesen, denn ,Schuld' sind immer nur die Anderen. Rückfälle werden zugleich in ihren Auswirkungen bagatellisiert, wie folgender Protokollauszug zeigt:

Dana (20 Jahre) ,beichtet' den Sozialarbeitern, kürzlich „3 Schlucke“ Glühwein getrunken zu haben, weil in ihrem Zimmer „alle tranken“. Ohnehin hätte sie schon „mehrere Rückfälle“ auf dem Weg in die Abstinenz erlitten, u.a. dadurch, dass ihr während einer Feier in ihrer Ausbildungsstätte eine Schnapsflasche gereicht wurde, die sie „Dreiviertel“ geleert habe. Stolz fügt Dana an, anschließend den Anforderungen in der Schule entsprochen zu haben (A-21.12.2004).

Experimentieren mit Alkohol und Drogen (ohne festes Muster)

Für das ,Experimentieren' ist kennzeichnend, dass der Alkohol- und Drogenkonsum nicht nach einem bestimmten, eingespielten Muster erfolgt. Der Reiz des Konsums besteht für die Jugendlichen vielmehr darin, im Laufe der Zeit unterschiedliche Drogen und Alkoholika auszuprobieren und kennen zu lernen. Mit dem Drogenkonsum wird insbesondere die Erwartung verbunden, ungewöhnliche Wahrnehmungsphänomene zu erleben. Zudem muss der Substanzgebrauch mit subjektivem Genuss verbunden sein. Das bedeutet, ,harte' Konsummuster zu meiden und Bedingungen dafür zu schaffen, möglichen Verführungen zu widerstehen. So wird versucht, dem Alkohol- und Drogenkonsum von Szenenangehörigen Grenzen aufzuzeigen, die einzuhalten sind, damit der Kontakt nicht darunter leidet. An dem Bestreben, sich somit vor Unwägbarkeiten zu schützen, halten die Jugendlichen fest, obwohl manche Szenenmitglieder mit Unverständnis reagieren und die Betroffenen unter Druck setzen, indem sie an ihrer Loyalität zweifeln und sogar soziale Konsequenzen androhen. Dazu die folgende Passage aus einem unserer Beobachtungsprotokolle:

Laura (20 Jahre) lebt seit Kurzem im ,betreuten Wohnen' und hat für den Aufenthalt in ihrem Zimmer Regeln aufgestellt. So soll auf Absinth ebenso verzichtet werden wie auf Kokain oder auf synthetische Drogen. Hannes (19 Jahre) bemerkt aggressiv, dass das die Zahl ihrer männlichen Besucher „massiv einschränken“ werde. Zudem fragt er in die Runde, ob er noch in der linken oder bereits der rechten Szene wäre, dass man ihm Vorschriften mache. Laura entgegnet, das sei egal, sie entscheide selbst, mit wem sie verkehre (K-20.01.2005).

Zu einem experimentellen Konsumverhalten gehört auch, Effekte bestimmter Substanzen gezielt zu modulieren. Wenn sich die Jugendlichen im Weiteren mit Gleichgesinnten über ihr potentiell ähnliches Erleben austauschen, stärkt das den Zusammenhalt und vergrößert den persönlichen ,Erfahrungsschatz'. Einer solchen Kommunikation über Drogen kommt zugleich eine Schutzfunktion zu, da sich die Jugendlichen wechselseitig vor den unerwünschten Folgen des Konsums warnen. Als abenteuerlich wird aber nicht nur das Ausprobieren verschie-

dener Substanzen, sondern auch der Umgang mit den für den Konsum erforderlichen Utensilien erlebt. Deren angemessene Handhabung erfordert von den Betroffenen eine besondere, neuartige Verantwortung. Indem versucht wird, dieser gerecht zu werden und dazu gehört, das eigene Wissen an Szenenangehörige weiterzugeben, sehen sich die Jugendlichen bestätigt:

Jördis (19 Jahre) tauscht sich mit Falk (21 Jahre) darüber aus, wie sich Wasserpfeifen am besten von Cannabis-Rückständen reinigen lassen, wobei sie bemerkt, wenn man schon mit Drogen hantiere, müssten alle Geräte sauber sein. Sodann berichten die beiden Varianten, die Wirkung von Cannabis durch eine optimale Rauchzufuhr zu steigern. Zugleich aber erwähnen sie die damit verbundenen Risiken, die in Lungenkrebs oder in Verbrennungen bestehen (C-19.11.2004).

Aus den hier auszugsweise dargestellten Berichten unserer teilnehmenden Beobachtungen lassen sich primär darüber Aufschlüsse erlangen, welche Diskurse zum Alkohol- und Drogenkonsum in der fraglichen ‚Szene‘ ablaufen und wie das individuelle Konsumverhalten durch Gruppennormen situativ kontrolliert wird. Welchen Sinn die Jugendlichen jedoch selbst ihrem Substanzgebrauch zuschreiben, welche Risiken sie dabei wahrnehmen und wie sie mit diesen umgehen, erschließt sich in der Beobachtung ebenso begrenzt wie die möglichen – situationsübergreifenden – Konsummuster der Jugendlichen. Solche Aspekte lassen sich anhand der Interviews mit den Jugendlichen näher beleuchten.

3.2 Konsumierte Substanzen und ‚Funktionalität‘ von Alkohol und Drogen

Alle befragten 24 Jugendlichen verdeutlichen in ihren Interviewaussagen, dass sie regelmäßig, in jeweils situativ verschiedener Dosis und Frequenz, alkoholische Getränke zu sich nehmen. Die Aussagen zeigen überdies, dass die Mehrheit der Befragten *mehrere* Substanzen konsumiert, sei es synchron oder im Wechsel je nach Gelegenheit. Alkohol und Drogen haben für die Befragten vor allem die Bedeutung, Belastungen und Anforderungen der aktuellen Lebenswelt abzdämmen, um sie ‚besser‘ zu ertragen. So dient der Konsum der Substanzmittel dazu, die eigene, oft wenig lebenswert erscheinende Situation und die damit zusammenhängenden Gefühle von Minderwertigkeit, Sinnlosigkeit und emotionaler Anspannung zu verdrängen. Vergessen werden sollen auch erlebte Anfeindungen, denen die Jugendlichen während ihres ‚Schnorrrens‘ ausgesetzt sind. Unter den Bedingungen des Straßenlebens sind Alkohol und Drogen zudem in der kalten Jahreszeit als ‚Wärmespender‘ sowie als Schlafmittel von Nutzen:

Alkohol und Drogen haben vor allem Bedeutung, Belastungen und Anforderungen der aktuellen Lebenswelt einzudämmen.

„Wir sind halt sieben Leute in 'ner Zweiraum-Wohnung. Und wenn du da schlafen willst, dann ist immer irgendjemand wach und wuselt rum (...) Kiffen. Und dann schlaf' ich irgendwann.“ (Anne, 15 Jahre)

Wenn sie im Krankheitsfall als Schmerz- und Heilmittel angewandt werden und vermeintlich den Arztbesuch ersetzen, wird den Substanzen sogar auch eine therapeutische Bedeutung zugeschrieben.

Alkohol und Drogen dienen auch der sozialen Ausgestaltung des Szenenlebens.

Alkohol und Drogen dienen nicht nur dem Umgang mit Belastungen, sondern auch der sozialen Ausgestaltung des Szenenlebens. Der gemeinsame Konsum dieser Stoffe schafft eine lockere Stimmung, menschliche Gemeinsamkeiten (bis hin zu Sex) und wechselseitiges Vertrauen. Er entschärft zugleich Situationen, in denen die Jugendlichen miteinander rivalisieren und um die knappen finanziellen Mittel oder um soziale Beziehungen konkurrieren. Erweisen sich Szenenangehörige in den Augen der Einzelnen als unzuverlässig und verletzen etwa bisherige Loyalitäten, so erscheint Alkohol als der einzige ‚treue Verbündete‘, der hilft, die eigene Einsamkeit zu bekämpfen:

„Der Alkohol ist halt so 'ne Sache. Der verlässt mich nicht. Das ist richtig. Und ich kann halt vergessen mit dem Zeug.“ (Jakob, 18 Jahre)

3.3 Alters- und geschlechtsspezifische Trends in der Wahl der konsumierten Drogen

Betrachten wir die Art der jeweils von den obdachlosen Jugendlichen eingenommenen Substanzen unter geschlechts- und altersspezifischem Fokus, so deuten sich folgende Trends² an (vgl. Tab. 2)³:

- Nur eine Minderheit der Befragten konsumiert ausschließlich Alkohol. Die Konsumenten sind eher weiblich, wobei insbesondere die minderjährigen Mädchen stärker als die älteren Mädchen dazu tendieren, ausschließlich Alkohol zu trinken (obwohl ihnen dies strafrechtlich untersagt ist).
- Überwiegend bevorzugen die Teilnehmer/innen unserer Studie, seien es Mädchen oder Jungen, den wechselnden Konsum von Alkohol und Haschisch. Hier finden sich tendenziell eher die jüngeren Altersgruppen der Jugendlichen, wobei verschiedene Alkoholika und Cannabis für minderjährige Mädchen eher als für ältere Mädchen die ‚Lieblingsdrogen‘ sind.
- Unter den Jugendlichen, die vor allem Alkohol, Cannabis und Speed konsumieren, lassen sich keine alters- oder geschlechtsspezifischen Unterschiede finden.
- Befragte, die eine Vielzahl von Substanzen je nach Verfügbarkeit zu sich nehmen und in dem Kontext ihrer ‚Szene‘ einen Mischkonsum aufweisen, sind eher männlich und volljährig.

Tab. 2: Art der konsumierten Substanzen nach Alter und Geschlecht

Bevorzugte Substanzen	Alle Jgdl.	14-17 Jahre	18-20 Jahre	Jugendliche					
				männl. insg.	14-17 Jahre	18-20 Jahre	weibl. insg.	14-17 Jahre	18-20 Jahre
Alkohol	4	3	1	–	–	–	4	3	1
Alkohol und Cannabis	11	7	4	6	3	3	5	4	1
Alkohol, Cannabis und Speed	4	2	2	2	1	1	2	1	1
Alkohol, Cannabis, Speed, weitere Substanzen (Designerdrogen, Halluzinogene, Kokain, Heroin-Präferenz individuell variierend)	5	2	3	4	1	3	1	1	–
N =	24	14	10	12	5	7	12	9	3

3.4 Grundmuster des Alkohol- und Drogenkonsums

In Bezug auf die Dosis oder Regelmäßigkeit, die Anzahl der insgesamt eingenommenen Substanzen, den situativen Kontext, an den der Konsum gebunden ist, sowie die gesundheitlichen und sozialen Folgen des Substanzgebrauchs werden im Weiteren die Konsummuster der Jugendlichen mit ihrem suchtspezifischen Gefährdungspotential analysiert.

Abhängigkeit⁴

Bei 15 Befragten ist der Alkohol- und Drogenkonsum weitgehend verfestigt. Eine Substanzabhängigkeit scheint nahe zu liegen, wobei die Jugendlichen meist einen Mischkonsum unterschiedlicher Alkoholika und Drogen aufweisen. Welche Substanzen in welcher Dosis eingenommen werden, hängt einerseits von externen Faktoren wie der Verfügbarkeit, andererseits von sozialen und emotionalen Komponenten sowie vermutlich der suchtsbezogenen Familienbiografie ab. Zu diesen Komponenten zählen Erwartungen von Bezugspersonen oder das eigene Geschmackserleben. Man konsumiert auch, um sich von den Anforderungen der Außenwelt abzuschirmen und/oder den Peers zu imponieren; so werden häufige Alkoholräusche oft zum Selbstzweck. An ihrem Konsum halten die Jugendlichen ungeachtet der gesundheitlichen Risiken oder bereits eingetretenen Beeinträchtigungen fest. Hierbei dient der Substanzkonsum auch dazu, (drohende) Entzugserscheinungen zu bekämpfen, wie folgende Aussage belegt:

„Dann nehm' ich, keine Ahnung, Pillen, fünf oder so, oder acht (...) Geht's mir gut und dann ist gut. Also nehm' ich die weiteren Drogen, dass ich nicht runter komme (...) Ich bin nie nüchtern.“ (Paula, 16 Jahre)

Im Kontext des hochriskanten Musters bestimmen Beschaffung und Konsum der jeweiligen Substanzen mehr und mehr den Tagesablauf. Für darüber hinausgehende Aktivitäten fehlen Zeit und Geld. Infolgedessen vernachlässigen die Ju-

gendlichen nicht nur ihre bisherigen Interessen, sondern auch gesundheitliche Belange, wie eine regelmäßige Ernährung oder Körperpflege, Arztbesuche oder die Einnahme von wichtigen Medikamenten. Gesundheitliche Folgen des Substanzgebrauchs ergeben sich für die Jugendlichen auch, wenn sie sich in alkoholisiertem Zustand auf Schlägereien einlassen, aus denen sie nicht selten selbst als Opfer hervorgehen.

Missbrauch

Dieses auf sechs der befragten Jugendlichen zutreffende Muster ist dadurch charakterisiert, dass versucht wird, spürbare negative Folgen des Alkohol- und Drogenkonsums zu vermeiden. Die Jugendlichen sind bemüht, die Dosis der eingenommenen Substanzen oder die Regelmäßigkeit des Konsums so zu begrenzen oder die Konsumabfolge so zu gestalten, dass keine Unverträglichkeitsreaktionen eintreten. Zudem sollen drohende Risiken durch eine gesunde Lebensweise kompensiert werden. Alkohol und Drogen sollen bei diesen Befragten vor allem die freie Zeit abwechslungsreicher machen. Die eingetretene Gewöhnung führt jedoch dazu, dass die guten Vorsätze, nur mäßig Alkohol und Drogen zu konsumieren, oft nicht eingehalten werden.

„... hatte ich 'ne eigene Wohnung bekommen. Zu viel Blödsinn gebaut oder zu viel Besuch gehabt (...) Bin ich dort zwangsausgezogen (...) Drogen. Gekiff't. In meiner Wohnung Kifferpartys veranstaltet.“ (Fabian, 16 Jahre)

Auch im Falle dieser Gruppe von Obdachlosen hat der Substanzgebrauch zur sozialen Desintegration ebenso beigetragen wie dazu, dass sie sich auf (weiteres) gesundheitlich riskantes Verhalten eingelassen haben.

Gelegenheitskonsum

Kennzeichnend für dieses Muster, das sich bei drei Befragten findet, ist, dass Alkohol und Drogen nur dann konsumiert werden, wenn davon ausgegangen wird, dass man infolge des Substanzgebrauchs keine sozialen Pflichten verletzt und nicht mit gravierenden gesundheitlichen Folgen rechnen muss. Diese Perspektive wiederum erlaubt erst, den Substanzgebrauch voll zu ‚genießen‘. Ein (mittlerweile) weiches Konsummuster kann auf den bereits erlebten Konsequenzen eines vormalig intensiven Alkohol- und Drogenkonsums ebenso beruhen wie auf dem Nachgeben auf äußeren Druck. Auch relativ klare, attraktiv erscheinende Zukunftsvorstellungen, die mit einer Einbindung in herkömmliche Wohn-, Schul- und Ausbildungsverhältnisse einhergehen, können bewirken, dass der Substanzgebrauch von den Betroffenen gemäßigt wird.

„Also nur, wenn ich dann den wichtigen Kram erledigt hab‘, so dass ich auch entspannt einen kiffen kann, ohne mir noch Gedanken zu machen, ‚Oh, du musst ja noch Hausaufgaben machen‘...“ (Irina, 15 Jahre)

3.5 Alters- und geschlechtsspezifische Aspekte der Konsummuster

Betrachten wir die Konsummuster der befragten Jugendlichen wieder unter geschlechts- und altersspezifischen Fokus, so lassen sich folgende Trends ausmachen (vgl. Tab. 3):

- Es ist davon auszugehen, dass knapp zwei Drittel der Befragten zumindest von einer psychoaktiven Substanz *abhängig* sind. Insgesamt ist der Anteil der männlichen Jugendlichen unter den Betroffenen leicht erhöht, wogegen die weiblichen Jugendlichen eher weniger harte Konsummuster aufweisen. Allerdings sind die Mädchen, die von Alkohol oder Drogen *abhängig* sind, im Gegensatz zu den Jungen meist noch *minderjährig*, also (physisch, psychisch und sozial) stärker gefährdet.
- Ein Viertel der Befragten weist ein *missbräuchliches* Konsummuster auf, das jedoch (in unserer Stichprobe) keinen alters- oder geschlechtsspezifischen Besonderheiten unterliegt.
- Nur eine Minderheit von drei Jugendlichen weist einen Gelegenheitskonsum von Alkohol und Drogen auf. Die Betroffenen sind ausschließlich *weiblich und minderjährig*, was bedeutet, dass die Mädchen der Altersgruppe der 14- bis 17-Jährigen eher in den ‚Extrembereichen‘ des Substanzgebrauchs (hart vs. weich) zu finden sind.

Tab. 3: Konsummuster nach Geschlecht und Alter

Konsummuster	Alle Jgd.	Jugendliche							
		14-17 Jahre	18-20 Jahre	männl. insg.	14-17 Jahre	18-20 Jahre	weibl. insg.	14-17 Jahre	18-20 Jahre
Abhängigkeit	15	8	7	9	3	6	6	5	1
Missbrauch	6	3	3	3	2	1	3	1	2
Gelegenheitskonsum	3	3	–	–	–	–	3	3	–
N =	24	14	10	12	5	7	12	9	3

3.6 Umgang mit substanzbedingten Risiken und Beeinträchtigungen

Die im Weiteren dargestellten Deutungs- und Handlungsmuster lassen sich als Übersicht dazu verstehen, welches Wissen die Jugendlichen hinsichtlich der Folgen der von ihnen konsumierten Substanzen haben, wie kritisch sie ihrem eigenen Konsum gegenüber eingestellt sind und welche Handlungskonsequenzen aus ihrer subjektiven Bewertung des Substanzgebrauchs resultieren, d.h. inwieweit die Befragten den Konsum kontrollieren (können).

Ignorieren von Risiken und Belastungen

Für dieses Muster, das auf elf Befragte zutrifft, ist es kennzeichnend, dass der Substanzgebrauch ‚schöngeredet‘ wird. Die Jugendlichen sind sich nur bedingt

über die Risiken ihres Konsum oder über bereits eingetretene Beeinträchtigungen im Klaren und deuten diese fehl. So gilt die psychische im Vergleich zur physischen Form der Abhängigkeit als weniger bedrohlich. Ohne deren Symptome im Einzelnen zu kennen, schließen die Jugendlichen eine psychische Substanzabhängigkeit für die eigene Person prinzipiell aus. Während zudem die allgemeinen gesundheitlichen Folgen des Alkohol- und Drogenkonsums unterschätzt werden, testen die Befragten aus, was sie ihrem Körper letztlich ‚zumuten‘ können. Dazu folgende Aussage einer Minderjährigen:

„... ich hab schon mehrere direkte Rausche gehabt, wo ich mich nicht bewegen konnte. Und daran merkt man's halt so ja, wann man so an der Grenze zu zuviel steht und wann man noch was verträgt.“ (Helene, 14 Jahre)

Die mit dem Substanzgebrauch verbundenen Gefährdungen und Beschwerden werden zugleich herunter gespielt und als irrelevant angesehen angesichts des subjektiven ‚Nutzens‘ von Alkohol und Drogen. Diese erscheinen den Jugendlichen als normales Freizeitvergnügen oder als harmloses Nahrungs- und Genussmittel. Dessen Konsum wird – wider eigene Erfahrungen – auch damit gerechtfertigt, dass (mögliche) gesundheitliche Folgen allenfalls in einer fernen Zukunft eintreten. Lassen sich Beeinträchtigungen nicht länger leugnen, nehmen die Befragten ihnen gegenüber eine fatalistische Haltung ein. Mithin gelten Beschwerden angesichts der Intensität des Substanzgebrauchs als naheliegend und gleichzeitig als so unbedeutend, dass Ängste unbegründet erscheinen.

In einem positiven Licht erscheint der eigene Substanzgebrauch auch im Rahmen sozialer Vergleiche. So verweisen die Jugendlichen etwa darauf, im Gegensatz zu früheren Zeiten nur noch mäßig Alkohol oder Drogen zu sich zu nehmen. Sie ignorieren aber, dass sie lediglich von einer auf eine andere ‚Lieblingsdroge‘ umgestiegen sind. Zu dem optimistischen Schluss, der eigene Konsum sei eigentlich harmlos, gelangen die Jugendlichen, indem sie ihn in Bezug zu dem in ihrem sozialen Umfeld üblichen Alkohol- und Drogenkonsum setzen.

Sich Abfinden

Charakteristisch für dieses Muster, das sich bei zwei Befragten findet, ist, dass der eigene Substanzgebrauch als sehr riskant betrachtet wird. Die Jugendlichen täuschen sich nicht darüber weg, dass gewisse Merkmale ihres Konsums sowie fehlschlagende Versuche, diesen zu kontrollieren, deutliche Charakteristika einer (körperlichen) Abhängigkeit sind.

Nicht nur die Abhängigkeit von Alkohol, sondern auch weitere gesundheitliche Folgen des Konsums – wie die Schwächung des Immunsystems oder psychische Verstimmungen – bieten Anlass zur Sorge. Diese wird aber zugleich abgewehrt, weil ‚alles noch schlimmer‘ sein könnte, so dass die Beibehaltung des aktuellen Konsummusters erträglich erscheint. Eine Mäßigung des Substanzgebrauchs erfolgt allenfalls auf sozialen Druck hin und wird wider besseres Wissen hinausgezögert. Die Jugendlichen verdrängen, dass sie es sich bereits gegenwärtig nicht mehr zutrauen, weniger oder gar keinen Alkohol zu trinken. Somit scheint nichts anderes übrig zu bleiben, als die eigene Abhängigkeit zu

akzeptieren und hinzunehmen, dass die gesamte Lebenssituation endgültig dadurch geprägt ist.

„Überhaupt so diese Lebenseinstellung, die man hat, macht einen körperlich und geistig und überhaupt alles kaputt. Ja. Und der Suff.“ (Jakob, 18 Jahre)

Sich Auflehnen

Dieses Muster, das auf fünf Befragte zutrifft, kennzeichnet (ebenfalls), dass sich die Befragten im Klaren über ihre Abhängigkeit von Alkohol oder anderen Drogen sind. Daraus ergibt sich für die Betroffenen ein hoher Leidensdruck zum einen, weil sie in den täglichen Entscheidungen und Handlungen ‚fremd gesteuert‘ sind. Zum anderen empfinden sie das Wissen als belastend, selbst in keiner anderen Situation zu sein als diejenigen, deren riskantes Konsumverhalten im Allgemeinen als ‚einsames Beispiel‘ angesehen wird. Abgesehen von der Abhängigkeit, leiden die Befragten infolge des Substanzgebrauchs unter (gravierenden) gesundheitlichen Beeinträchtigungen.

Das starke Belastungserleben lässt in den Befragten aber die Absicht entstehen, den Alkohol- und Drogenkonsum zumindest zu mäßigen. Dazu verlassen sie sich auf die eigene Motivation und auf ihre Kompetenz zum selbstverantwortlichen Handeln. Die Abhängigkeit bewirkt aber, dass die Jugendlichen in ihrem Vorhaben wiederholt ‚scheitern‘. Dabei ist zudem hinderlich, dass der Alkoholkonsum ihnen hilft, soziale Beziehungen zu pflegen und ihre Einsamkeit zu bewältigen, sowie eine fatalistische Einstellung gegenüber der eigenen Gesundheit:

„... der Wille ist da, aber wenn ich wieder mit meinen Kumpels zusammen bin, wenn die rauchen oder nehmen 'ne Pille, dann sag' ich, „Gib' mal her, ich will auch nehmen“. Und da ist – ist der Gruppenzwang da wieder.“ (Tim, 18 Jahre)

Trotz erlebter Misserfolge halten die Befragten an ihrer Absicht, den Alkohol- und Drogenkonsum zu mäßigen, jedoch fest, wobei ihnen ein solches ‚Sich-nicht-unterkriegen-lassen‘ ebenso als Selbstbestätigung gilt wie die Tatsache, bisher wenigstens zeitweilig bestimmte gesundheitsgefährdende Substanzen gemieden zu haben.

Kalkulieren von Risiken

Bei drei Befragten steht der Versuch im Vordergrund, die mit dem Substanzgebrauch verbundenen Konsequenzen zu reflektieren und zu kontrollieren. Eine Mäßigung des Alkohol- und Drogenkonsums kann auf bereits erlebten Entzugserscheinungen ebenso beruhen wie auf den Erwartungen von wichtigen Bezugspersonen. Wird insofern der schadensminimierende Substanzgebrauch vom Einzelnen nicht selbst initiiert, erscheint die Umsetzung eines moderateren Alkohol- und Drogenkonsums als kompetent und eigenverantwortlich, wie folgende Aussage zeigt:

„... ich hab' mich sogar von Freunden getrennt (...) weil ich einfach gesagt hab, „Das geht nicht, die beeinflussen mich zu sehr...“ (Linda, 18 Jahre)

Den Substanzgebrauch zu reduzieren, ihn jedoch nicht zu beenden, erscheint quasi als Königsweg, um gravierende Folgen zu vermeiden, ohne auf die ‚Vorteile‘ von Alkohol und Drogen zu verzichten. Trotz der ‚Funktionalität‘ des Substanzkonsums für das soziale Zusammenleben oder das Vergessen von Alltagswidrigkeiten sind sich die Jugendlichen der Gefahr bewusst, dass sie den Konsum in künftigen kritischen Situationen ausweiten und gesundheitliche Überlegungen zurückzustellen. Solche Befürchtungen werden jedoch dadurch abgewehrt, dass die Bedeutung von Alkohol und Drogen im Weiteren heruntergespielt wird und die erlebten Misserfolge, den Konsum zu begrenzen, zur Ausnahme erklärt werden.

3.7 Alters- und geschlechtsspezifische Aspekte des Umgangs mit Risiken

Folgende wesentlichen Trends ergeben sich aus einer geschlechts- und altersspezifischen Betrachtung der Muster der geschilderten Risikoverarbeitung (vgl. Tab. 4):

- Etwa die Hälfte der Befragten leugnet die mit dem Alkohol- und Drogenkonsum verbundenen Risiken ebenso wie die bereits vorliegenden Beeinträchtigungen. Hier finden sich überwiegend *Minderjährige*. Sowohl die Mädchen als auch die Jungen dieser Altersgruppe schätzen ihren Substanzgebrauch häufig als unbedenklich ein, obwohl nicht selten sie es sind, die harte Konsummuster aufweisen.
- Unter den Jugendlichen, die gesundheitliche und soziale Beeinträchtigungen infolge der Schwere ihres Substanzmissbrauchs realisieren, sie aber notgedrungen hinnehmen, sind ausschließlich *männliche Volljährige*.
- Unter den Befragten, die ihren Alkohol- und Drogenkonsum (ebenfalls) als riskant betrachten und – bisher vergeblich – versuchen, diesen zu reduzieren, sind zu annähernd gleichen Teilen *volljährige* Mädchen und Jungen; *Minderjährige*, die dieses Muster der Risikoverarbeitung aufweisen, sind eher weiblich.
- Junge *Volljährige*, sowohl Mädchen als auch Jungen, bemühen sich eher als *Minderjährige*, ihren Substanzgebrauch zu kontrollieren.

Tab. 4: Muster der Risikoverarbeitung nach Geschlecht und Alter

Muster der Risikoverarbeitung	Alle Jgd.	Jugendliche							
		14-17 Jahre	18-20 Jahre	männl. insg.	14-17 Jahre	18-20 Jahre	weibl. insg.	14-17 Jahre	18-20 Jahre
Ignorieren	11	9	2	7	5	2	4	4	–
Sich Abfinden	2	–	2	2	–	2	–	–	–
Sich Auflehnen	5	2	3	2	–	2	3	2	1
Kalkulieren	3	–	3	1	–	1	2	–	2
N =	21	11	10	12	5	7	9	6	3

Alle befragten *männlichen* Straßenjugendlichen, aber auch die *Mehrheit der Mädchen* weisen Konsummuster auf, die wesentliche Kriterien eines Substanzmissbrauchs – wenn nicht gar einer Substanzabhängigkeit – erfüllen. In der Re-

gel nehmen die Befragten zumindest regelmäßig Alkohol und Cannabis in hoher Dosis zu sich. Der ausschließliche Konsum nur einer Substanz (Alkohol) stellt eher die Ausnahme dar, die auf die (minderjährigen) Mädchen beschränkt ist. Alkohol und Drogen sollen dazu beitragen, negative Emotionen zu beeinflussen, Alltagswidrigkeiten zu vergessen oder Entzugserscheinungen zu bekämpfen. Allenfalls einige (jüngere) Mädchen konsumieren lediglich zu bestimmten Gelegenheiten Alkohol und Drogen.

Im Fall einer Abhängigkeit oder eines Missbrauchs von Alkohol und Drogen wird der Konsum weitgehend verharmlost. Insbesondere minderjährige Mädchen und Jungen haben kein Problembewusstsein und sehen sich daher auch nicht mit der Notwendigkeit konfrontiert, ihren Substanzgebrauch zu mäßigen. Wie sowohl die Interviews als auch die Beobachtungen der ‚Szene‘ verdeutlichen, sind in den Augen der obdachlosen Jugendlichen immer nur ‚die Anderen‘ von substanzbedingten Gefährdungen betroffen.

4. Diskussion

Ähnlich wie in anderen Studien zum Substanzgebrauch obdachloser Jugendlicher weisen die von uns Befragten überwiegend harte Konsummuster auf. Vor allem Alkohol und Cannabis nehmen fast alle TeilnehmerInnen unserer Studie regelmäßig und in hoher Dosis zu sich. Während in US-amerikanischen Studien festgestellt wurde, dass Straßenjugendliche auch Halluzinogene, Heroin oder Kokain intensiv konsumieren (vgl. *Weber* u.a. 2002, S. 528; *Roy* u.a. 2003, S. 96), spielen diese Substanzen für unsere Befragten eine eher untergeordnete Rolle.

Empirische Studien zum Substanzgebrauch der jugendlichen ‚Durchschnittsbevölkerung‘ verweisen darauf, dass das Konsumverhalten von Jungen unter verschiedenen Aspekten riskanter ist als das der Mädchen (*Settertobulte* 2003, S. 82; vgl. Drogen- und Suchtbericht der Bundesregierung: *BMG* 2006, S. 30 ff.). Auch unsere Untersuchung zeigt, dass Jungen tendenziell härtere Konsummuster als Mädchen aufweisen, eine größere Anzahl von Substanzen konsumieren und eher von Substanzmissbrauch oder -abhängigkeit betroffen sind. Wird jedoch nicht nur nach Geschlecht, sondern auch nach *Alter* differenziert, so relativiert sich ein solcher für das weibliche Geschlecht ‚positiver‘ Trend dahingehend, dass Mädchen, die als abhängig von Alkohol oder Drogen anzusehen sind, eher *minderjährig* und somit jünger als die betroffenen Jungen sind. Minderjährige Jugendliche stellen unter unseren Befragten auch insofern eine besondere Risikogruppe dar, als sie noch häufiger als volljährige die mit ihrem Substanzgebrauch verbundenen Gefahren verharmlosen und vorhandene Beeinträchtigungen ignorieren. Ein intensiver Substanzgebrauch kann ihnen, ebenso wie ihren um einige Jahre älteren Szenenbekannten, als Selbstverständlichkeit auch vor dem Hintergrund eines elterlichen Alkohol- und Drogenkonsums erscheinen. Wie *Klein* (2005, S. 186) hervorhebt, bildet dieser einen besonderen Vulnerabilitätsfaktor für eine eigene Suchtgefährdung.

Dass sich vor allem Minderjährige ‚auf der Straße‘ auf riskante Konsummuster oder missbräuchliche Formen der Einnahme einlassen, wird durch andere

Studien bestätigt (vgl. Roy u.a. 2003, S. 99). Offenbar kann der Substanzgebrauch insbesondere in jüngeren Jahren die alterstypische ‚Lust am Risiko‘ befriedigen, während ein eher pauschales Wissen um die (negativen) Folgen des Konsums eine kritische Einstellung diesem gegenüber verhindert. Demgegenüber haben ältere TeilnehmerInnen unserer Studie, die eher versuchen, den Substanzgebrauch zu reduzieren, dessen Konsequenzen womöglich bereits stärker am eigenen Leib zu spüren bekommen.

5. Praktische Implikationen

Ein suchtspezifisches Vorgehen sollte sich am Grundsatz der Sekundärprävention orientieren.

Hilfsangebote für alkohol- und drogenkonsumierende Jugendliche auf der Straße müssen sich auf die spezifische Lebenswelt der Betroffenen einlassen, da diese eng mit der Art und Intensität des Substanzgebrauchs verbunden ist. Ein suchtspezifisches Vorgehen sollte sich am Grundsatz der Sekundärprävention orientieren, in dessen Rahmen die Vermittlung sachbezogener Informationen über die einzelnen Substanzen ebenso erfolgt wie die Sensibilisierung für die Risiken bestimmter Konsummuster oder die Verbesserung der eigenen, auf den individuellen Konsum bezogenen Reflexionsbereitschaft (vgl. Gantner 2003, S. 89). Um keine Spezialeinrichtungen zu schaffen, die aufgrund ihrer hohen Zugangshürden von den Jugendlichen kaum angenommen werden, sollten suchtpreventive Maßnahmen in bestehende Hilfansätze integriert werden. Solche Hilfen „aus einer Hand“ sollten vor Ort in den städtischen Szenen angeboten werden (vgl. Wincup/Bayliss/Buckland 2005, S. 52 ff.). Da Straßenjunge für ihr Überleben auf gleichaltrige Szenenangehörige angewiesen sind, mit denen – gemäß unseren Beobachtungen – auch der Substanzgebrauch stetig verhandelt wird, sollten suchtpreventive Angebote verstärkt an das Szene-Netzwerk gerichtet und dessen positive Effekte genutzt werden. Im Sinn der „peer education“ etwa könnten sich die Jugendlichen gegenseitig in ihrem möglichen Bemühen, den Substanzgebrauch zu mäßigen, stützen (vgl. Rice u.a. 2005, S. 1119f.). Insbesondere ‚trocken‘ gewordene junge Obdachlose könnten als Vorbilder dienen.

Anmerkungen

- 1 Alle Namen sind im Folgenden geändert.
- 2 Auf die (pharmakologische) Wirkung der einzelnen Substanzen sowie der jeweiligen Kombinationen von Alkohol und Drogen kann hier nicht eingegangen werden (vgl. Posser 2005). Ohne die substanzspezifischen Effekte negieren zu wollen, erfolgt auch die Betrachtung der Funktionalität von Alkohol und Drogen substanzübergreifend.
- 3 Der Tabakkonsum fand in den Interviews keine gesonderte Berücksichtigung, die Beobachtung erbrachte aber Hinweise dafür, dass die Jugendlichen, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, intensive Zigarettenraucher sind.
- 4 Abhängigkeit und Missbrauch dienen im Weiteren als heuristische Konzepte zur Kennzeichnung unterschiedlicher Konsummuster in Anlehnung an DSM-IV (vgl. Silbereisen/Reese 2001, S. 132).

Literatur

- Bundesministerium für Gesundheit (BMG) (2006): Drogen- und Suchtbericht. – Berlin: Mai 2006
- Flick, U. (2002): Qualitative Sozialforschung – Eine Einführung.– Reinbek
- Flick, U. (2004): Triangulation – Eine Einführung.– Wiesbaden
- Flick, U./Röhnsch, G. (2006 a): „Ich vertrau' der anderen Person eigentlich...“ – Armut und Obdachlosigkeit als Kontexte sexuellen Risiko- und Schutzverhaltens von Jugendlichen. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 26,2: 171-187
- Flick, U./Röhnsch, G. (2006 b): „... wenn man sich nicht helfen lassen will.“ – Hilfesuchverhalten obdachloser Jugendlicher: Inanspruchnahme institutioneller Versorgungsangebote. Zeitschrift für Sozialpädagogik 4,4 (im Druck)
- Gantner, A. (2003): Cannabis – Vom jugendtypischen Konsum zum problematischen Gebrauch. In: Farke, W./Graß, H./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Drogen bei Kindern und Jugendlichen. Legale und illegale Substanzen in der ärztlichen Praxis.– Stuttgart & New York, S. 86-93
- Henkel, D. (1998): Arbeitslosigkeit, Alkoholkonsum und Alkoholabhängigkeit: nationale und internationale Forschungsergebnisse. In: Henkel, D./Vogt, I. (Hrsg.): Sucht und Armut. Alkohol, Tabak, Medikamente, illegale Drogen.– Opladen, S. 101-136
- Holmen, T. L./Barrett-Connor, E./Holmen, J./Bjermen, L. (2000): Health problems in teenage daily smokers versus nonsmokers, Norway, 1995-1997 – The Nord-Trondelag Health Study. American Journal of Epidemiology 151,2: 148-155
- Kelle, U./Kluge, S. (1999): Vom Einzelfall zum Typus. – Opladen
- Klein, M. (2005): Kinder und Jugendliche aus alkoholbelasteten Familien. Stand der Forschung, Situations- und Merkmalsanalyse, Konsequenzen. Schriftenreihe Angewandte Suchtforschung, Bd.1.– Regensburg
- Poser, W. (2005): Zur Pharmakologie der Jugenddrogen. In: Möller, C. (Hrsg.): Drogenmissbrauch im Jugendalter. Ursachen und Auswirkungen.– Göttingen, S. 37-46
- Rice, E./Milburn, N. G./Rotheram-Borus, M. J./Mallett, S. /Rosenthal, D. (2005): The effects of peer group network properties on drug use among homeless youth. American Behavioral scientist 48,8: 1102-11123
- Richter, M. (2005): Gesundheit und Gesundheitsverhalten im Jugendalter. Der Einfluss sozialer Ungleichheit.– Wiesbaden
- Roy, E./Haley, N./Leclerc, P./Cedras, L./Blais, L./Boivin, J.-F. (2003): Drug Injection Among Street Youths in Montreal: Predictors of Initiation. Journal of Urban Health: Bulletin of the New York Academy of Medicine 80,1: 92-105
- Settertobulte, W. (2003): Problematische Formen des Alkoholkonsums – Häufigkeiten, Trends, Ursachen. In: Farke, W./Graß, H./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Drogen bei Kindern und Jugendlichen. Legale und illegale Substanzen in der ärztlichen Praxis. – Stuttgart und New York, S. 81-85
- Silbereisen, R./Reese, A. (2001): Substanzgebrauch Jugendlicher: Illegale Drogen und Alkohol. In: Raithel, J. (Hrsg.): Risikoverhaltensweisen Jugendlicher. Formen, Erklärungen und Prävention. – Opladen, S. 131-153
- Verburg, J. A./Toet, J./Ameijden E. J. v. (2005): Smoking, alcohol and drug use in Utrecht, The Netherlands, risk groups and socioeconomic differences in 1999 and 2003. Nederlands tijdschrift voor geneeskunde 149,38: 2113-2118
- Weber, A. E./Boivin, J.-F./Blais, L./Haley, N./Roy, E. (2002): HIV Risk Profile and Prostitution Among Female Street Youths. Journal of Urban Health: Bulletin of the New York Academy of Medicine 79,4: 525-535
- Wincup, E./Bayliss, R./Buckland, G. (2005): Listening to young homeless problem drug users: Considering the implications for drug service provision. The journal of community and criminal justice 52,1: 39-55

Die Jugend IN DER KUNST von heute, oder: Post-moderne Designwelten der (Post-) Adoleszenz

Sibylle Hübner-Funk



Sibylle Hübner-Funk,
Deutsches
Jugendinstitut,
München

Besprechung anhand des Katalogs zur Ausstellung der Schirn Kunsthalle, Frankfurt. „Die Jugend von heute. The Youth of Today“, Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König. ISBN 3-86560-071-9. 32,- Euro

Vorweg sei gesagt, dass ich die Frankfurter Ausstellung nicht selbst gesehen habe. Als deren Dokumentation liegt mir ihr Katalog vor: ein zweidimensionales, farbenreiches Hochglanzprodukt von Gewicht, das aufgrund seiner Kombination von Bild- und Textinhalten (in deutscher und englischer Sprache) eine gewisse Faszination, ja Irritation auslöst. Die dreidimensionale Gesamtwirkung der künstlerischen – vorwiegend fotografischen – Exponate, die von dem 36-jährigen Museumschef Max Hollein (maßgeblich unterstützt von dem Kurator der Kunsthalle, Matthias Ulrich) unter dem altbackenen – doch provokativ gemeinten – Titel „Die Jugend von heute“ arrangiert worden sind, entzieht sich also meiner Beurteilung. Zwar sind die Katalogfotos von faszinierender Qualität, doch stellen sie – in ihrer Fülle, Anordnung und theoretischen Einbettung – ein eigenständiges Arrangement der Ausstellungsobjekte zum Thema „Jugend“ bzw. (Post-) Adoleszenz dar. Meine Besprechung dieses Katalogs fußt auf meiner professionellen Perspektive als empirische Jugendforscherin, die seit ihrer Berliner Studienzeit von soziologischer Ästhetik und ästhetischer Soziologie irritiert und fasziniert ist.

Das rot-schwarze Cover mit einer dem Popstar Madonna ähnelnden jungen Frau, deren schöner Ausschnitt so silbrig glitzert wie die fragende Gedankenblase „*is everything true just as it is?*“ kündigt unverkennbar ein postmodernes Kunstbuch an. Der Herausgeber bestätigt dies auch im ersten Satz seiner Einführung, wenn er betont: „Die Jugendlichen von heute sind die erste Generation, die in den Begriffen der Postmoderne sich nicht nur auszudrücken weiß, sondern darin lebt“ (S. 15) – ein erstaunlicher Satz, da er durchaus existenziell gemeint ist. „*Postmoderne ist Normalität*“ lautet – den Ausstellungsmachern zufolge – das Credo der Präsentation. Hollein wendet sich damit dezidiert gegen die Diskurse der „hoffnungslosen Zukunft“ der Jugend, die seines Erachtens von den Medien, der Politik und der wissenschaftlichen Forschung laufend generiert werden, wonach das Leben der Jugendlichen „durch die Auflösung von Familien, Politikverdrossenheit, Drogen- und Alkoholmissbrauch, sexuell übertragbare

Krankheiten, mangelhafte Schulbildung, massive staatliche Kürzungen usw.“ gekennzeichnet sei (S.15).

Jenseits solcher „bedrohlichen Szenarien“, die explizit *nicht* Gegenstand der Ausstellung sind und sein sollen, handelt diese inhaltlich – laut Hollein – von der „Neuformatierung der Identitäten“ und der „Unplanbarkeit der Zukunft“, d.h. von „kleinen Erzählungen“ anstelle von „großen Jugendbewegungen“ (ebd.). Letztlich sei „Jugend“ heutzutage „eine Technik, die in unterschiedlichen Diskursen, vom biologischen bis zum ästhetischen, vom moralischen bis zum politischen“ Anwendung finde und „hybride Zustände“ entstehen lasse, in denen sich Altersgruppen unter dem „*Label jung*“ unentwegt neu durchmischen. Dieses Label lasse sich „gut verkaufen“, weil es den Anforderungen des Marktes bestens entspreche. Die Frankfurter Jugendausstellung selbst ist ein Beweis dafür. Ihr Hauptsponsor, eine internationale Immobilienfirma, spricht in ihrem Geleitwort von der „wahrhaftigen Sucht nach Jugend“, die sich in den Bereichen „Konsum und Entertainment“ ausgebreitet habe (S. 13).

Unter fünf zentralen *Leitmotiven* werden die auf „jugendliche Identitäten“ bezogenen Design- und Kunstwerke von 50 europäischen und nordamerikanischen Künstler/innen im Katalog präsentiert und theoretisch eingerahmt: Politik/Revolve, Existenz/Sein, Körper/Sex, Musik/Club sowie Stadt/Raum. Die Logik dieser Reihung erschließt sich dem/r Betrachter/in methodisch nur schwer. So fragt er/sie sich etwa, wieso zu Zeiten einer (nicht nur) bei Jugendlichen grassierenden Politikverdrossenheit das Topos „Politik/Revolve“ am Anfang steht und nicht etwa „Existenz/Sein“ oder „Körper/Sex“? Ohnehin wird die vorgebliche politische „Revolve“ nur als Aggression Einzelner dargestellt: zunächst durch die mannshohe Figur eines Menschenaffen, der seinen rechten „Stinkefinger“ in die Höhe streckt und sodann durch die Nachbildung des lateinamerikanischen Volkshelden Che Guevara, der seine Pistole zieht und auf die Zuschauer zielt. Das zugehörige Motto ist als offene Kriegserklärung gefasst: „*We think we need a war!*“ Und der Bezugstext von Jens Hoffmann, einem Londoner Ausstellungsmacher, liest sich als kritische Verkehrung des klassischen Filmtitels aus den 1950er Jahren: „*A Cause without a rebel*“. Der Autor diagnostiziert nämlich, dass es zwar „genügend ernste Themen“ gebe, „um die man sich Sorge machen muss“ (S. 27), doch sei „das bequeme Leben“ – oder der Drogenkonsum – der Jugendlichen daran schuld, dass sie den „deprimierenden und beunruhigenden Zustand der Dinge“ recht rasch vergäßen (ebd.). Nicht die Teenager rebellierten daher gegen die herrschenden Verhältnisse, sondern eher die 30- bis 40-jährigen Postadoleszenten, die „in einer endlos verlängerten Pubertät“ verharrten und „hinter verschlossenen Türen“ ihrem Unmut Ausdruck zu verleihen suchten. Die Young British Artists (YBA), aus deren Gruppe die Che-Guevara Figur stammt, seien ein treffendes Beispiel dafür.

Die thematische Rahmung des zweiten, auf den Schwerpunkt „Existenz/Sein“ gerichteten Abschnitts steht unter dem gängigen Motto: „*No future, no illusions*“ und präsentiert – neben einigen Kunstwerken – vor allem große Portraitfotos von jungen Mädchen in Rollkragenpullovern mit meditativem Gesichtsausdruck, gestaltet von dem niederländischen Künstlerpaar Blommers/Schumm. Der Autor des Begleittextes, der bekannte Film- und Kulturkritiker Georg Seeßlen (Jg. 1948), hat die besondere Symbolkraft der Jugend im Sinne

der Frankfurter Kritischen Theorie so skizziert: „Die Jugend soll die Antwort auf die Unfähigkeit einer Gesellschaft sein, mit ihren Widersprüchen fertig zu werden (...) Alle Konflikte der bürgerlichen Gesellschaft werden auf drei Leinwände projiziert: Den wechselseitigen Widerschein von Geld, Arbeit und Ware; den Körper der Frau sowie den steten Verfall und die Neuerfindung von ‚Jugend‘“ (S. 58). Das „jugendliche Subjekt“ selbst könne überhaupt nicht wissen, was an ihm ‚Natur‘ und was an ihm ‚Erfindung‘ sei. Einzig in dem „*Erlebnis des ersten Mals*“ und der Erinnerung daran konstituiere sich die Subjektivität von jungen Menschen. Insofern könne man das Phänomen Jugend durchaus als „Drama der ersten Male“ bestimmen, als ein „*Bewegungsbild*“ mit einer exemplarischen „Erzählung in Zeichen und Perspektiven“ (S. 60). Vor diesem Hintergrund präsentieren sich die entsprechenden Ausstellungsbilder – etwa von jungen Frauen in Einzel- oder Paarkonstellationen – wie Schnappschüsse ihrer Erkundungsversuche in der Welt der Erwachsenen, m.E. besonders eindringlich dokumentiert von der nord-irischen Künstlerin Hannah Starkey im Foto der „*Butterfly Catchers*“ (S. 86) auf einem Trümmerfeld oder der beiden Freundinnen, die betrunken und übernachtigt in der Ecke einer Couch herumhängen.

A propos: betrunken. Das dritte Kapitel des Katalogs – unter den Leitbegriffen „Körper/Sex“ – steht unter dem Motto: „*I am too drunk to fuck, you are too drunk to fuck...*“. Als bildliche Szenen hierzu gibt es z.B. zu bestaunen: zwei Mädchen in Unterwäsche, ermattet auf dem Boden sitzend, umgeben von Weingläsern und -flaschen sowie Zigarettenschachteln und -kippen; eine Kopulationsszene in der Dusche sowie wuchernd „grünen“ Gruppensex im Wald und – nicht zuletzt – eine pubertäre Onanierszene von fünf (geklonten?) männlichen Teenagern im Bibliotheksraum einer amerikanischen Schule, die frühreifes Sexualgehabe zum Gegenstand hat, welches (laut jüngster Bravo Dr. Sommer-Studie 2006, S. 85) von 70% der 14-jährigen und 95% der 17-jährigen Jungen (mehr oder weniger heimlich) praktiziert wird. Darüber hinaus werden noch allerhand Sportaktionen von jungen Männern abgelichtet und das Verschönern und Schmücken weiblicher „Bodies“ mit modischen Outfits. Der Text, den der Bochumer Literaturwissenschaftler Niels Werber unter dem Titel „*Sex und Pop*“ als historische und systematische Rahmung der Kunstobjekte verfasst hat, setzt sich zunächst – am Beispiel des Goethe’schen Faust-Dramas – mit der Verfallenheit von alten Männern an blutjunge Mädchen auseinander. Der Autor betont in diesem Zusammenhang, die Jugend biete die ideale Projektionsfläche für „Entdifferenzierungsutopien jeglicher Couleur“ (S. 117), d.h. sie werde als gesellschaftliche und gesellschaftspolitische Ressource – als jeweils „neue Jugend“ – immer von den älteren Generationen begehrt und verzogen, verbraucht und benutzt. Dabei gehe es meist durchaus nicht „postmodern“, sondern höchst archaisch zu; postmodern aber seien die medialen Impulse und ihre spezielle „*Jugend-Semantik*“, denn diese trügen dazu bei, dass junge Menschen „zur gleichen Zeit das Gleiche tun“ (S. 121).

Passend schließt hier der vierte Themenblock „Musik/Club“ an, den Mercedes Bunz, Mitbegründerin des Magazins für elektronische Lebensaspekte, unter dem provozierenden Motto „*Teenage Fanclub? Wie Jugendlichkeit von einem Versprechen zu einer Bedrohung wurde*“ einleitet. Sie behauptet, Musik sei das kulturelle Format, das die Jugendlichen am längsten und intensivsten durch die

Jugendphase begleite (S. 171). Musik sei „immer mehr als nur Klang“, nämlich: „das Errichten einer eigenen Ordnung“, eines „eigenen Raumes“ (ebd.). Aber mit der ständigen Ausdehnung der Adoleszenz und der ihr innewohnenden (nicht nur finanziellen) Abhängigkeit bis in die Mitte der 30er Jahre hinein sei jene Flucht in „eigene Räume“ zum Signum des schwierigen Übergangs ins Erwachsenenendasein geworden. An dem „utopischen Potential“ der Jugend hätten diese Postadoleszenten aber nur noch symbolisch Anteil, denn sie wüssten bereits zuviel. Das deutsche Künstlerduo Abetz/Drescher (Jg. 1969/70) – Mittdreißiger, wie die Mehrzahl der in der Frankfurter Ausstellung als Künstler inszenierten Präsentator/innen – verquickt in ihren Bildern den akustischen mit dem „optic nerve“ der allmächtigen Popmusik und ihrer Akteure. Hingegen haben sich andere Künstler/innen eher der besessenen Musikfans und ihrer Sammelleidenschaften angenommen, die gelegentlich – wie man weiß – bis in erotische Obsessionen reichen. Angesichts der medialen Allgegenwart und Markenmacht der Popmusikindustrie aber wirken diese Bilder bzw. Fotos fast ein wenig naiv in ihren Versuchen, die identitätsstiftende Bedeutung der Musik für Jugendliche *optisch* darzustellen.

Das letzte Kapitel der Ausstellung handelt von wesentlich konkreterem, dem Komplex „Stadt/Raum“, auch wenn das zugehörige Motto beklagt: „*I feel out of place looking through that window*“. Der Schirn-Kurator Matthias Ulrich ergreift die Gelegenheit, sich über die thematische Spannweite „From: graffiti, to: graffiti“ im Kontext von „Cyberspace“ und „Globalisierung“ zu äußern und dabei zu betonen, dass eigentlich keiner wisse, „wohin die Reise geht“ (S.201). Umso wichtiger seien die „Ordnungen des Territoriums“, die sich Jugendliche z.B. mittels Graffiti selbst schafften und dadurch auf „beinahe metaphysische Weise“ ihre eigene Geographie errichteten (ebd.). Ulrich greift exemplarisch auf postmoderne philosophische Diskurse zurück, die von der „Kunst des Deplatziereins“ – im „*Parkours*“ – handeln und zwischen der Skateboard-Akrobatik und der Spiderman-Animation angesiedelt sind. Ohne moderne Technologien seien solche Bewegungen zwischen Räumen und solche Verknüpfungen von Zwischen-Räumen nicht denkbar. „*Mit dem Kopfhörer (walkman) sehen*“ lautet die pervers klingende Überschrift dieser Einleitung. Der „*walkman*“ (oder auch das Handy) verwandele „den individuellen Ort, das hörende Subjekt“, in eine synästhetische Erfahrung; er/es sei ein entscheidendes Vehikel des fortschreitenden Ästhetisierungsprozesses, der Städte für Menschen und Menschen in Städten auf neue Weise „theatralisiere“. Die hierzu ausgewählten Bilder und Fotoserien bringen das Gesagte recht treffend zum Ausdruck: Sie schweben gleichsam anonym und subjektfrei im Raum wie Spuren von abgefallenen Blüten und Blättern oder wie gesprayte Liebesschwüre auf Mauern (wenn auch nicht der gefallenen Berliner Mauer). Mehr oder weniger gewaltsame oder psychedelische (männliche) Skateboarder symbolisieren die körperlichen Dimensionen der dazu abverlangten Akrobatik.

Fazit: Nach eingehender Sichtung und Lektüre des Katalogs bleibt als wesentlicher Eindruck hängen, dass sich das postmoderne Ausstellungskonzept zur „Jugend IN DER KUNST von heute“ Schritt für Schritt symbolisch verdichtet und veranschaulicht, so dass beim Betrachten und Lesen wichtige Denkanstöße und nützliche Irritationen ausgelöst werden. Der erste Themenblock „Poli-

„tik/Revolte“ als Ouvertüre vermag allerdings nicht zu überzeugen; denn ihm fehlt vollständig die Bewegungsdimension, ohne die Politik als Strategie und Taktik der Interessenvertretung von Gruppen bzw. Massen nicht verstehbar ist. Die nachfolgenden Themenblöcke werfen aber mehr und mehr Licht auf die *postmoderne Symbolik* des Begriffs *Jugend*, da sie zwei existenzielle und zwei mediale Dimensionen der Lebenswelt von Jugendlichen thematisieren und künstlerisch bzw. designerisch sichtbar zu machen versuchen.

Alles in allem handelt es sich bei der thematischen und optischen Gestaltung des Katalogs der Schirn-Ausstellung um eine höchst ambivalente Herausforderung für die Betrachter/innen: Einerseits finden sie sich mit einer Designwelt konfrontiert, die unmittelbare „*déjà vue*“-Empfindungen auslöst und z.B. die Frage aufwirft, ob man sich in einer Werbeveranstaltung eines Markenführers von jugendlichen Outfits befindet; andererseits suchen sie vergeblich die „Jugend von heute“, wie sie ihnen allenthalben in der Öffentlichkeit – in Massen, Gruppen, Szenen, Paaren oder Einzelpersonen – kunterbunt entgegentritt. Insbesondere wenn man seit Jahren Mitglied der deutschen und europäischen Scientific Communities von Jugendforscher/innen ist, fragt man sich daher, welchem Ziel und Zweck eigentlich solch eine Präsentation dient? Vermutlich geht es einfach nur um die marktgerechte Platzierung der beteiligten – postadoleszenten – Künstler/innen des In- und Auslandes und des Bildes von Jugend, das ihnen wichtig ist? Finden sich überhaupt junge Besucher/innen in diesen Kunstwerken und Diskursen der Ausstellung angemessen widergespiegelt und wenn ja, was entnehmen sie ihnen für die Gestaltung ihrer eigenen Lebenswelt?

Weder Vertreter/innen der Jugendforschung noch der Jugend haben offenbar zur Themenwahl und -platzierung maßgeblich beigetragen, und diese Aus- und Abgrenzung war auch so intendiert. Aber führt solch ein stellvertretender „Krieg“ der „postmodernen Ästhetiker“ gegen die „modernen Moralisten“ am Objekt Jugend letztlich zu zukunftsrelevanten Erkenntnissen? Die entwicklungs-spezifischen Freuden und Bedrängnisse der Jugendphase und der sie real durchlebenden Jugendlichen sind der postmodernen POP-ART doch nur Anlass zur Gestaltung technisch perfekter und mehr oder weniger plakativer (gelegentlich voyeuristischer) Designs, wie sie bereits ohnehin die Medienwelt beherrschen. Die junge Zeitschrift NEON, die das alte Wochenmagazin Stern für junge Erwachsene seit wenigen Jahren in München herausgibt, hat jene Stilelemente inzwischen mit Erfolg zu ihrem besonderen Markenzeichen gemacht.

Literatur

BRAVO (Hrsg.): Dr. Sommer-Studie „Liebe! Körper! Sexualität!“. München 2006.

Jugendforschung im Internet

Heinz Reinders



Dr. Heinz Reinders,
Universität
Mannheim

Seit der letzten Darstellung von Möglichkeiten, im Internet zu Jugendforschung zu recherchieren¹ hat sich eines nicht grundlegend geändert. Nach wie vor ergeben Suchanfragen über gängige Suchmaschinen zu den Stichworten „Jugend“ und „Jugendforschung“ eine unüberschaubare Zahl an Treffern. Geändert hat sich allerdings der Gesamtumfang an gefundenen Seiten. Waren es 2001 bei der Suchmaschine „Fireball“ noch 1.400 Treffer zum Begriff „Jugendforschung“ und 300.000 Hinweise zum Suchbegriff „Jugend“, so hat sich deren Zahl in „Google“ mittlerweile auf 341.000 (Jugendforschung) bzw. 52 Millionen (sic!) (Jugend) erhöht. Bei solchen Ergebnislisten ist es dann ein langer Weg, bis die gesuchten Inhalte gefunden sind. Zuweilen lohnt es sich, diese unsystematische Liste durchzustöbern. Da finden sich dann bspw. Publikationen wie jene von Ph. Janssen zu den ersten Jugendumfragen in der frühen Bundesrepublik² oder von B. Großegger über „Jugendfernsehen zwischen Zeitgeist und Zielgruppe“.³ Auch interessante Essays wie etwa eines zur „Generation XY ungelöst“⁴ von einem Autor namens „SPoKK“ lassen sich dann finden.

In der Regel ist keine Zeit für solche (durchaus lohnenden) Stöbereien und es wird entweder die Strategie der Spezialisierung von Suchanfragen genutzt. Dann lässt sich das Angebot durch verschiedene Begriffskombination reduzieren („Jugend +Gewalt“ erbringt 194.000 Einträge, „Jugend +Sport“ 184.000 etc pp.), wobei die Marke von 100.000 Treffern scheinbar nicht zu unterschreiten ist. Oder der Weg führt gleich über entsprechende Internet-Portale, in denen gezielt Informationen hinterlegt sind. So informieren die Seiten von jugendszenen.com fundiert und gut lesbar über jugendliche Subkulturen. Unter jugendhilfeportal.de sind thematisch sortiert gute Beiträge, Tipps und Kontakte rund um die Jugendhilfe zu finden. Schließlich bieten unzählige Seiten von und für Jugendliche (bspw. netzcheckers.de) einen guten Einblick in das, was Jugendliche beschäftigt bzw. was angenommen wird, es würde sie beschäftigen. Wer richtig tief in Jugendkulturen eintauchen will, muss den Weg in Newsgroups, Fanzines oder Szenen-Seiten finden, Podcasts herunterladen und Chat-Rooms besuchen.

Spätestens ab dann aber wird die Suche nach Seiten zur Jugendforschung selbst zu einem zeitaufwändigen, wenngleich spannenden Akt der Jugendforschung.

Das Portal jugendforschung.de

Um diesen Weg abzukürzen, wurde 1998 das Online-Portal jugendforschung.de eingerichtet. Ziel war es von Beginn an, eine thematisch sortierte, inhaltlich geprüfte Liste mit Links zu Forschungsinstituten, Projekten und Recherchequellen der deutschsprachigen Jugendforschung zu erstellen. Wer wissen wollte, an welcher Einrichtung zu welchen Themen geforscht wird, sollte hier schnellen Zugang zu dieser Information finden. Seit dem ersten Launch ist das Portal mittlerweile der technischen und designerischen Kindheit entwachsen und befindet sich mittlerweile selbst in einer Art virtuellen Adoleszenz. Nach mehrfach überarbeiteten Benutzeroberflächen⁵ und der Umstellung von mühseligen HTML-Listen auf Datenbanken ist im Frühjahr 2006 ein grundlegender Relaunch erfolgt, bei dem Links aktualisiert und eine neue Benutzerführung sowie die Umstellung auf Backoffice-Systeme eingeführt wurden. Nunmehr können Institutionen selbst Einträge vornehmen und User Recherchequellen melden, was die redaktionelle Arbeit erheblich erleichtert. Aktuelle Meldungen aus der Forschung und Newsticker sorgen dafür, dass neueste Meldungen rund um Jugend und Jugendforschung abrufbar sind.

Die Nutzung

Obwohl sich jugendforschung.de an einen eher kleineren Kreis von Online-Nutzern richtet, die sich für Jugendforschung interessieren und eher aus dem wissenschaftlichen bzw. dem wissenschaftlich interessierten Umfeld stammen, wird das Angebot des Portals reichhaltig genutzt. An die Seitenaufrufe von Google oder Zeit Online kann das Portal freilich nicht heranreichen. Mit knapp 24.000 Nutzern und über 117.000 Seitenaufrufen im Jahr 2005 ist die Resonanz dennoch erheblich. Insbesondere die intensive Nutzung des Angebots (durchschnittlich knapp fünf aufgerufene Seiten pro Nutzer) sprechen dafür, dass mit dem Angebot die Interessen der Nutzer gut getroffen werden. Die Zahlen des laufenden Jahres deuten eine weitere Steigerung an, die nicht zuletzt auf die neuen Rubriken „Forschung Aktuell“ und den Newsticker zurückzuführen sind.

Mit knapp 24.000 Nutzern und über 117.000 Seitenaufrufen im Jahr 2005 ist die Resonanz doch erheblich

Das Angebot

Den Kernbereich des Portals bildet nach wie vor die Rubrik „*Recherche*“. Diese gliedert sich in die folgenden vier Unterpunkte:

- *Institute*. Es besteht die Möglichkeit, nach Forschungsinstituten zu recherchieren. Im Mai 2006 sind 89 Institute in der Datenbank von jugendforschung.de registriert, die nach Themengebieten (bspw. Jugend & Gewalt,

Jugend & Medien etc.) und Schlagworten oder Institutsbezeichnungen recherchiert werden können. Kurze Beschreibungen der Forschungsschwerpunkte ermöglichen die gezielte Auswahl von Instituten und Links verweisen direkt auf deren Webseiten.

- *Literatur.* In diesem Bereich stehen eine ganze Reihe an Links zur Auswahl, die gegliedert sind nach Zeitschriften, Datenbanken, Schriftenreihen, Bibliotheken und sonstigen Online-Ressourcen (bspw. themenspezifische Portale). Durch die zusätzliche Option der disziplinären Ausrichtung der Literaturquellen und die Schlagwortsuche ist eine gezielte Recherche möglich. Dieser Bereich umfasst aktuell 84 Verweise auf im deutschsprachigen Raum zentrale Literatur-Ressourcen.
- *Projekte.* Über das Portal jugendforschung.de sind die Projekteinträge der Datenbank FORIS des IZ Sozialwissenschaften⁶ zugänglich. Diese Datenbank enthält unter dem Schlagwort „Jugend“ 325 Einträge, die über abgeschlossene und aktuell laufende Projekte informieren. Über jugendforschung.de ist zudem der Zugang zur Eingabemaske von FORIS möglich.
- *Organisationen.* Zahlreiche nationale und internationale Organisationen und Dachverbände finden sich in dieser Rubrik, mit Kurzbeschreibungen und Links zu deren Webseiten versehen.

Suchverknüpfung	
Eines der Felder <input checked="" type="radio"/> Alle Felder <input type="radio"/>	
Kategorie	Jugend & Arbeit <input type="button" value="v"/>
Institution	<input type="text"/>
Link	<input type="text"/>
Beschreibung	<input type="text"/>
Zuletzt aktualisiert	<input type="text"/>
Eingetragen von	<input type="text"/>
E-Mail	<input type="text"/>
Zurück <input type="button" value="Suche starten"/>	

Abbildung 1: Suchmaske zu Forschungsinstitutionen

1 bis 6 von 6			Aktuelle Ansicht: Ergebnis aus erweiterter Suche		Alle anzeigen
Nr.	Institution	Link			
1	Institut für Arbe...	http://www.iab.de			Details
2	Arbeitsmarktinteg...	http://www.verbun...			Details
3	AB Empirische Erz...	http://www.fu-ber...			Details
4	Deutsches Jugendl...	http://www.dji.de			Details
5	Lehrstuhl Erziehu...	http://www.ew2.un...			Details
6	Wissenschaftszent...	http://www.wvz-ber...			Details

1

Abbildung 2: Beispiel der Ergebnisliste zu Forschungsinstituten im Bereich „Jugend & Arbeit“

Neben diesem zentralen Feature von jugendforschung.de wurden im Zuge des Relaunch zwei neue Rubriken eingerichtet, die sich mit Neuigkeiten aus der Jugendforschung beschäftigen. Zum einen ist direkt über die Startseite die Rubrik „*Forschung Aktuell*“ erreichbar. Interessante Studien aus fachwissenschaftlichen Zeitschriften werden hier zusammengefasst und verständlich dargestellt, um aktuelle Jugendforschung der nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich zu machen und auf interessante Studien aufmerksam zu machen.

Im *Newsticker* werden Meldungen rund um das Thema Jugend zusammengetragen. Diese Meldungen entstammen im Wesentlichen der Presse und wissenschaftlichen Newslettern und ermöglichen einen Einblick in aktuelle Diskussionsthemen rund um Jugend.

Jugendforschung interaktiv

Die in jugendforschung.de versammelten Links sind handverlesen in dem Sinne, dass ihr Bezug zu Jugendforschung individuell geprüft und über eine Aufnahme entschieden wird. Diese redaktionelle Arbeit wird ergänzt durch die Möglich-

keit, Institute, Organisationen oder Recherchequellen direkt online bei jugendforschung.de einzutragen.⁷ Solche Einträge können von Personen oder Institutionen kostenlos erfolgen und werden nach Eintrag in die Datenbank nochmals redaktionell geprüft, um einen hohen Standard der Linksammlung zu gewährleisten. Auf diese Weise steht es deutschsprachigen Einrichtungen offen und sind herzlich eingeladen, die eigene Arbeit über das Portal zu präsentieren.

Auch die Rubrik „*Forschung Aktuell*“ steht der Darstellung von Forschungsarbeiten offen. Hierzu genügt der Hinweis auf eine neuere Publikation aus der eigenen Forschungsarbeit. Nach Prüfung der

Auf diese Weise steht es deutschsprachigen Einrichtungen offen und sie sind herzlich eingeladen, die eigene Arbeit über das Portal zu präsentieren.

Studie können dann die Forschungsbefunde in einer einseitigen Zusammenfassung auf der Hauptseite von jugendforschung.de dargestellt werden. Diese Form der breitenwirksamen Darstellung von Forschung ist in Deutschland noch weniger etabliert als bspw. im anglo-amerikanischen Raum, nimmt aber sukzessive an Bedeutung zu. Auch hier lautet die Einladung, eigene Arbeiten bei jugendforschung.de zu präsentieren.

Zukünftige Projekte

Da das Portal über die Jahre hinweg intensiv genutzt wurde und der durch jugendforschung.de gebotene Service bekannt ist, sollen in den kommenden beiden Jahren zwei neue Projekte für das Portal realisiert werden.

Szenen. Viele Nachfragen an die Redaktion von jugendforschung.de betreffen Jugendkulturen und Jugendscenes. Deshalb wird in Kooperation mit den Seiten von jugendszenen.com eine eigene Rubrik eingerichtet, in der ein Überblick und vertiefende Darstellungen jugendlicher Szenen erfolgen wird. Ziel ist, eine Art Online-Kompodium zu erstellen.

Forschungsressourcen. Durch die Vielzahl qualitativer und quantitativer Jugendstudien seit den 1990er Jahren hat sich ein umfangreiches Inventar an Fragebögen und qualitativen Forschungsinstrumenten (etwa Leitfäden) entwickelt, welches nur fragmentarisch zugänglich ist. Zwar bestehen bereits Skalensammlungen und Datenarchive wie das ZIS-Skalenhandbuch⁸ bzw. die Dokumentationen des Zentralarchivs für empirische Sozialforschung.⁹ Jedoch fehlt es bisher an einem direkten und systematischen Zugriff zu Erhebungsinstrumenten, die im Bereich Jugend eingesetzt werden. Ziel ist, ein umfangreiches und thematisch gut zugängliches Archiv von Instrumenten der Jugendforschung bereit zu stellen.

Beide Projekte sind nicht ohne Beteiligung der scientific community zu bewältigen, weshalb die Darstellung der beiden Projekte gleichzeitig als Aufruf gemeint ist, an der Realisierung mitzuwirken.

Ausblick

In der nunmehr achtjährigen Geschichte des Portals jugendforschung.de haben sich eine Reihe von Verbesserungen ergeben, die den Zugang zu Ressourcen im Bereich der Jugendforschung erleichtern sollen. Selbst eine gut formulierte Suchanfrage in gängigen Suchmaschinen kann die redaktionell bearbeiteten und fortlaufend gepflegten Informationen kaum ersetzen. Um diesen Service in Zukunft weiter anbieten und das Angebot noch ausbauen zu können, wird das Portal zunehmend auf Input aus der Gemeinde der JugendforscherInnen angewiesen sein. Mit dieser Darstellung verbindet sich demnach auch der Aufruf, an der inhaltlichen Gestaltung des Portals mitzuwirken und auf diese Weise der erdrückenden

Menge von 52 Millionen Seiten zu Jugend qualifizierte und leicht zugängliche Informationen entgegenzustellen. Auch ist es das Bestreben des Portals, durch inhaltliche Schwerpunktsetzungen dem öffentlich-medialen, tendenziell verzerrten Bild von Jugend zumindest ein Stück weit entgegen zu wirken.

Anmerkungen

- 1 Reinders, H./Butz, P. (2001): Jugendforschung im Internet. In: Merkens, H./Zinnecker, J. (Hg.): Jahrbuch Jugendforschung 2001. Opladen: Leske + Budrich, S. 421.
- 2 http://hsr-trans.zhsf.uni-koeln.de/hsrretro/docs/artikel/hsr/hsr2002_545.pdf
- 3 http://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/televizion/17_2004_2/grossegger.pdf
- 4 <http://www.uni-giessen.de/fb03/vinci/labore/gen/xy.htm>
- 5 http://www.jugendforschung.de/index.php3?n=20_3
- 6 <http://www.gesis.org/IZ/index.htm>
- 7 http://www.jugendforschung.de/index.php3?n=18_0
- 8 <http://www.gesis.org/Methodenberatung/ZIS/Download/zisdwld.htm>
- 9 <http://www.gesis.org/ZA/index.htm>

StEG – Die Studie zur Entwicklung von Ganztagschulen

Ludwig Stecher



Dr. Ludwig Stecher,
Deutsches Institut
für Internationale
Pädagogische
Forschung,
Frankfurt/M

Ganztagschule, ein viel diskutiertes Thema ...

Das Thema Ganztagschule hat zurzeit Konjunktur. Dies zeigt sich nicht nur in der öffentlichen Diskussion um die Ganztagschule, sondern auch in der Zahl wissenschaftlicher Veröffentlichungen zum Thema. In den Jahren 2004 und 2005 erschienen so viele Artikel, Beiträge und Bücher zum Thema Ganztagschule wie niemals zuvor in den letzten 20 Jahren. Einer der Hintergründe für diesen Aufschwung der Ganztagschule als öffentlichem Thema ist zweifelsohne das schlechte Abschneiden der deutschen Schülerinnen und Schüler in internationalen Vergleichsstudien. Bereits im Dezember 2001 hat die Kultusministerkonferenz als Reaktion auf die erste PISA-Runde ein 7-Punkte-Programm verabschiedet, das unter anderem die Einrichtung und den Ausbau von schulischen und außerschulischen Ganztagsangeboten vorsieht (KMK 2001).

... an das sich viele Hoffnungen knüpfen ...

Mit dem Ausbau der Ganztagschulen verbindet sich eine Reihe von Hoffnungen (vgl. BMFSFJ 2005, 487). So soll die Ganztagschule durch eine veränderte Lehr- und Lernkultur die Schulleistungen der Kinder und Jugendlichen fördern, aber auch dazu beitragen, dass fächerübergreifende Kompetenzen wie selbstständiges Lernen gefördert werden. Jugendpolitische Argumente zielen auf die allgemeine Verbesserung und Optimierung der Bedingungen für eine gelingende psychosoziale Entwicklung der Heranwachsenden und deren Integration in die Welt der Erwachsenen, die durch das Mehr an Zeit in der Ganztagschule besser unterstützt werden sollen. Schließlich ist nicht zu vernachlässigen, so das familien- und arbeitsmarktpolitische Argument, dass durch die ganztägige Betreuung der Kinder und Jugendlichen beiden Elternteilen die Möglichkeit zur Erwerbstätigkeit offen steht.

Im Jahr 2003 hat die Bundesregierung das „Investitionsprogramm Zukunft Bildung und Betreuung“ aufgelegt. Im Rahmen dieses Programms werden zwischen 2003 und 2007 insgesamt vier Milliarden Euro für den Auf- und den Ausbau von Ganztagsschulen zur Verfügung gestellt. Weitere Förderung und Unterstützung erhalten die Ganztagsschulen seitens der einzelnen Bundesländer. Zweifelsohne haben diese Aktivitäten zu einem Aufschwung in der Entwicklung der Ganztagsschulen in Deutschland geführt. So hat die Zahl der in Ganztagsform arbeitenden Schulen (hier gezählt als Verwaltungseinheiten) zwischen 2002 und 2004 von 4.951 auf 6.810 zugenommen. Das entspricht einem Zuwachs in nur zwei Jahren von 38 Prozent (Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister 2006, Anhang Tabelle 1)

... und über das wir erstaunlich wenig wissen.

In erstaunlichem Kontrast zur öffentlichen Prominenz des Themas Ganztagschule steht jedoch der Mangel an wissenschaftlich gesichertem Wissen über Ganztagsschulen. Bislang gibt es kaum Studien, die über die pädagogische Wirkung, die unterschiedlichen Organisationsmodelle und pädagogischen Konzepte, die Ausbildung des Personals im Nachmittags- bzw. außerunterrichtlichen Bereich oder über die Auswirkungen des Ganztagsbesuchs der Kinder auf die Familie auf der Basis gesicherter Forschungsbefunde Auskunft geben. Mit anderen Worten: Wir wissen derzeit kaum, ob die vielfachen Hoffnungen, die sich an die Einrichtung und den Ausbau von Ganztagsschulen knüpfen, in der Schulpraxis tatsächlich realisiert werden können.

Die Studie zur Entwicklung von Ganztagsschulen

Dieser Mangel an wissenschaftlichen Erkenntnissen soll nun die Studie zur Entwicklung von Ganztagsschulen (StEG) beheben. StEG¹ wird durchgeführt von einem Konsortium bestehend aus dem Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung in Frankfurt (Klieme), dem Deutschen Jugendinstitut in München (Rauschenbach) und dem Institut für Schulentwicklungsforschung in Dortmund (Holtappels), finanziell unterstützt vom Bundesministerium für Bildung und Forschung und in Kooperation mit den Kultusministerien der Länder.

Bei StEG handelt es sich um eine bundesweit durchgeführte Befragungsstudien an Ganztagsschulen². Um die Komplexität der schulischen Realität dabei möglichst umfassend abzubilden, werden nahezu alle an Schule beteiligten Personengruppen befragt: die Schulleitungen, das Lehrerkollegium, das weitere im Ganztagsbetrieb arbeitende pädagogische Personal, die außerschulischen Kooperationspartner, die Schülerinnen und Schüler sowie deren Eltern. Dies ermöglicht einen umfassenden Blick auf die schulischen Abläufe aus unterschiedlichsten Perspektiven. Neben der Mehrperspektivität zeichnet sich StEG durch

seine große repräsentative Stichprobe aus. Ca. 380 Schulen mit nahezu 35.000 Schülerinnen und Schülern beteiligen sich an der Studie. Ein in der deutschen Ganztagschulforschung bisher einmaliges Unternehmen.

Entsprechend der Forschungsschwerpunkte der beteiligten Institute und der zahlreichen Desiderate im Bereich der Ganztagschulforschung decken die Fragebögen weite inhaltliche Bereiche ab. Zielrichtung ist es, diejenigen Aspekte und Faktoren zu identifizieren, die eine erfolgreiche Arbeit an den Schulen ermöglichen bzw. andererseits diese erschweren. Ein zentraler Bereich richtet sich auf die Schul- und Unterrichtsqualität und auf die Qualität der nachmittäglichen bzw. außerunterrichtlichen Angebote. Hier kommen sowohl die Schulleitungen und das Lehrerkollegium als auch das weitere pädagogisch tätige Personal und die Schülerinnen und Schüler zu Wort. Ein anderer Bereich bezieht sich eingehender auf das weitere pädagogisch tätige Personal: Wer bestreitet die zusätzlichen Angebote im Ganztagsbetrieb – Lehrkräfte, Sozialpädagoginnen oder Ehrenamtliche – und welche Ausbildung bringen sie für diese Arbeit mit? Diese Frage ist grundlegend für alle Bemühungen zur Weiterbildung dieses Personals. Ein anderer Bereich richtet den Fokus auf die unterschiedlichen pädagogischen und organisatorischen Modelle von Ganztagschulen. In der Bundesrepublik lässt sich hier eine erhebliche Bandbreite beobachten. Ein weitgehendes Novum in StEG ist der Fragebogen für außerschulische Kooperationspartner. Dieser von den Leiterinnen und Leitern der örtlichen Verbände zu bearbeitende Fragebogen ermöglicht differenzierte Einblicke in die Beschaffenheit und auch Probleme der Zusammenarbeit zwischen den Verbänden und den Schulen – aus der Sicht der Verbände. Weitere wichtige inhaltliche Bereiche der Studie richten sich beispielsweise auf die Akzeptanz des Ganztagsbetriebs und seiner Angebote seitens der Schülerinnen und Schüler sowie deren Eltern.

StEG ist nicht nur am Status Quo der Ganztagschulen interessiert – im Sinne einer Querschnitterhebung –, im Mittelpunkt steht die Entwicklung von Ganztagschulen über mehrere Jahre hin. Deshalb ist StEG als eine Längsschnittstudie angelegt, bei der dieselben Schulen und Personen in drei Erhebungswellen im Abstand von etwa eineinhalb Jahren befragt werden. Dies erlaubt einen verlängerten Einblick in die Startphase jener Ganztagschulen, die erst kürzlich im Rahmen des Förderprogramms Zukunft Bildung und Betreuung, den Ganztagsbetrieb aufgenommen haben. Aber auch bei Schulen, die schon länger als Ganztagschule arbeiten, ermöglicht die längsschnittliche Anlage der Studie ein ausreichendes Zeitfenster zur Erfassung dynamischer Entwicklungsprozesse. Im Sommer 2005 wurde die erste Erhebung durch das Data Processing Center, Hamburg, durchgeführt. Die weiteren Erhebungswellen finden im Frühjahr 2007 und 2009 statt. Derzeit werden die Daten der ersten Erhebungswelle ausgewertet. Die Publikation der ersten Ergebnisse erfolgt im Herbst 2006 (im Juventa-Verlag).

Anmerkungen

- 1 Kontakt StEG: Dr. Ludwig Stecher (Projektkoordinator), Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung, Schloßstraße 29, 60486 Frankfurt; Tel. 069 24708 344, FAX 069 24708 444, e-mail: steg@dipf.de
- 2 An StEG angegliedert ist eine Reihe weiterer – zum Teil qualitativer – Projekte, die sich mit verschiedenen Schwerpunktthemen zur Ganztagschule beschäftigen.

Literatur

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005): Zwölfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
- KMK-Pressemitteilung (2001): Erste Konsequenzen aus den Ergebnissen der PISA-Studie. Bonn 06.12.2001. [Online Dokument, verfügbar unter: <http://www.kmk.org>]
- Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (2006): Bericht über die allgemein bildenden Schulen in Ganztagsform in den Ländern in der Bundesrepublik Deutschland – 2002 bis 2004. Bonn: Sekretariat der Kultusministerkonferenz

Gemeinsame Ausbildung für Elementar- und GrundschulpädagogInnen an der Universität Bremen

Ursula Carle, Diana Wenzel

Seit Wintersemester 2005-2006 bietet die Universität Bremen das Bachelor Studienprogramm Fachbezogene Bildungswissenschaften an, in dem Studierende sich für eine pädagogisch-didaktische Arbeit im Sekundar-, Primar- und im Elementarbereich des Bildungswesens qualifizieren können. Die Entwicklung des Studiengangs wird im Rahmen des Projektes „Profis in Kitas“ von der Robert-Bosch-Stiftung gefördert. Es ist an der Universität Bremen in einen größeren Kontext aus dem Weiterbildenden Studium (seit 2003), einem geplanten Masterprogramm und einem Promotionskolleg eingebunden.

Das Studienangebot ist zugleich polyvalent und berufsqualifizierend. Deshalb gibt es neben dem gemeinsamen Angebot für alle je nach angestrebtem Berufsziel unterschiedliche Fächerkombinationen und Wahlpflichtveranstaltungen. So ist es Studierenden mit Schwerpunkt Elementar- und Primarbereich in Erziehungswissenschaft, Interdisziplinärer Sachbildung, Sprache/Literatur und Elementarmathematik möglich, spezifische Veranstaltungen für den Kindergarten oder die Schule und zum Übergang zu besuchen. Ihre Praktika können sie in beiden Bereichen absolvieren und sind so in der Lage, später mit einem polyvalenten Abschluss entweder direkt eine Tätigkeit in Kindergarten, Schule oder Hort anzustreben, bzw. wenn sie Lehrerin oder Lehrer werden wollen, sich für den Master of Education Grundschule oder den Master Frühkindliche Bildung zu bewerben.

Ein übergreifendes Ziel der gemeinsamen Ausbildung ist die Entwicklung eines gemeinsamen Bildungsverständnisses sowie der Abbau bestehender Statusunterschiede zwischen den beiden Professionen. Nach wie vor wird in der Gesellschaft das Bild vertreten, dass in Einrichtungen des Elementarbereichs das Freispiel und der Betreuungsaspekt im Vordergrund stehen. In der Primarstufe, so die verbreitete Meinung, werden hingegen Kulturtechniken erlernt und das Kind im immer fachlicher werdenden Unterricht auf die weiterführenden Schulen vorbereitet. In dieser Sichtweise auf die pädagogische Arbeit spiegelt sich die gestufte gesellschaftliche Anerkennung der Berufe (Gymnasiallehrer, Grundschullehrer, Erzieher) wieder. Wo aber Statusgefälle herrscht, fällt gleich zweierlei schwer:



Prof. Dr. Ursula Carle, Arbeitsgebiet Elementar- und Grundschulpädagogik an der Universität Bremen



Dipl.-Päd. Diana Wenzel, Arbeitsgebiet Elementar- und Grundschulpädagogik an der Universität Bremen

nämlich zum einen den Eigenwert der speziellen Ziele, Inhalte und Methoden von Kindergarten, Grundschule und weiterführender Schule anzuerkennen und zum anderen die Gemeinsamkeiten und ihre qualifikatorischen Voraussetzungen zu sehen. Unsere Studien haben gezeigt, dass die in der Realität der Kooperation zwischen Kindergarten und Schule vorhandenen Vorurteile wesentlich auf Unkenntnis der realen Arbeitssituation in der jeweils anderen Einrichtung fußen (Carle/Berthold/Bischoff 2004). Wir erwarten, dass eine gemeinsame Ausbildung auf Hochschulniveau dem entgegenwirkt, indem künftige Grundschullehrkräfte und Elementarpädagogen beide Arbeitsfelder kennen und auf eine gemeinsame Wissensbasis zurückgreifen können. Erst eine gegenseitige Wertschätzung der Berufe ermöglicht eine gute Zusammenarbeit und die Gestaltung eines fließenden Übergangs von der Kindertageseinrichtung in die Grundschule.

Das Angebot für die Studierenden des Bachelor Studienprogramms Fachbezogene Bildungswissenschaften gewinnt durch die Forschungsprojekte des Arbeitsgebietes Grundschul- und Elementarpädagogik und deren Ergebnisse sowie durch die Erfahrungen im Weiterbildenden Studium Frühkindliche Bildung, das nun schon im zweiten Durchgang an der Universität Bremen läuft, eine erste empirische Fundierung. Lehrende der Universität erwerben durch die Lehre im Weiterbildenden Studium, an dem überwiegend ErzieherInnen – alle mit mehrjähriger Berufspraxis – beteiligt sind, vielfältige Einblicke in den Erzieherberuf. Es gibt gewachsene Kontakte zu Einrichtungen und ein intensives Kooperationsfeld. So bietet das Weiterbildende Studium auch praktische Impulse für die Gestaltung des Bachelorprogramms. Zusätzlich wird das Studienangebot begleitend durch ein spezifisches Forschungsprojekt fundiert, in dem derzeit die unterschiedlichen Anforderungen der Arbeit mit Kindern in Kindergarten und Schule untersucht werden.

Natürlich besteht die Gefahr, dass die Implementation des Elementarbereichs in ein Bachelorprogramm, das auch die bereits etablierte Lehrerbildung fortsetzt, nicht zu einem neuen Ganzen, sondern zu einer Benachteiligung des Neuen führt. Durch die hochschuldidaktische Spezialisierung der Reformuniversität Bremen auf Projektstudium und Werkstattkonzept ist hier die Lehrerbildung immer schon deutlich anwendungsbezogen und reformpädagogisch orientiert gewesen. Die sehr starke Betonung „Inklusiver Pädagogik“ (Feuser 1996) und die lerntheoretische Arbeit mit einem sozialkonstruktivistischen Ansatz öffnen den Blick für die Heterogenität der Kinder und zugleich für eine Pädagogik, die Vielfalt als Ressource begreift. Eine weitere Stärke der Universität liegt im Potenzial der vorhandenen Fachdidaktik für die neuen Bildungsinhalte der Rahmenpläne für die Frühkindliche Bildung. Künftig sollten auch im Kindergarten Tätige mehr Fachwissen besitzen, nicht um es Kindern zu lehren. Vielmehr sind sie wie im modernen Grundschulunterricht als Lernbegleiter gefordert, die subjektiven Theorien der Kinder über die Welt zu verstehen und ihnen die richtigen Impulse zu geben, die sie einer realistischen Welteinschätzung näher bringen. Nach unseren Untersuchungen benötigen sie dafür nicht nur einschlägiges Fachwissen in allen Bereichen der Rahmenpläne für den Elementarbereich (z.B. Elementarmathematik, Sprache, naturwissenschaftliche Sachbildung), sondern auch Kenntnisse darüber, wie Kinder sich in diesen Bereichen die Welt erschließen. Weil auch in der (integrativen) Grundschule Kinder mit

einem höchst unterschiedlichen Vorwissen und Entwicklungsniveau anzutreffen sind, wurde bisher schon in den Fachdidaktiken gelehrt, wie Kinder ihr Wissen und Können vom ersten Lebenstag an aufbauen.

Unterschiedliche Lehrangebote erhalten die Studierenden vor allem im methodisch-didaktischen Bereich, nämlich in den Praktika, den Praxis unmittelbar vorbereitenden und begleitenden Veranstaltungen und in speziellen Methodenkursen. Erste praktische Erfahrungen konnten die Studierenden nach ihrem ersten Semester im Orientierungspraktikum sammeln. 110 Stunden verbrachten sie in der Schule und in außerschulischen Einrichtungen und konnten sowohl den elementarpädagogischen Bereich als auch die Schule aus der Sicht einer Pädagogin kennen lernen.

Viele Studierende empfanden während ihres ersten Praktikums die Kindertageseinrichtung als interessantes Berufsfeld, jedoch erkannten sie häufig nicht die Ganzheitlichkeit von Erziehung, Bildung und Betreuung. Unter Bildung verstanden sie – noch aus der eigenen Schulzeit heraus – häufig die reine Vermittlung von (Schul-)Wissen. Daher konnten sie die Kategorie Bildung der Förderung im elementarpädagogischen Bereich nicht zuordnen. Als Bildungsangebot in Kindertagesstätten wurde trotz anderer Instruktion in der Einführungsvorlesung und der Veranstaltung zur Praktikumsvorbereitung häufig eine schulartige Herangehensweisen erwartet. Viele Studierende vermissten in der Kindertageseinrichtung Inhalte und Methoden aus dem schulischen Bereich und wollten daher nicht von einer Bildung der Kinder sprechen. Dies obwohl der zur Pflichtlektüre der Einführungsvorlesung gehörende OECD-Bericht „Starting Strong“ (OECD 2001, S. 129) eindeutig darauf hinweist, dass Bildung in der Elementarpädagogik nicht mit der schulischen Bildung gleich zu setzen ist, sondern einen eigenständigen Bereich darstellt und diesen auch bewahren muss. Selbst der Einsatz illustrierender Filme über Bildung im Kindergarten half offenbar nicht (Elschenbroich/Schweitzer 2005; SchauWacker 2005). Es ist ein weiter Weg von der neuen Information zur Revision internalisierter gesellschaftlich tradierter Vorstellungen (Carle/Berthold 2004, S. 71ff). Mit Lehrerinnen und Lehrern haben wir im Rahmen von Schulentwicklung die Erfahrung gemacht, dass ein bewusster Bruch mit tradierten Mustern (ebenda S. 35f) erforderlich ist, der aber nur dann gelingen kann, wenn zugleich Kompetenzen für die geforderten neuen Handlungsweisen angebahnt werden. Wichtig ist deshalb, dass die Studierenden auch praktisch lernen, Entwicklungsprozesse bei Kindern zu erkennen, systematisch zu beobachten, mit Kindern über deren Gedanken ins Gespräch zu kommen und daraus geeignete Schlüsse für kindgerechte Bildungsangebote zu ziehen. Entwicklung systemisch zu sehen und dennoch einzelne Bereiche analytisch betrachten zu lernen ist eine Voraussetzung für die Wahrnehmung einer ganzheitlichen Bildung.

Die Praktika setzen aber nicht nur Umdenkensprozesse bei Lehrenden und Studierenden an der Universität in Gang. Es ist das gesamte Praxisfeld tangiert. Kindertageseinrichtungen, ihre Träger und die Sozialbehörde in Bremen reagierten sehr positiv auf das neue universitäre Ausbildungskonzept. Die Fachschulen für Sozialpädagogik signalisierten ihre Unterstützung in der Weiterentwicklung des Studienangebots und beteiligten sich von Anfang an sehr kooperativ. Es wurde aber deutlich, dass die Kindertageseinrichtungen mit einer Viel-

zahl von Praktika konfrontiert sind. Auf Initiative der Universität wurde deshalb mit allen am Frühkindlichen Bereich beteiligten Einheiten gemeinsam eine Übersicht erstellt, welche Praktika es in Bremen derzeit gibt, wie deren Konzeption, Ziele, Zeiten und Praktikanzahlen aussehen. Es wurden Modulbeschreibungen für jede Praktikumsart erstellt, mit deren Hilfe künftig Ausbildungsbeauftragte der Einrichtungen die sehr unterschiedlichen Anforderungen leichter erkennen und darauf reagieren können. Es ist geplant, dass die zuständige Behörde mit der Universität ein internetbasiertes System entwickelt, in dem Praktikumsplätze der verschiedenen Arten durch die Einrichtungen bereit gestellt und durch die Praktikantinnen und Praktikanten selbstständig angewählt werden können. Außerdem sollen künftig Praxismentorinnen und -mentoren in den Einrichtungen für Anleitungsfunktionen durch die Universität qualifiziert werden.

Trotz der positiven Zustimmung bleibt aber bislang ungeklärt, wie sich das Berufsbild der Erzieherin bzw. des Elementarpädagogen ändert und welche Rückwirkung das auf das Berufsgefüge hat. Fragen die sich in diesen Zusammenhang entwickeln sind z.B.: In welchen Bereichen werden Elementarpädagogen beschäftigt? Wird die Bezahlung entsprechend der Qualifikation angehoben? Welche Stellenposition nehmen Erzieher/-innen mit einer Fachschulausbildung ein? Besonders wichtig erscheint es uns, dass die derzeit berufstätigen ErzieherInnen das Licht ihrer oft durch umfangreiche, reflektierte Erfahrung ausgezeichnete Qualifikation nicht unter den Scheffel stellen, sondern erkennen, dass sie für die Studierenden aus diesem Fundus heraus eine unverzichtbare Vorbild- und Anleitungsfunktion einnehmen. Viele von ihnen haben zahlreiche Fortbildungen durchlaufen und sich hervorragend weiterqualifiziert. Und dennoch fällt es ihnen gelegentlich schwer anzuerkennen, dass die Studierenden Anfänger sind und Abitur plus ein paar Semester Universitätsstudium noch keine Berufsausbildung darstellen. Damit dieses dringend erforderliche gesunde Selbstbewusstsein sich besser ausbilden kann, benötigt der Beruf der Erzieherin ein anderes Gerüst der Anerkennung aller beruflich erworbenen Qualifikationen, ob diese nun an einer Hochschule, autodidaktisch, einrichtungsintern oder bei einem anerkannten Träger erworben wurden.

Literatur

- Carle, U./Berthold, B./Bischoff, B. (2004): Frühes Lernen, Kindergarten und Grundschule kooperieren. Projektentwicklung und Ausgangslage in den beteiligten Einrichtungen. Bremen: Universität (URL: http://www.fruehes-lernen.uni-bremen.de/zwb_040214_homepage_04.pdf)
- Carle, U./Berthold B. (2004): Schuleingangsphase entwickeln – Leistung fördern. Wie 15 Staatliche Grundschulen in Thüringen die flexible, jahrgangsgemischte und integrative Schuleingangsphase eingerichtet haben. – Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren
- Elschenbroich, D./Schweitzer, O. (2005): Im Frühlicht. Die ersten drei Lebensjahre als Bildungszeit. Hrsg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
- Feuser, G. (1986): Unverzichtbare Grundlagen und Formen der gemeinsamen Erziehung und Bildung behinderter und nichtbehinderter Kinder in Kindergarten und Schule. In: Behindertenpädagogik 25. Jg., H. 2, S. 122-138
- OECD (2001): Starting Strong: Early Childhood Education and Care. – Paris: OECD
- SchauWacker (2005): Den Kindern das Wort geben – von Anfang an! Bassum (DVD 47 Min.) Bezug: www.freinet-kooperative.de

Gender, Ethnizität, Identität: Die neue Dienstmädchenfrage im Zeitalter der Globalisierung

Helma Lutz



Dr. Helma Lutz,
Universität Münster

Das Projekt (2001-2006) widmet sich der aktuellen Zunahme von Dienstmädchen, Putzhilfen und Pflegekräften, die im modernen Haushalt Versorgungs- und Pflegearbeit übernehmen. Migrantinnen aus Osteuropa, Asien und Lateinamerika üben diese Tätigkeiten aus. Da sie in der Regel weder eine Arbeits- noch eine Aufenthaltserlaubnis haben, werden sie in doppelter Weise illegallisiert. Das Projekt ist im Schnittpunkt von drei Forschungsbereichen verortet: der Migrations-, der Gender- und der sozialhistorischen Forschung zu Frauenarbeit.

Zentrale Fragenkomplexe der Studie sind:

Kommunikation, Selbst- und Fremdwahrnehmung: Wie gestaltet sich die Begegnung der Interagierenden in diesem Feld? Welche Selbst- und Fremdbilder entwickeln sie gegenseitig und wie gestaltet sich auf der Grundlage der gegebenen ökonomischen Asymmetrie der interkulturelle Charakter der Kommunikations- und Beziehungsstrukturen?

Arbeitsidentität: (Wie) können die Betroffenen die von ihnen verrichtete Haushaltsarbeit, die Putz- und Pflegetätigkeiten als Quelle einer positiven Arbeitsidentität begreifen? Wie integrieren Migrantinnen, die gut ausgebildet sind und in ihrem Herkunftsland über Berufserfahrung verfügen, diese neue Tätigkeit in ihre Lebensgeschichten?

Netzwerkbildung und transnationale Lebensführung: Wie erfolgt Netzwerkbildung? Handelt es sich vorrangig um familiär, national oder ethnisch geprägte Netzwerke? Welchen Einfluss haben die jeweiligen Netzwerke auf die Entwicklung transnationaler Identitäten? Wie gestaltet sich in solch einem Rahmen transnationale Mutterschaft?

Die wissenschaftlichen Ergebnisse des Projekts

Die folgende Präsentation der Projektergebnisse ist eine knappe Zusammenfassung der Monographie, die im Herbst erscheinen wird (siehe unten).

1. Tätigkeitsfelder

Für die Beschreibung der aktuellen Situation in Hinblick auf Art, Umfang und Organisation der Tätigkeit wurde einerseits auf den sozialhistorischen Begriff der ‚Dienstmädchen‘ verwiesen, aber der aus dem Englischen übersetzte Begriff ‚domestic worker‘, *Haushaltsarbeiter/in* bevorzugt. Der Beruf ‚Dienstmädchen‘ umfasste eine Reihe von hierarchisch geordneten Berufen, was auf die Untersuchungsgruppe keinesfalls zutrifft. Vielmehr bestehen die Tätigkeiten der Haushaltsarbeiterinnen aus einer Mischung von Putz-, Betreuungs-, Pflege- und Versorgungstätigkeiten, die von Bridget Anderson (2000) passend mit den drei c's (cooking, cleaning, caring) umschrieben werden. Der übergroße Teil der von uns Interviewten hat im Laufe der Jahre sowohl *Personen-bezogene* (Betreuung von Kindern und alten oder pflegebedürftigen Menschen) als auch *Gegenstands-bezogene* Dienstleistungen (Aufräumen, Putzen, Waschen, Bügeln etc.) erbracht; meist wurden sie in Kombination verrichtet. Unter Rückbezug auf die von dem französischen Soziologen Jean-Claude Kaufmann (1999) entwickelte ‚Theorie der Haushaltstätigkeit‘, wurde das emotionale Engagement, das mit der gesamten Haushaltsarbeit verbunden wird, herausgearbeitet.

In den Interviews wurde deutlich, dass sowohl die ArbeitgeberInnen als auch die ArbeitnehmerInnen davon ausgehen, dass Haushaltsarbeit in besonderer Weise die Intimsphäre von Menschen, ihre spezifischen Wünsche, Rituale und den Umgang mit Artefakten berührt. Wenn etwa ein geliebter oder teurer Gegenstand zerbricht oder – weniger dramatisch – lediglich eine neue Anordnung von (Dekorations-)Gegenständen eine gewohnte Ästhetik durcheinander bringt, kann das zu erheblichen Irritationen auf Seiten der ArbeitgeberInnen führen und das Vertrauensverhältnis negativ beeinflussen. Für die Haushaltsarbeiterinnen bedeutet dies, dass sie sich nicht nur dann, wenn sie Personen betreuen, sondern auch dann, wenn sich ihre Tätigkeit auf den ‚Umgang mit den Dingen‘ beschränkt, mit dem Habitus der ArbeitgeberInnen vertraut machen, bzw. sich diesem unterordnen müssen. Insbesondere im Umgang mit älteren Menschen, die meist sehr genaue Vorstellungen über den Ablauf der zu verrichtenden Tätigkeiten haben und bei (Mittelschichts-)Eltern von minderjährigen Kindern kann dies zu sehr dezidierten Anforderungen und auch zu erheblichen Konflikten führen. Insgesamt wurde deutlich, dass neben physisch anstrengender Arbeit auch Emotions- oder Beziehungsarbeit erforderlich ist, die als unsichtbarer Surplus der Haushaltsarbeit bezeichnet werden kann. Emotionen oder Engagement werden übrigens auch bei ArbeitgeberInnen sichtbar; zum Teil setzen sie sich nachdrücklich für die Belange ihrer Haushaltsarbeiterinnen ein, helfen ihnen z.B. bei Problemen mit Behörden oder sprechen mit ihnen über ihre Familienangelegenheiten.

2. Multilokalität und Methodenmix

Der Forschung liegt eine geographische Dreiteilung der Orte, an denen die Interviews durchgeführt wurden, zugrunde: Münster als mittelgroße Universitätsstadt und Provinzmetropole und die beiden Großstädte Berlin und Hamburg. Während die Einbeziehung Berlins von Anfang an geplant war, hat sich als zweite ‚gobal city‘ Hamburg als geeignet erwiesen und die ursprünglich in Frankfurt am Main geplante Forschungsphase ersetzt.¹ Um die Diversität der verschiedenen Herkunftsgruppen zu erfassen, wurde Zugang zu den in den verschiedenen Städten am stärksten vertretenen Herkunftsgruppen gesucht. Auf diese Weise kam der Fokus auf Osteuropa, insbesondere Polen und auf Lateinamerika, insbesondere Ecuador, zustande. Insgesamt wurden 75 Interviews durchgeführt: 26 Migrantinnen und ein Migrant wurden befragt; ebenso 20 ArbeitgeberInnen (davon 16 Frauen). Bei letzteren wurde auf die Abspiegelung der unterschiedlichen Arbeitgebertypen geachtet: allein stehende Mütter und Väter, verheiratete Paare, alte und allein stehende Menschen. Alle ArbeitgeberInnen sind der (oberen) Mittelschicht zuzurechnen und zum größten Teil Akademiker/innen. Mit den Migrantinnen wurden narrative biographische Interviews durchgeführt, bis zu fünf Interviews mit einer Person, während die ArbeitgeberInnen auf der Grundlage eines Leitfadens befragt wurden. Im Gegensatz zu vergleichbaren Forschungsprojekten ist es in unserem Projekt gelungen, eine Reihe von Interviews mit ArbeitgeberInnen und *deren* Haushaltsarbeiterinnen zu führen, um damit die unterschiedlichen Betrachtung derselben Arbeitssituation zu verdeutlichen. Der ursprünglich geplante ‚Haushaltsansatz‘, der teilnehmende Beobachtungen im Haushalt vorsah, ließ sich allerdings nicht umsetzen. Diese Form der Partizipation an Arbeits- und Kommunikationsabläufen gelang nur in einem Fall; alle anderen Versuche scheiterten an Vorbehalten einer Seite der Beteiligten, so dass die notwendigen Einverständniserklärungen nicht eingeholt werden konnten. Zusätzlich zu den Interviews wurden an allen drei Forschungsorten teilnehmende Beobachtungen bei Nichtregierungsorganisationen durchgeführt; dabei handelte es sich um Beratungsstellen für (illegale) Migrantinnen und Selbstorganisationen.

Insgesamt ist zu betonen, dass die Forschung in einem sehr schwer zugänglichen Forschungsfeld stattfand, das auf die Herstellung von Vertrauensbeziehungen angewiesen war. In den Phasen, in denen öffentliche Debatten dieses Phänomen skandalisierten oder, wie in Hamburg, eine restriktive Politik die Angst vor Entdeckung und Ausweisung steigerte, war dies nicht einfach. Die Migrantinnen bewegen sich in einem isolierten und stark individualisierten Arbeitsalltag, der potentiell jederzeit zusammenbrechen kann; die Lebenssituation wird dadurch extrem prekär. Bei der Auswertung der Interviews wurden zwar die Besonderheiten der Herkunftsregionen herausgearbeitet, jedoch erfolgte die Falldarstellung nicht entlang der Charakteristika ethnischer Zugehörigkeit oder Nationalität. Die Fallrekonstruktionen sind so angelegt, dass dabei die Lebens- und Arbeitssituation der Betroffenen im Schnittpunkt von Migrations-, Gender- und Wohlfahrtsstaatsregimen analysiert werden. Die Beschreibung der Akteurinnenperspektive bezieht sich auf die Betrachtung der alltäglichen Herstellung von Gender (Doing Gender) und Ethnizität (Doing Ethnicity).

3. *Vom Weltmarkt in den Privathaushalt*

In den Debatten der Genderforschung wird die steigende Nachfrage nach haushaltsnahen Dienstleistungen in der Regel mit Veränderungen in der Familienkonstellation begründet, mit veränderten Karrieremustern, sowie mit steigendem Pflegebedarf im Alter. Aktuelle Studien, wie etwa die Zeitbudgetstudie des Statistischen Bundesamtes (2003) und der 7. Familienbericht (2006) enthalten Hinweise auf eine paradoxe Situation in deutschen Familien: Einerseits ist zwar der Anteil der Frauenerwerbstätigkeit gestiegen, gleichzeitig hat jedoch keine partnerschaftliche Umverteilung der Hausarbeit stattgefunden und Frauen tragen nach wie vor die Hauptlast der Versorgungs- und Erziehungsarbeit. Bei weiterhin mangelhaften staatlichen Kinderbetreuungsleistungen bleibt die Kombination von Kind und Karriere für die meisten Frauen weiterhin schwierig und ist nur unter Zuhilfenahme von personeller familien-interner- oder externer Unterstützung auszubalancieren.

Dort, wo ein entsprechendes familiäres Netzwerk fehlt und finanzielle Spielräume vorhanden sind, wird Hilfe auf dem mittlerweile etablierten informellen Markt gesucht. Die steigende Nachfrage nach Haushaltsarbeiterinnen muss ebenso als ein Ausdruck der unveränderten Wirksamkeit des gängigen Geschlechtercodes betrachtet werden, der über tägliches Handeln männliche und weibliche Identitäten generiert und verfestigt (Doing-Gender); Haushalts- und Versorgungsarbeit werden trotz aller Emanzipationsrhetorik weiterhin als genuin weibliche Tätigkeiten angesehen und über das Outsourcing dieser Tätigkeit an eine andere Frau bleiben diese ‚weiblich‘. Dieser Identitätsaspekt, der bei der Erklärung des Phänomens auch international bislang zu kurz gekommen ist, wird in diesem Projekt mit Fallbeispielen belegt.

Außerdem zeigt sich in diesem Projekt, dass die Feminisierung der Migration eng verbunden ist mit einer weltweiten Nachfrage nach Frauen im Dienstleistungsbereich. Hier vollzieht sich eine Neustrukturierung von Abhängigkeitsverhältnissen in globaler Perspektive unter individualisierten Vorzeichen. Auch die internationale Debatte über Transnationalisierung bietet einen Anknüpfungspunkt für dieses Projekt. Die Mehrfachverortung der Migrantinnen in Haushalten des Herkunfts- und des Ziellandes zeigt sich in der Analyse ihrer Biographien. Sie leben in einem „transnationalen Raum“. Dabei handelt es sich um einen mentalen Raum, in dem die Verortung und Verbindung verschiedener Länder möglich ist und in dem über die entsprechenden Netzwerke auch Opportunitätsstrukturen genutzt und materialisiert werden. Theoretisch ist damit auch die Transnationalisierung der deutschen Haushalte verbunden; jedoch zeigen sich in den Fallanalysen die begrenzten Fähigkeiten deutscher Privathaushalte, sich interkulturellen Erfahrungen zu öffnen.

4. *Ausbeutungsverhältnis oder Vertrauensgemeinschaft?*

Die Beziehungsstruktur, die sich zwischen den Beteiligten in den Haushalten entwickelt, ist hochkomplex. Im Gegensatz zu ForscherInnen, die das Verhältnis zwischen ArbeitgeberInnen und Haushaltsarbeiterinnen als Ausbeutungsverhältnis oder Re-Feudalisierung analysieren, wird hier eine andere Position eingenommen. Ein einfaches Ausbeuter-Ausgebeuteten-Schema lässt sich nicht erkennen. Das egalitäre Gesellschaftsverständnis hat auch in diesem Verhältnis

seine Spuren hinterlassen und wirkt sich auf die Organisation der Beziehungen im Privathaushalt aus. In Bezug auf Benennungspraxen (z.B. als Freundin, Schwester, Tochter oder Partnerin) wird deutlich, dass das Anknüpfen an historische Vorbilder nicht ohne weiteres möglich ist, da die Hierarchien der Dienstbotengesellschaft in einem modernen Habitus keinen Platz haben. Gleichzeitig handelt es sich jedoch um ein Arbeitsverhältnis, das von Asymmetrien gekennzeichnet ist, die nicht einfach ignoriert werden können. Das Fehlen von Regelwerken und abgesicherten Umgangsformen und die damit einhergehenden Unsicherheiten machen sich in der Kommunikation bemerkbar. Die interkulturelle Kommunikation zwischen deutschen ArbeitgeberInnen und migrantischen ArbeitnehmerInnen wird als ethnische Grenzziehungsarbeit analysiert (Doing Ethnicity). Dabei geht es um die Konstruktion kultureller Kategorien, mit deren Hilfe Grenzen im Privatraum gezogen werden. Diese Grenzziehung findet auf beiden Seiten statt, muss aber nicht notwendigerweise komplementär sein. Indem auf ethnische Begründungsmuster bei der Legitimation asymmetrischer Machtverhältnisse zurückgegriffen wird, kreuzen sich hier Doing Gender und Doing Ethnicity.

5. Transnationale Lebensführung

Frauen, die Kinder im Heimatland zurückgelassen haben, pflegen eine ‚virtuelle Mutterschaft‘. Unter den Bedingungen physischer Distanz erhalten sie die Kontakte zu ihren Kindern aufrecht. Da die finanzielle Unterstützung der Ausbildung von Kindern neben der Gesundheitsversorgung von Ehemännern, Eltern, Geschwistern und anderen Familienangehörigen sowie dem Ersparen einer eigenen Wohnung zu den wichtigsten Migrationsmotiven dieser Frauen zählt, wird die Frage, wie sie ihre Mutterschaft definieren und welche Gewinne bzw. Verluste sie dabei erfahren, zu einem Kernthema ihrer Biographien. Die Prozesse des Fernmanagements von Erziehungs- und Versorgungsarbeiten sowie Unterschiede der Beziehungsgestaltung hängen unmittelbar zusammen mit den jeweiligen transnationalen Migrationsräumen. Während Osteuropäerinnen als Pendelmigrantinnen durchaus in regelmäßigen Abständen ihre Kinder besuchen und im Krisenfall innerhalb von einem Tag zurückkehren können, müssen Lateinamerikanerinnen ihre mehrjährige physische Abwesenheit über Tele- und Internetkommunikation kompensieren und sich auf die Versorgung der Kinder durch StellvertreterInnen verlassen. Die Entwicklung von Schuldgefühlen ist auch ein Resultat der jeweils dominanten Mutterschaftsdiskurse. Probleme mit den Kindern werden oft erst im Erwachsenenalter sichtbar und thematisiert.

6. Illegal Sein

In Deutschland als Illegal(isiert)e zu leben heißt, mit Wohnungs-, Gesundheits-, Orientierungs- und Integrationsproblemen konfrontiert zu sein, die in den Fällen besonders skandalös sind, wo die Betroffenen aufgrund von fehlendem Wohnraum schutzlos sind, krank werden und damit oft Ausbeutungsverhältnisse jeder Art kulminieren. Die realistische Angst vor sexuellen Übergriffen stellt hier einen geschlechtsspezifischen Aspekt weiblicher Illegalität dar. Wichtig ist jedoch auch, neben der heteronomen Situation die Handlungsspielräume der Akteurinnen wahrzunehmen: Immer dann, wenn die Betroffenen aus den Ausbeutungsmechanismen des ‚Zirkels der ethnischen Gemeinschaft‘ herauskommen und

von engagierten deutschen ArbeitgeberInnen oder AktivistInnen unterstützt werden, kann die Prekarität der Situation abgefedert werden. Eine Legalisierungsehe ist für die Hälfte der von uns Interviewten ein realer Ausweg gewesen, der zumindest die ständige Angst vor Entdeckung und Ausweisung reduziert hat. Der wichtigste Befund bezieht sich darauf, dass der Umgang mit Illegalität individuell variiert und weniger mit ethnischer oder nationaler Herkunft zusammenhängt, als vielmehr mit dem (erfolgreichen) Rückgriff auf biographische Ressourcen; ob das soziale Kapital der Migrantinnen in Deutschland anschlussfähig wird, hängt vom Zugang zu unterstützenden Netzwerken ab. Illegalität ist keineswegs ein Phänomen, das sich an den Rändern unserer Gesellschaft abspielt, sondern seiner Mitte, d.h. im Alltagsleben deutscher Familie verortet ist.

7. Lösungen?

Um die Situation zu lösen, sind neben den Organisationen der Migrantinnen auch Gewerkschaften und frauenpolitisch engagierten Verbände gefragt, denn während die gängige Praxis in der Tat vielen deutschen Frauen hilft, ihrem Beruf nachzugehen und gegebenenfalls ihr berufliches Fortkommen durch die Entlastung im Privathaushalt zu sichern, gibt es für die betroffenen Haushaltsarbeiterinnen bislang weder eine Zukunft in Deutschland, noch die Möglichkeit, sich durch Fortbildung u.ä. einem anderen Berufsfeld zuzuwenden. Die traditionelle Emanzipationspolitik in Deutschland in Form der Neudefinition der Geschlechterverhältnisse ist zwar gescheitert, dennoch hat der Systemwechsel in Osteuropa und die anhaltende Armut und Unterentwicklung in vielen Ländern Lateinamerikas, Afrikas und Asiens dazu beigetragen, dass misslungene partnerschaftliche Veränderungsprozesse über die aus dem Weltmarkt eingekaufte Hilfe kompensiert werden können. Langfristig kann diese Frage nur als gemeinsame Aufgabe von Gleichstellungs- Familienpolitik, Anti-Diskriminierungs-, Zuwanderungs- und Entwicklungspolitik verstanden und diskutiert werden.

Anmerkung

- 1 In Frankfurt und Umgebung haben zwei von Helma Lutz betreute Doktorandinnen, Kyoko Shinozaki und Juliane Schmidt ihre Forschungen angesiedelt.

Publikationen

1. Online-Literaturdatenbank mit 1400 Einträgen, siehe: <http://www.uni-muenster.de/FGEI/Welcome-d/Datenbank/datenbank.html>
2. Helma Lutz: Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung, Herbst 2006, Opladen: Barbara Budrich
3. Helma Lutz (Hg.): Migration and Domestic Work: a European Perspective on a Global Theme, Januar 2007 Aldershot: Ashgate
4. European Journal of Women's Studies: Domestic Work, Herbst 2007; Redaktion: Helma Lutz

Konjunktoren der (frühpädagogischen) Forschung

Thesen zum Spannungsverhältnis zwischen politischer Steuerung, Eigendynamik und wissenschaftlicher Verantwortung



Ludwig Liegle,
Professor i.R. am
Institut für Erzie-
hungswissenschaft
der Eberhard-Karls-
Universität Tübingen

1. *In liberalen demokratischen politischen Systemen gibt es keine direkte und systematische staatliche Planung und Kontrolle der Forschung.*

Wir müssen unsere wissenschaftliche Arbeit nicht nach Fünfjahresplänen der (frühpädagogischen) Forschung ausrichten, wie dies in der DDR und in anderen Staaten des Warschauer Pakts der Fall gewesen ist. Die Beispiele zeigen, dass das Verhältnis zwischen politischer Steuerung und Eigendynamik der Forschung von Merkmalen des jeweiligen politischen Systems bestimmt wird. In unserer Verfassung wird der direkte staatliche Zugriff auf die Forschung – unbeschadet der staatlichen Trägerschaft der wissenschaftlichen Hochschulen – durch die Schutzbestimmung der Freiheit von Forschung und Lehre ausgeschlossen.

2. *In der Bundesrepublik Deutschland und in anderen westlichen Gesellschaften kommt der Initiierung und Finanzierung von Forschung durch staatliche und nichtstaatliche Instanzen/Akteure („Auftragsforschung“) große Bedeutung zu.*

Es lassen sich demnach auch in demokratischen politischen Systemen verschiedene Formen der Steuerung von Forschung, freilich Formen nicht der direkten, sondern der indirekten Steuerung beobachten. Deren Akteure sind an erster Stelle staatliche Instanzen: Innerhalb der politischen Administration auf Bundes- und Länderebene ist eine eigenständige Forschungsinfrastruktur aufgebaut worden. Außerdem vergibt die politische Administration auf den Ebenen des Bundes, der Länder und der Kommunen Forschungsaufträge (z.B. Begleitforschung zu Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe, zur Erprobung der Bildungs- und Erziehungspläne für Tageseinrichtungen etc.). Neben den wissenschaftlichen Hochschulen gibt es staatlich finanzierte Forschungsinstitutionen auf der Ebene der Bundesländer (z.B. das Staatsinstitut für Frühpädagogik in München) sowie in Gestalt der von Bund und Ländern finanzierten „Blaue Liste“- Institute (z.B. das Deutsche Jugendinstitut in München). Auch die von Bund und Ländern ge-

tragenen Einrichtungen der BLK, des Wissenschaftsrates und der Deutschen Forschungsgemeinschaft nehmen auf die Entwicklung der Forschung Einfluss. Als ein Beispiel für die von Bund und Ländern getragene Forschungsplanung ist auf die 1999 gestartete „Nationale Qualitätsinitiative im System der Tageseinrichtungen für Kinder“ hinzuweisen.

Neben staatlichen Instanzen treten auch Unternehmen als Initiatoren und Geldgeber für Forschungsprojekte auf (z.B. hat die Firma *DaimlerChrysler* ein Begleitforschungsprojekt zu einer neu eingerichteten betrieblichen Kindertagesstätte vergeben). Schließlich verweise ich auf das Zusammenwirken zwischen Unternehmen bzw. Unternehmerverbänden und politischer Administration; das prominenteste Beispiel stellt derzeit das vom Bayerischen Unternehmerverband sowie von den Landesregierungen Bayerns und Baden-Württembergs getragene Entwicklungs- und Forschungsprojekt „Kindertagesstätte der Zukunft“ (*KiDZ*) dar (vgl. Sechtig/Frank/Rosbach 2006).

3. *Der Entwicklungsstand und Status der frühpädagogischen Forschung wird in starkem Maße von politischen Kontextbedingungen bestimmt. Dabei geht es nicht allein um die Ausübung von Macht/Herrschaft im jeweiligen politischen System (Staatstätigkeit), sondern auch um die symbolische Macht der jeweiligen politischen Kultur, wie z.B. die „ordnungspolitischen“ Vorstellungen über das Verhältnis von Staat und Gesellschaft, öffentlicher und privater Sphäre.*

Überall dort, wo öffentliche Kleinkinderziehung politisch bejaht und gefördert und ausgebaut wird – aus welchen Motiven auch immer –, kann die auf diesen Erziehungs- und Bildungssektor bezogene Forschung mit öffentlicher bzw. staatlicher Unterstützung rechnen. Das Ausmaß der Institutionalisierung von öffentlicher Erziehung im Vorschulalter scheint u.a. abzuhängen von den ordnungspolitischen Vorstellungen über das Verhältnis zwischen öffentlicher Sphäre und Privatsphäre. Es lassen sich – um es mit dem Begriff des amerikanischen Erziehungswissenschaftlers Lawrence *Cremin* (1973) zu sagen – unterschiedliche, historisch und gesellschaftlich wandelbare *Konfigurationen* der verschiedenen Erziehungsfaktoren beobachten. Die ausdrückliche Bejahung öffentlicher Kleinkinderziehung war insbesondere kennzeichnend für die Staaten des etablierten Sozialismus. Sie war und ist relativ stark ausgeprägt in den klassischen Einwanderungsländern (weil hier die Integration der Kinder aus der Vielzahl der ethnischen Gruppen als eine Aufgabe des öffentlichen Bildungssystems wahrgenommen wurde). Umgekehrt war in Deutschland-West die Betonung der Privatsphäre und auch der privaten/familialen Verantwortung für Kinder im vorschulischen Alter besonders stark ausgeprägt, nicht zuletzt in Reaktion auf die Missachtung der Privatsphäre im Nationalsozialismus und die Erziehungsideologie und Erziehungswirklichkeit in der DDR. Es war ein langer und erst nach der Vereinigung vollends beschleunigter Weg zur prinzipiellen Bejahung öffentlicher Erziehung im Vorschulalter, der in den 90er Jahren zur Kodifizierung des Rechts auf einen Kindergartenplatz und zu der – im Zehnten Kinder- und Jugendbericht von 1998 formulierten – Vision einer „Kultur des Aufwachsens“ geführt hat, die eine gemeinsame private und öffentliche Verantwortung für Kinder ins Auge fasst. Es ist freilich festzustellen, dass der skizzierte Wandel in

den ordnungspolitischen Vorstellungen und auch der tatsächliche bzw. geplante Ausbau der öffentlichen Kleinkinderziehung bislang nicht einhergehen mit dem Ausbau von Forschungskapazitäten im Bereich der Frühpädagogik.

4. *Unabhängig vom Charakter des politischen Systems gibt es in der „Wissensgesellschaft“ ein mehr oder weniger enges Wechselwirkungsverhältnis zwischen Politik und Wissenschaft. Die (systemtheoretisch gesprochen) „Interpenetration“ dieser selbstreferentiellen Systeme bringt zum einen Formen einer „verwissenschaftlichten Politik“, zum anderen Strategien der wissenschaftlichen Politikberatung hervor.*

Jürgen Habermas (1968) hat drei Typen von verwissenschaftlichter Politik unterschieden: den technokratischen Typ (die Politik erwartet von der Wissenschaft Aussagen, die sich direkt in politische Maßnahmen umsetzen lassen), den dezisionistischen Typ (die Politik erwartet von der Forschung die Bestätigung/Legitimierung bereits getroffener Entscheidungen) und den pragmatistischen Typ (die Politik tritt in einen Dialog mit der Wissenschaft ein und erwartet von der Forschung empirische Aussagen, die als Grundlage einer rationalen Entscheidung dienen können). Es bedürfte gründlicher Fallstudien, um am Beispiel der Geschichte der Frühpädagogik in der Bundesrepublik Deutschland zu überprüfen, welche Typen der verwissenschaftlichten Politik in einzelnen Initiativen (etwa der Einführung des Tagesmütter-Modells in den 70er Jahren oder dem forcierten Ausbau der öffentlichen Kleinkinderziehung in den letzten Jahren) zum Tragen gekommen sind wie verschiedene Vertreter(innen) der wissenschaftlichen Frühpädagogik ihre politikberatende Aufgabe wahrgenommen haben.

5. *Wissenschaft(ler/innen) kann (können) auf indirektem Wege über ihre Forschungsbefunde sowie auf direktem Wege über Politikberatung auf die Forschungsplanung und –finanzierung staatlicher (und nichtstaatlicher) Akteure einwirken.*

Ich habe zwar im Bereich der Frühpädagogik keine Beispiele dafür gefunden, dass Forschungsbefunde ausdrücklich zur Grundlage von politischen bzw. gesetzgeberischen Maßnahmen gemacht worden sind (ich vermute allerdings, dass es solche Beispiele gibt, und zwar auch Beispiele, die nicht auf eine missverständene Forschung Bezug nehmen wie im Falle der PISA-Studie). Umgekehrt gibt es jedenfalls Beispiele dafür, dass mit Berufung auf Forschungsbefunde politische Maßnahmen *nicht* ergriffen worden sind; dies hat in den USA bzw. in Westdeutschland für die starke Wirkung der ursprünglichen Bindungsforschung i.S.v. Rene Spitz und John Bowlby bzw. für die starke Wirkung der Pädiater mit Blick auf den Nicht-Ausbau von öffentlicher Kleinkinderziehung gegolten (siehe These 9). Was die Politikberatung betrifft: Die Politik wählt sich ihre Berater; wenn sie einem Berater hohe Kompetenz und Reputation zuschreibt, kann dieser Berater auf die Entwicklung von Praxis und Forschung Einfluss nehmen (hier wäre möglicherweise eine Fallstudie zum Wirkungsgrad unseres Kollegen Fthenakis nicht nur in Bayern, sondern auf Bundesebene ergiebig).

6. *Mit der Initiierung und Förderung von (frühpädagogischer) Forschung reagieren staatliche und nichtstaatliche Instanzen/Akteure auf (durch Forschung dokumentierte) Krisenphänomene im nationalen Bildungssystem (auch im Zeichen eines internationalen Bildungswettbewerbs). Genauer: In diesen Initiativen und Strategien kommt die Wahrnehmung und Bewertung bestimmter Phänomene/Entwicklungen als „krisenhaft“ zum Ausdruck.*

Es wäre schön, wenn ich zur Verifizierung dieser These zeigen könnte, dass die politische Entscheidung über den Start der erwähnten „nationalen Qualitätsinitiative“ auf die Rezeption der Befunde von *Tietze* (1998) zurückgeführt werden kann, wonach die deutschen Kindergärten ganz überwiegend nur eine mittelmäßige Qualität aufweisen. Zeitlich würde das passen. Aber ich kann den Zusammenhang nicht beweisen. Wenn ich es recht sehe, fällt es leichter, die vorliegende These an politischen Initiativen zum *Ausbau* von Tageseinrichtungen zu belegen als an Forschungsinitiativen und dann hilfsweise zu argumentieren, dass der Ausbau von Einrichtungen in aller Regel auch durch diesbezügliche Forschung begleitet wird. Beim *Ausbau* wäre insbesondere auf die für politische Entscheidungen große Bedeutung von bevölkerungs- und arbeitsmarktbezogenen Daten und Argumente hinzuweisen: Deutschland braucht mehr Kinder – Deutschland braucht, um dieses Ziel zu erreichen, mehr Kinderbetreuung – Die deutschen Unternehmen brauchen qualifizierte weibliche Fachkräfte, die aber nur gewonnen bzw. in den Betrieben gehalten werden können, wenn eine bedarfsgerechte Betreuung ihrer Kinder gewährleistet ist. Nur nebenbei weise ich darauf hin, dass Argumente dieser Art einer empirischen Prüfung nicht ohne Weiteres standhalten.

7. *Wenn staatliche bzw. nichtstaatliche Akteure mit Berufung auf Forschungsbefunde Infrastrukturprogramme und praxisbegleitende Forschungsprojekte initiieren, muss dies nicht bedeuten, dass sich diese Programme tatsächlich mit den herangezogenen Befunden wissenschaftlich begründen lassen.*

Damit will ich sagen: Im öffentlichen Diskurs über den Reformbedarf von Bildungsinstitutionen (z.B. von Tageseinrichtungen für Kinder) spielt die Bezugnahme auf Forschungsdaten eine große Rolle, und zwar auch dann, wenn diese Daten für die Begründung des Reformbedarfs nicht taugen. Es gibt meines Wissens keine einzige Langzeitstudie, aus der sich systematische Zusammenhänge zwischen Bildungsprozessen im Kindergarten und Kompetenzen von 15-jährigen Schülern ableiten lassen. Und doch konzentriert sich der öffentliche Diskurs auf die PISA-Studie, er blendet die für das deutsche Bildungssystem günstigeren, auf den Primarbereich bezogenen Befunde der IGLU-Studie aus und er lässt die inzwischen vorliegenden internationalen Vergleichsdaten zur Frühpädagogik unberücksichtigt. Die Verzerrung von Forschungsbefunden betrifft auch das seit Beginn des 20. Jahrhunderts immer wieder bedeutsame Argument des Auslands (vgl. *Zymek* 1975). Es wird auf andere Länder als Vorbilder hingewiesen – zum Beispiel auf den PISA-Sieger Finnland -, die Informationen über diese vermeintlichen Vorbilder sind jedoch häufig unvollständig oder auch schlicht falsch (z.B. mit Blick auf Finnland wird ausgeblendet, dass der Kindergarten ebenso wenig wie in Deutschland zum Bildungsressort gehört und die Einschulung

noch später als in Deutschland stattfindet). Andererseits jedoch kann man sagen: Auch missverstandene Forschung kann politische Entscheidungen zugunsten der Frühpädagogik positiv beeinflussen, das heißt: Die frühpädagogische Praxis und Forschung hat derzeit Konjunktur dank eines öffentlichen Diskurses über die PISA-Studie, der im Hinblick auf seine wissenschaftliche Begründung problematisch ist.

8. *Die Fragestellungen und z.T. auch die Antworten der Forschung (i.S.v. Interpretationsmustern für empirische Befunde) können als Ausdruck eines bestimmten „Zeitgeistes“ bzw. einer bestimmten zeitgeschichtlich geprägten Mentalität und politischen Kultur aufgefasst werden.*

Sandra Scarr (1985) hat festgestellt: „Wir stellen Fragen, um uns in Raum und Zeit zu situieren, und wir bekommen Antworten, die in unsere theoretischen Nischen passen.“ (S. 204) Sie behauptet, dass sich unsere wissenschaftliche Perspektive mit unserer Kultur verändere. Eines ihrer Beispiele betrifft die in den 50er und 60er Jahren verbreitete Erwartung, dass Jungen aus „zerrütteten Familien“ durch die Abwesenheit des Vaters in ihrer Entwicklung negativ beeinflusst würden. Die Sozialwissenschaftler, die nach entsprechenden Befunden suchten, interpretierten die geringere Aggressivität der entsprechenden Jungen als Beleg für diese Erwartung (Geschlechtsrolle unzulänglich ausgeprägt). Nach der Frauenbewegung und der Herausbildung von weniger traditionellen Familienstrukturen werde heute – so Sandra Scarr – nicht mehr von vornherein angenommen, dass die Abwesenheit des Vaters sich negativ auswirken muss. Entsprechend unserer weniger starren Auffassung von erwünschten männlichen oder weiblichen Persönlichkeitsmerkmalen oder Verhaltensformen wird ein niedrigeres Aggressionsniveau bei Jungen nicht mehr unbedingt als Defizit betrachtet.

Ein für die Frühpädagogik relevantes Beispiel bietet der Wandel der öffentlichen Bewertung der außerhäuslichen Betreuung und Erziehung von Kleinkindern; darauf habe ich bereits in These 7 hingewiesen, und ich werde darauf im Zusammenhang mit der nächsten These noch einmal eingehen. Ein zweites Beispiel bietet der sich wandelnde Umgang mit Zeit, auch mit Lebenszeit und auch mit der vorschulischen Lebensphase. Wir haben, so heißt es, keine Zeit mehr (und dabei wird u.a. hingewiesen auf den internationalen Wettbewerb, auf das rasche Veralten des Wissens, auf Bildung /Lernen als wichtigste Ressource der Wissensgesellschaft); deshalb dürfe auch in der vorschulischen Kindheit die kostbare Zeit nicht vergeudet werden, es müsse das systematische Lernen systematisch beginnen. Hier liegt, wenn ich es recht sehe, ein Leitmotiv beispielsweise für das Projekt *KiDZ*. Ich will nicht in eine Kritik dieses „Zeitgeistes“ eintreten, sondern an dieser Stelle nur eine Selbstreflexion unserer Teildisziplin „Pädagogik der frühen Kindheit“ anregen, und zwar in der Perspektive des zu Beginn der Erläuterung zu dieser These zitierten Satzes von Sandra Scarr: „Wir stellen Fragen, um uns in Raum und Zeit zu situieren, und wir bekommen Antworten, die in unsere theoretischen Nischen passen.“

9. *Die Frage, ob (frühpädagogische) Forschung mit ihren Fragen und mit der Interpretation ihrer Befunde auf Wandlungen in der Gesellschaft (Politik, Recht, Öffentliche Meinung) reagiert oder ob sie mit ihren Befunden zu je-*

nen Faktoren gehört, die Wandlungen in der Gesellschaft hervorbringen, lässt sich nicht eindeutig beantworten.

Für Beides – Reaktion und aktive Anregung – und auch für eine Art Spiralbewegung lassen sich Belege finden, z.B. mit Blick auf die Forschungs- und Entwicklungszyklen im Bereich der öffentlichen Kleinkinderziehung in den USA (vgl. *Scarr/Eisenberg* 1993) sowie – zeitlich versetzt – in Westdeutschland:

- (a) In einer ersten Phase war das zentrale Thema das mögliche Risiko einer familienergänzenden Betreuung und Erziehung; Bezugspunkte waren dabei die Hospitalismusforschung und ein Bindungskonzept, nach welchem jede längere Trennung des Kleinkindes von seiner Mutter die sichere Mutter-Kind-Bindung und die grundlegenden Entwicklungsprozesse des Kindes potentiell gefährden. In dieser Perspektive wurden ausschließlich familienerzogene Kinder mit Kindern verglichen, die auch in familienergänzenden Einrichtungen betreut und erzogen wurden; dabei zeigte sich immer deutlicher, dass verallgemeinernde Aussagen nicht möglich sind, sondern dass die Wirkungen von Qualitätsmerkmalen der Einrichtungen abhängig waren; zu den wichtigsten Resultaten dieser Phase gehörte die Einsicht, dass sich familienergänzende Betreuung und Erziehung nicht unbedingt schädlich auf die Entwicklung von Kleinkindern auswirken muss.
- (b) In einer zweiten Phase ist dementsprechend die Frage nach den Qualitätsmerkmalen familienergänzender Betreuung und Erziehung ins Zentrum der Forschung gerückt. Es wurden Instrumente zur Erfassung von Qualität entwickelt und differenzierte Vergleichsuntersuchungen über Wirkungen qualitativ unterschiedlicher Kontexte auf verschiedene Aspekte der kindlichen Entwicklung durchgeführt. Dabei hat sich auch gezeigt, dass verschiedene Kinder, in Abhängigkeit von Persönlichkeitsmerkmalen sowie von Merkmalen ihrer Herkunftsfamilie, die gleiche Betreuungsumwelt unterschiedlich erleben und verarbeiten.
- (c) In einer dritten Phase hat sich die Forschung dementsprechend insbesondere Fragen der Zusammenhänge und der Wechselbeziehung zwischen den verschiedenen Kontexten – Familie und familienergänzende Einrichtungen – gewidmet, in welchen Kinder betreut und erzogen werden. Um diese Zusammenhänge untersuchen zu können, musste die Forschung einen komplexeren Zugang wählen. Sie musste davon ausgehen, dass die Kinder die Erziehungserfahrung, die sie in ihren Familien gemacht haben, mitbringen in die Tageseinrichtung, und dass sie mit ihrer Erziehungserfahrung in der Tageseinrichtung zurückkehren in ihre Familien, dass sie also eine *dual socialization* (*Denzig* 1989) durchlaufen. Die empirische Erfassung von pädagogischer Qualität kann sich unter dieser Prämisse nicht mehr allein auf die Tageseinrichtungen beziehen; sie muss die Familien einbeziehen; denn sie geht von der Hypothese aus, dass die Wirkungen der in Tageseinrichtungen festgestellten pädagogischer Qualität auf die Entwicklungsprozesse der Kinder in erheblichem Maße mitbestimmt und modifiziert werden durch die pädagogische Qualität in Familien. Genau dies belegen die Ergebnisse der neueren Qualitäts- und Wirkungsforschung.

Das skizzierte 3-Phasen-Modell spiegelt zunächst einmal eine Eigendynamik von Forschung. Man könnte indes unschwer nachweisen, dass diese Dynamik mitbestimmt worden ist durch die gesellschaftliche und politische Artikulation und Anerkennung eines zunehmenden Bedarfs an familienergänzender und -unterstützender Betreuung und Erziehung in Tageseinrichtungen für Kinder. Und selbstverständlich gilt auch umgekehrt, dass die politischen Entscheidungen zunächst gegen und dann für einen Ausbau der öffentlichen Kleinkinderziehung mit Berufung auf die jeweils aktuellen Forschungsbefunde und in Reaktion auf die jeweils vorherrschende öffentliche Meinung getroffen worden sind.

10. Die demokratisch am besten zu legitimierende und wissenschaftlich produktivste Form der politischen Steuerung von Forschung scheint in der Schaffung einer angemessenen Infrastruktur zu liegen.

Beispiele bieten Professuren für Kleinkinderziehung/Frühpädagogik an Universitäten sowie Forschungseinrichtungen wie das Staatsinstitut für Frühpädagogik oder das Deutsche Jugendinstitut. Insbesondere eine Forschungsinfrastruktur im Rahmen der wissenschaftlichen Hochschulen ist geeignet, dem Prinzip der Freiheit der Forschung Rechnung zu tragen.

Auf der Grundlage einer gesicherten Infrastruktur kann sich die Eigendynamik von Forschung am besten entwickeln; sie wird häufig von einzelnen Persönlichkeiten bzw. lokalen Forschungsteams geprägt. Umgekehrt kann der Abbau von Infrastrukturen die Weiterführung wichtiger Forschungsthemen und Forschungsmethoden gefährden (Beispiel: international vergleichende Bildungsforschung bzw. deren Subsumption in internationaler Forschungskooperation).

Die relative Autonomie, die für eine gesicherte Forschungsinfrastruktur kennzeichnend ist, muss nicht im Widerspruch stehen zu einer übergeordneten Forschungsplanung sei es von Seiten staatlicher Instanzen sei es von Seiten der staatlich finanzierten Forschungsförderungseinrichtungen (wie etwa DFG). Vielmehr kann auf dieser Grundlage ein Wettbewerb um die am besten begründeten Anträge auf öffentlich ausgeschriebene Drittmittelprojekte stattfinden.

11. Wissenschaft/Forschung sowie die einzelnen Wissenschaftler(innen) haben eine Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit/Gesellschaft wahrzunehmen und sollten diese auch ausdrücklich reflektieren bzw. darüber Rechenschaft geben. Diese Verantwortung umfasst die Selbstverpflichtung auf Wahrheitsfindung und den Widerstand gegenüber expliziten oder impliziten Formen der Instrumentalisierung der Forschung für politische Partialinteressen.

Für den Wissenschaftler/die Wissenschaftlerin sollten beide Formen der Ethik gelten, die Max Weber (1919/1968) unterschieden hat: Gesinnungsethik – das meint im Allgemeinen die Orientierung an übergreifenden Werten und Prinzipien, im Falle der Wissenschaft meint dies die Selbstverpflichtung zur Wahrheitsfindung; Verantwortungsethik meint im Allgemeinen die Abschätzung und Berücksichtigung der Folgen (Wirkungen und Nebenwirkungen) des eigenen Handelns sowie die Rechenschaftslegung gegenüber den Adressaten des Handelns. Was könnte eine verantwortungsethische Position in der (frühpädagogischen) Forschung bedeuten? Ich vereinfache dieses komplexe Problem: Adressaten un-

serer Forschung sind die *scientific community*, die Öffentlichkeit (z.B. Eltern und pädagogische Fachkräfte) sowie – insbesondere im Falle von Auftragsforschung – Politik und Wirtschaft. Unsere Forschung kann folgenreich sein für die Entwicklung der Wissenschaft, für das öffentliche Bewusstsein sowie für die politische Steuerung der frühpädagogischen Praxis; diese potentiellen Wirkungen bzw. Nebenwirkungen müssen wir abschätzen und berücksichtigen. Um dies lediglich am Verhältnis zwischen Forschung und Politik zu konkretisieren, greife ich zurück auf *Habermas'* Typologie der verwissenschaftlichten Politik. In der Perspektive einer Verantwortungsethik der Forschung beschreibe und bewerte ich diese Typologie wie folgt: Unsere Forschung sollte so angelegt sein und von uns selber interpretiert werden, dass sie sich einer technokratischen Vereinnahmung versagt; zur Begründung nenne ich nur eines von mehreren möglichen Argumenten: Mit Blick auf die Freiheitsfähigkeit jeder Person sollten wir die Grenzen der Wirksamkeit intentionaler Erziehungsversuche thematisieren. Unsere Forschung sollte, zweitens, so angelegt sein und von uns selber interpretiert werden, dass sie nicht für die Rechtfertigung der Vorentscheidungen und vorab entschiedenen Prioritätensetzung der Politik (also für den dezisionistischen Typ verwissenschaftlichter Politik) missbraucht werden kann. Unsere Forschung sollte vielmehr eine pragmatistische Politik unterstützen, indem sie durch überprüfbare Wenn-Dann-Aussagen rationale Entscheidungen ermöglicht bzw. herausfordert.

12. Die Konjunkturen der (frühpädagogischen) Forschung sowie die diese beeinflussenden Konjunkturen (bildungs-)politischer Vorgaben/Erwartungen sind gegenwärtig und zukünftig – in noch sehr viel stärkerem Maße als in den zurückliegenden Jahrzehnten – nicht mehr allein auf der nationalen Ebene, sondern auf einer transnationalen/globalen Ebene zu verorten. Die globalen Zusammenhänge stellen auch eine Herausforderung bzw. einen Verantwortungshorizont für die Wissenschaft bzw. für Wissenschaftler/innen dar.

Als ersten transnationalen Bezugsrahmen nenne ich die EU. Das Netzwerk Kinderbetreuung hat eine Berichtspflicht über den Ausbau und die Qualität von Tageseinrichtungen für Kinder mit sich gebracht. Freilich war das Netzwerk frauen- und beschäftigungspolitisch akzentuiert und für die frühpädagogische Forschung nicht folgenreich.

Das ist anders oder könnte jedenfalls anders sein im Hinblick auf den zweiten transnationalen Bezugsrahmen, die OECD. Die aus der PISA-Studie abgeleiteten Folgerungen für die Frühpädagogik habe ich in These 7 kritisch kommentiert. Einschlägiger ist „Starting strong“ bzw. die in diesem Kontext angesiedelten Länderexamen, die in der zweiten Runde auch Deutschland einbezogen haben. Der jüngste Bericht „Die Politik der frühkindlichen Betreuung, Bildung und Erziehung in der Bundesrepublik Deutschland“ (OECD 2005) könnte zu einem Testfall für die Wirksamkeit transnationaler politischer Steuerungsversuche frühpädagogischer Forschung werden. Denn der Bericht fordert den Ausbau der Infrastruktur der frühpädagogischen Forschung sowie der frühpädagogischen akademischen Lehre und Ausbildung. Es handelt sich hierbei um einen interessanten Testfall auch für die Kommission „Pädagogik der frühen Kind-

heit“ in der DGfE, weil die entsprechenden Forderungen der Kommission Unterstützung und Verstärkung erfahren von Seiten einer internationalen Organisation; einer Organisation, die insofern eine starke öffentliche und politische Resonanz zu finden pflegt, weil ihre zentrale Argumentation von der Annahme ausgeht, es gäbe einen systematischen Zusammenhang zwischen ökonomischem Fortschritt bzw. internationaler Wettbewerbsfähigkeit und nationalstaatlichen Investitionen in Bildung und Forschung.

Literatur

- Cremin, L.A.* (1973): Notes Toward a Theory of Education. Notes on Education, Nr. 1. – Columbia University, Cambridge/Mass.
- Denzik, L.* (1989): Growing up in the post-modern age. *Acta Sociologica* 32: 155-180.
- Habermas, J.* (1968): Technik und Wissenschaft als „Ideologie“. – Frankfurt.
- OECD* (2005): Die Politik der frühkindlichen Betreuung, Bildung und Erziehung in der Bundesrepublik Deutschland (Kurzfassung). – Berlin.
- Scarr, S.* (1985): Cultural Lenses on Mothers and Children. In: Friedrich-Cofer, L. (Hrsg.): *Human Nature and Public Policy*. – New York.
- Scarr, S./Eisenberg, M.* (1993): Child Care Research: Issues, Perspectives, and Results. *Annual Review of Psychology* 44: 613-644.
- Sechtig, J./Frank, A./Roßbach, H.-G.* (2006): KiDZ – Elementare Bildungsförderung ohne Verschulung des Kindergartens. *KiTa aktuell (By)* 18, 2: 28-32.
- Tietze, W.* (Hrsg.) (1998): *Wie gut sind unsere Kindergärten? Eine Untersuchung zur pädagogischen Qualität in deutschen Kindergärten*. – Neuwied, Krefeld, Berlin.
- Weber, M.* (1919/1968): *Politik als Beruf*. – Berlin.
- Zymek, B.* (1975): *Das Ausland als Argument in der pädagogischen Reformdiskussion*. – Ratingen.

Soziodemografischer Wandel – Soziale und kulturelle Konsequenzen für Jugendliche

Call for Papers

Frühjahrstagung der Sektion Jugendsoziologie
am 1. und 2. März 2007
an der Universität Potsdam
Universitätskomplex I Am Neuen Palais

Organisation: Dagmar Hoffmann und Wilfried Schubarth

Für Deutschland ist ein gravierender soziodemografischer Wandel prognostiziert, die Überalterung der Gesellschaft schreitet rasch voran. Durch diese Entwicklung wird sich der (relative) Anteil der sozialen Gruppe der Jugendlichen in den nächsten Jahren verkleinern, was erhebliche Konsequenzen nach sich zieht, z.B. Gefahr einer Marginalisierung. Schon jetzt wird den jungen Generationen eine zunehmende sozialökonomische Last und eine wachsende sozialpolitische Verantwortung aufgebürdet. Aber auch kulturelle Veränderungen gehen mit dem soziodemografischen Wandel einher: Einerseits minimieren bzw. verändern sich die exklusiven Sozialräume für Jugendliche, andererseits ist auch eine Angleichung generationaler Lebensstile zu beobachten. Gleichwohl besteht der Eindruck, dass gegenwärtig das Arrangement der Generationen recht gut funktioniert. Wertekonflikte werden kaum ausgemacht, ebenso wenig begehren Jugendliche gegen die gesellschaftlichen Leistungsanforderungen (z.B. im Bildungswesen) auf oder zeigen gar öffentliches Protestverhalten.

Begleitet wird der demografische Wandel von hohen Mobilitätsanforderungen bzw. strukturellen Abwanderungszwängen, insbesondere in den neuen Bundesländern. Vor allem in den strukturschwachen ländlichen Regionen müssen sich Jugendliche zwischen Gehen und Bleiben entscheiden, wobei solche Entscheidungsprozesse an individuelle, soziale und kulturelle Ressourcen gebunden sind. Es stellt sich u.a. die Frage, wie Jugendliche solche Anforderungen bewältigen und welche Differenzierungen sich z.B. nach Geschlecht, Alter, Bildung, Herkunft, Region etc. ergeben.

Die Sektion Jugendsoziologie möchte sich auf ihrer Frühjahrstagung 2007 ausführlich in zeitdiagnostischer und prognostischer Sicht damit beschäftigen, wie Jugendliche die gesellschaftlichen, demografischen Veränderungen respektive ihren sozialstrukturellen und soziokulturellen Status in der Gegenwarts-gesellschaft wahrnehmen und wie sie darauf reagieren (z.B. mit erhöhter Sensibilität, mit Gleichgültigkeit, mit Rückzug, mit Abwanderung aus struktur- und kulturschwachen Gebieten). Es soll danach gefragt werden, welche Gestaltungsmöglichkeiten und Erprobungsräume sie für sich sehen und wie sie diese

nutzen. Haben sie überhaupt eine Vision für die künftige Gesellschaft, an deren Ausgestaltung sie ja beteiligt sind bzw. sein sollten?

Außerdem wird auf der Tagung ein Austausch mit Altersforschern angestrebt, die die Sicht auf und die Erwartungen der älteren an die jüngeren Generationen einbringen sollen. Dabei geht es auch um die Frage, was die Älteren, die die Jungen mitunter als „Versorgungsinstanz“ betrachten, dafür tun (können), dass sie von den Jüngeren nicht nur als Last, sondern als Bereicherung „erlebt“ werden. Dies wäre ein Weg, um möglichen Generationskonflikten vorzubeugen. In diesem Zusammenhang soll schließlich auch gefragt werden, wie sich die kulturellen Wechselwirkungen zwischen den Generationen gestalten werden, was bzw. wie Jung und Alt voneinander lernen können und welche intergenerationalen Projekte möglich und erstrebenswert wären.

Beiträge können bis zum 30. September 2006 angemeldet werden. Bitte senden Sie den Titel und ein max. 1-seitiges Abstract an die Organisatoren per Email.

Adressen der Organisatoren:

Dr. Dagmar Hoffmann
Hochschule für Film und Fernsehen „Konrad Wolf“ Potsdam-Babelsberg
FB 1: AV-Medienwissenschaft
Marlene Dietrich-Allee 11
14482 Potsdam
Tel. +49 (0) 331 6202 216
E-mail: d.hoffmann@hff-potsdam.de

Prof. Dr. Wilfried Schubarth
Universität Potsdam
Institut für Erziehungswissenschaft
PF 601553
14415 Potsdam
Tel. +49 (0) 331 2176
E-mail: wilschub@rz.uni-potsdam.de

Michael Klein: Kinder und Jugendliche aus alkoholbelasteten Familien.

Sibylle Hübner-Funk



Sibylle Hübner-Funk,
Deutsches
Jugendinstitut,
München

Das Buch behandelt ein großes, menschlich bedrängendes und sozialpolitisch verdrängtes Thema: die psycho-sozialen Auswirkungen der chronischen Stressbelastungen von Kindern und Jugendlichen, deren Väter und/oder Mütter – einzeln oder zu zweit – mit ihrer Alkoholsucht zu kämpfen haben und ihnen keine emotional stabilen, förderlichen Entwicklungsbedingungen garantieren können. Es geht nicht um die direkten Folgen der elterlichen Suchtbelastung, sondern um die – mehr oder weniger ausgeprägten – *indirekten und längerfristigen* Sozialisierungseffekte des Alkoholmissbrauchs der Erziehungsberechtigten, welcher dazu beiträgt, dass die Kinder aufgrund des unkalkulierbaren, konflikthaften und oft gewaltsamen „*drunken parenting*“ an Körper, Geist und Seele dauerhaft geschädigt werden.

Der Autor des Buches, Professor für Psychologie und Psychotherapie an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen in Köln, ist ausgewiesener Fachmann auf dem Feld der Sucht- und Alkoholismusforschung und derzeitiger Präsident der Deutschen Gesellschaft für Suchtpsychologie. Bereits 1997 hat er – zusammen mit dem Facharzt Martin Zobel – den wegweisenden Beitrag „*Kinder aus alkoholbelasteten Familien*“ publiziert (in: Zeitschrift Kindheit und Entwicklung, Bd.6, 1997, H.4, S. 133-140), der die zentralen Dimensionen der *indirekten* Auswirkungen einer elterlichen Alkoholsucht auf die Entwicklungsverläufe der Kinder präzise umrissen hat. Jener Artikel endet mit dem kritischen Hinweis, in der herrschenden öffentlichen Meinung Deutschlands, die den Alkoholmissbrauch in der Familie als „reine Privatangelegenheit“ betrachte, die „mit den Kindern nichts zu tun“ habe, müsse sich noch Entscheidendes ändern.

Ob und inwieweit dieser Perspektivenwechsel inzwischen erfolgt ist, sei dahingestellt. Doch gibt es einige positive Hinweise darauf, dass u.a. der von der EU 1998 vorgelegte ländervergleichende Expertenbericht „*Alcohol Problems in the Family*“ und die von der rot-grünen Bundesregierung verabschiedete Liste der „*Eckpunkte zur Verbesserung der Situation von Kindern aus suchtbelasteten Familien*“ die öffentliche „awareness“ für die riskanten Problemlagen der Kin-

Michael Klein:
Kinder und
Jugendliche aus
alkoholbelasteten
Familien. Stand der
Forschung,
Situations- und
Merkmalsanalyse,
Konsequenzen.
Regensburg: S.
Roderer Verlag
(Schriftenreihe
Angewandte
Suchtforschung,
Bd.1)
ISBN 3-89783-522-3

der von alkoholabhängigen Eltern erhöht haben. Ohne jene deutlichen Akzentsetzungen wäre das Engagement des Bundesministeriums für Gesundheit und Soziale Sicherung (BMGS) wohl kaum zu erklären, das im Dezember 2003 die inter-disziplinäre Fachtagung „*Familiengeheimnisse – wenn Eltern suchtkrank sind und die Kinder leiden*“ durchgeführt und seit 2001 die mehrjährige Studie des Autors finanziert hat.

Der rund 200-seitige Endbericht, um den es hier geht, wurde als erster Band der neuen – vom Autor selbst herausgegebenen – Reihe „*Angewandte Suchtforschung*“ publiziert. Er stellt die autorisierte Variante des Projektabschlussberichts dar, worauf sowohl seine systematische Struktur als auch die z.T. exklusiv wirkende (medizinische) Terminologie hindeuten. Die ihm zugrunde liegende Studie war vom Design her auf eine *wichtige Innovation* angelegt: die fragliche Population der Minderjährigen, die aus dem „Dunkelfeld“ des staatlich geschützten privaten Familienlebens zu ermitteln war, sollte – erstmals in Deutschland (!) – aus der Gesamtheit der geschätzten 2,65 Millionen Betroffenen (zwischen 11 und 18 Jahren) durch systematisches „*Screening*“ in einschlägigen Sekundarschulen als „*Community-Stichprobe*“ gewonnen werden und nicht – wie sonst üblich – durch Rückfragen bei einschlägigen Einrichtungen des Alkoholzugs, in denen ein Elternteil behandelt wurde. Die gewählte Stichprobe betraf rund 4.000 minderjährige SchülerInnen der Klassen 6-9 aus Sekundarschulen (und Heimen) des Landes NRW (und einigen Schulen Bayerns). Nur anhand ihrer eigenen Antworten auf die vom Projektleiter vorgelegte Testbatterie, die sie in einigen Schulstunden ausgefüllt haben, sind sie gezielt als „Kinder von Alkoholikern“ ermittelt und dann für die eigentlichen Interviews (über 34 relevante Themenbereiche) als Befragte gewonnen worden.

Von den ursprünglich in die Erhebung einbezogenen Schülern und Schülerinnen blieben aufgrund dieser auf *Selbstidentifikation* zielenden Auswahl letztlich nur 251 Kinder von Alkoholikereltern übrig. Quantitativ betrachtet, stellen innerhalb dieser Gruppe die Kinder von „*unbehandelten*“ alkoholkranken Vätern und/oder Müttern das Gros der Betroffenen und zugleich die Gruppe mit dem höchsten Entwicklungsrisiko dar. Diese Gruppe steht im Fokus der theoretischen und pädagogischen Aufmerksamkeit der Studie. Denn die systematische Identifizierung und praktische Erreichbarkeit solcher KvA war bislang eine *Zugangsbarriere* für die Suchtforschung, da die Betroffenen manche Beschönigungs- und Leugnungsstrategie des Alkoholmissbrauchs ihrer Väter und/oder Mütter – zum Schutz des eigenen Familiensystems – anzuwenden pflegten und nur schwer ausfindig zu machen waren. Auch in der vorliegenden Studie konnte die Zuweisung der Befragten in die richtige Untergruppe meist erst „*post hoc*“, d.h. nach der Durchführung der (2- bis 6-stündigen) Interviews erfolgen.

Umso mehr beeindruckt die Fülle und Differenziertheit der Datenanalyse, die der Bericht in Bezug auf die KvA-Gruppe mit „*unbehandelten*“ Eltern im Vergleich zu ihren Kontrollgruppen (a) der gleichaltrigen Kinder von (medizinisch) „behandelten“ Alkoholikereltern sowie (b) von Nichtalkoholiker-Elternhäusern ausbreitet. Die empirische Basis der gezogenen Vergleiche ist allerdings für weitergehende statistische Schlussfolgerungen nicht groß genug und überdies regional begrenzt. Insofern können die Daten letztlich nur der Hypo-

thesengewinnung für künftige, qualitativ vertiefende oder längsschnittlich erweiterte Erhebungen dienen.

Die systematisch „gescreente“ Untersuchungspopulation (im Durchschnittsalter von 13,7 Jahren) weist neben dem Hauptkriterium der *nicht behandelten* elterlichen Alkoholsucht die Besonderheit auf, dass sie zu 2/3 aus *weiblichen* Jugendlichen bestand. Diese hatten überwiegend *Väter*, die alkoholstüchtig und meist auch arbeitslos waren. Die befragten Mädchen gaben an, unter affektiven und expressiven Störungen zu leiden und identifizierten sich stark mit ihren „co-abhängigen“ Müttern, deren Situation sie zu verbessern und abzustützen suchten. Grosse Hilflosigkeit, gepaart mit Kontrollverlust und Schuldgefühlen, haben bei ihnen zum Grundgefühl des fehlenden Selbstwerts und des Ausgeliefertseins an ein „fremdbestimmtes“ Familienleben geführt. Als besonders nachteilig erwiesen sich vor allem „co-morbide“, d.h. neben dem Alkoholismus mit weiteren Krankheiten belastete Familienverhältnisse.

Zusammenfassend konstatiert Klein klipp und klar, „dass die KvA-Familie die adäquate psychosoziale Entwicklung ihrer einzelnen Mitglieder nicht garantieren“ könne, da sie zu wenig Sicherheit und Autonomie für jeden Einzelnen bereit halte und die überfälligen suchtbetragenen Veränderungen nur mühsam bewältige (S.166). Diese Aussage bezieht sich nicht nur auf die Kinder, sondern auch auf die suchtbetragten Eltern. In der vorliegenden Studie sind diese Mütter und Väter allerdings (aus finanziellen Gründen) leider *nicht befragt* worden, obwohl dies eigentlich vorgesehen war und auch systematisch erforderlich gewesen wäre.

Denn gerade die *co-abhängigen Mütter* sind eine extrem belastete und von der deutschen Familien- und Gesundheitsforschung vernachlässigte Problemgruppe. Sie haben die alkoholbedingten Kontrollverluste des Ehemannes und Vaters nicht nur zu kompensieren, sondern ihren Kindern auch eine gewisse erzieherische Stabilität zu bieten. Die Tatsache, dass die meisten dieser Mütter selbst erwachsene Kinder von „unbehandelten“ Alkoholikern, d.h. aus ihrer eigenen Kindheit einschlägig vorgeschädigt sind, ist zwar aus den bestürzenden Selbstzeugnissen der „*Adult Children of Alcoholics*“ (*ACoA*) in den USA schon lange bekannt, doch in Deutschland noch immer nicht als grundlegendes Faktum akzeptiert. Die irritierende soziale *Weitervererbung bzw. Transmission* der Alkoholsucht, die seit langem – auch in Form von Familienromanen und -dramen – dokumentiert ist, hat nicht nur die Abhängigen selbst zum Opfer, sondern auch deren co-abhängige PartnerInnen, die sich mit ihnen symbiotisch verstricken, weil sie sich zutrauen, das suchtbetragte Familienchaos kontrollieren zu können, von dem sie schon als Kinder in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

Bei dem genannten Problemkomplex geht es also letztlich um die Erschließung und Durchbrechung des gefährlichen „*circulus vitiosus*“ der Alkoholsucht, der alle in ihn einbezogenen Mitglieder – gleich welchen Alters und welchen Geschlechts – emotional, psychisch und physisch ausbeutet und potentiell ruiniert. Um ihn weiter zu entschlüsseln, sind – gemäß Klein – nicht nur mehr *alters- und geschlechtsspezifisch* differenzierte Studien erforderlich, sondern auch Untersuchungen, in denen die Art der (unzureichenden) Ausfüllung der Elternrollen jeweils mit dem Geschwisterstatus und Geschlecht der betroffenen Kinder in Beziehung gesetzt wird. Auf diese Weise könnten u.U. die sozialen Bedin-

gungen für die Entwicklung von psycho-sozialen Resilienzfaktoren in der kindlichen Entwicklung ausfindig gemacht werden.

Im Blick auf die Schwerpunktsetzungen der *präventiven öffentlichen Gesundheitsvorsorge* in Deutschland weist der Autor nachdrücklich darauf hin, dass es sich bei den KvA „um die größte bekannte Risikogruppe hinsichtlich *ei-gener* Suchtgefährdung“ handle, d.h. keinesfalls um eine „zu vernachlässigende Kleingruppe“ (S.186). Die Öffentlichkeitsarbeit zum Thema „*Sucht und Familie*“ müsse daher erheblich verstärkt werden. Nur durch eine intensive Sensibilisierung der Institutionen und kontinuierliche Weiterbildung der MitarbeiterInnen der Familien- und Jugendhilfe (in Kooperation mit der bestehenden Suchthilfe) sei die „Etablierung und Akzeptanz frühinterventiver Maßnahmen zum Wohle von Kindern von Alkoholikern und ihren Familien“ überhaupt erzielbar (S.187). Überfällig sei hier vor allem die Errichtung spezifischer Fach- und Koordinationsstellen.

Klein selbst hat im Rahmen seines „Forschungsschwerpunkts Sucht“ an der Katholischen Fachhochschule NRW unter der Internetadresse www.kidkit.de interaktive Angebote für Kinder von Suchtkranken platziert. Auf diese neue Methode des „e-counseling“ setzt er große Hoffnungen, da sie mittels Selbsthilfe auch noch im „Dunkelfeld“ zu funktionieren vermag. Auf jeden Fall aber sei es erforderlich und wünschenswert, ein entsprechendes „Basisprogramm“ für die betroffenen Kinder und Jugendlichen „bundesweit vorzuhalten und anzubieten“ (S.200).

Fazit: Die genannte Studie verdient es durchaus, aufgrund ihres innovativen methodischen Ansatzes und der Fülle der empirisch gewonnenen Hypothesen und aus ihnen abgeleiteten Empfehlungen in der breiteren Öffentlichkeit eine angemessene Resonanz zu finden. Angesichts der Akribie, mit der die Untersuchung durchgeführt wurde und des Engagements, mit dem die gewonnenen Daten dargestellt und auf ihre Praxisrelevanz evaluiert werden, wirkt ihre „Abgeschlossenheit“ aber leider wie ein Handicap. Der Text erschließt sich fachfremden LeserInnen nur mühsam, weil er zu viel fachliches und sprachliches Know-How aus der Suchtforschung voraussetzt. Die in dem Buch präsentierten und diskutierten Daten und Empfehlungen hätten es aber verdient, eine breitere Öffentlichkeit in Deutschland – insbesondere die verdeckte Gruppe der „erwachsenen Kinder von Alkoholikern“ (EKvA) – zu erreichen und ggf. für gezielte Interventionsmaßnahmen zu mobilisieren. Eine sprachlich eingängigere und sachlich anschaulichere Präsentation, in der z.B. neben den statistischen Auswertungen auch emotional „fesselnde“ Aussagen der jungen Befragten wiedergegeben würden, könnte m.E. einen solchen Brückenschlag zur Öffentlichkeit besser leisten als das trotz allem Engagement etwas distanziert wirkende Buch.

Heinz Reinders: Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen.

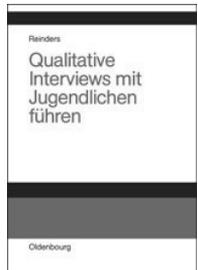
Dagmar Hoffmann



Dr. Dagmar Hoffmann,
Hochschule für Film
und Fernsehen,
Potsdam-Babelsberg

Methodenlehrbücher gelten allgemein als wichtig und notwendig – was sie in der Regel auch sind, aber meist eben auch als anstrengend und langweilig. Bei dem vorliegenden Buch ist Letzteres absolut nicht der Fall. Auf unterhaltsame Weise wird von Heinz *Reinders* der Versuch unternommen, vor allem Studierenden den Spaß und die Freude an der qualitativen Forschung zu vermitteln. *Reinders* Begeisterung für seine Arbeit ist ehrlich und glaubwürdig, weshalb mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden kann, dass der Autor auch das erreichen wird, was er sich zum Ziel gesetzt hat: Forschende in ihrem Vorhaben nicht nur zu motivieren und zu unterstützen, sondern auch dafür zu sorgen, dass sie sich adäquat auf die Zielgruppe der Jugendlichen einlassen und dass ihre Interviews den wesentlichen sozialwissenschaftlichen Qualitätskriterien gerecht werden können. Mit Erklärungen und Anekdoten, mit vielen Beispielen aus seiner langjährigen Forschungspraxis, mit Schaukästen, die Hintergrundinformationen, Merksätze und Empfehlungen für weiterführende Literatur liefern, und nicht zuletzt mit Witz und Humor wird der Leser mit der Forschungsmethode der qualitativen Interviews und deren Anwendung vertraut gemacht. Wertvoll und hilfreich zum strukturierten (bzw. zeitökonomischen) Lesen des Buches sind die am Ende eines jeden Unterkapitels zuverlässig dargestellten Zusammenfassungen. Obwohl das Buch gut gegliedert und strukturiert ist, wünscht man sich allerdings das für Methodenlehrbücher obligatorische Schlagwortregister am Ende des Buches. Abgesehen von dieser vielleicht etwas kleinlich anmutenden Kritik hat *Reinders* einen sehr ausführlichen und komplexen Leitfaden zur Durchführung qualitativer Interviews verfasst, welcher in der Form sicherlich seinesgleichen erst finden muss.

Das Buch gliedert sich in vier Teile: Nach Vorwort (Kap.1) und Einleitung (Kap.2) werden im ersten inhaltlich bedeutsamen Kapitel (3.) auf 49 Seiten die Grundlagen qualitativer Forschung komprimiert beschrieben. Der Autor verweist auf den theoretisch-methodologischen Bezugsrahmen, der der heutigen qualitativen Forschung zugrunde liegt, wobei er sich im Wesentlichen auf das Paradigma des Symbolischen Interaktionismus in der Tradition von George H. *Mead* und Herbert *Blumer* bezieht. Folgt man dieser soziologischen Perspektive,



Heinz Reinders
2005. Qualitative
Interviews mit
Jugendlichen
führen. Ein
Leitfaden. München
und Wien:
R. Oldenbourg,
287 Seiten, 29,80 €,
ISBN 3-498-5737-5

so ergeben sich daraus folgende Maximen für die Forschungspraxis: 1. die Offenheit gegenüber Unerwartetem; 2. das prozesshafte Erfassen veränderbarer Konstruktionen von sozialer Realität und 3. die funktionale Kommunikation zwischen Interviewer und Interviewtem. Im Weiteren wird dem Forschungsinteressierten der Ablauf des Forschungsprozesses erklärt mit dem Hinweis, dass qualitative Forschung sich kaum verbindlich planen lässt und selten linear verläuft. Dennoch ist ein Forschungsdesign nützlich, das die zur Verfügung stehenden personalen und finanziellen Ressourcen eruiert und Stichprobe, Erhebungsmethode, Zeitrahmen und Auswertungsmethode festschreibt. Beispielhafte Fragestellungen und Studien qualitativer Jugendforschung, die *Reinders* (mit-) initiiert hat, werden im darauf folgenden Kapitel (4.) vorgestellt. Grob gefasst geht es um sehr verschiedene Entwicklungsbereiche von Jugendlichen z.B. um deren Sozialraumnutzung, Arbeits- und Zukunftsorientierung, des Weiteren um das jugendtypische Aushandeln von Entwicklungsnormen. Zudem hat sich *Reinders* mit der Leistungsorientierung und Lernmotivation von Jugendlichen beschäftigt sowie mit den Besonderheiten interethnischer Freundschaften im Jugendalter.

Auf den nächsten 85 Seiten (Kap. 5) wird dem Forschungsinteressierten nun sehr detailliert die Organisation des Forschungsprozesses mit allen – auch den kleinsten – Planungsschritten geschildert. Da die Entscheidung darüber, welche Form von Interview man durchführen möchte, unabdingbar ist, kommt auch *Reinders* nicht umhin, zunächst die Grundprinzipien aller bekannten Interviewvarianten zu erklären. Er konzentriert sich besonders auf das narrative, das fokussierte und das problemzentrierte Interview. Den verschiedenen Verfahren zur Stichprobenziehung mit allen Vor- und Nachteilen räumt er viel Platz ein. Nicht zuletzt gehört zur Planungsphase auch die Erstellung des Interview-Leitfadens, der im Prinzip phasenspezifisch (Einstieg, Warm-Up, Sondierung, Ad-hoc-Fragen, Ausklang) und in sich logisch aufgebaut sein sollte, aber mit dem auch je nach den Erfordernissen in der jeweiligen Interviewsituation flexibel umgegangen werden sollte. Da die Planungsphase dem Autor offensichtlich sehr wichtig ist, werden sämtliche Optionen und Eventualitäten für die Interviewsituation theoretisch durchgespielt, wobei die soziale Rolle und Position des Forschenden hier nicht weiter diskutiert wird. So bleibt zunächst offen, welche Bedeutung Alter, Geschlecht und Bildung sowie auch der jeweilige Habitus des Interviewers im Hinblick auf die Kommunikation und Interaktion mit dem Interviewpartner haben kann. Zwar lässt sich Alter und Geschlecht des Interviewers weder ändern noch leugnen, aber es ist erwiesen, dass diese Faktoren bei bestimmten Fragestellungen das Antwortverhalten der jungen Interviewpartner maßgeblich beeinflussen können z.B. wenn es um Themen wie Liebe und Sexualität geht. Auf diese Problematik geht der Autor erst im Kapitel zur Durchführungsphase (6.) ein, wo er auf die Asymmetrie der Gesprächspartner hinweist und retrospektiv geschlechtliche Kombinationen vor allem im Hinblick auf die Interviewlänge und Informationsdichte bewertet. Insgesamt etwas zu kurz kommt die Betonung der Notwendigkeit einer Introspektion (Selbstbeobachtung und -beschreibung) des Interviewers, die immer sinnvoll ist und im Nachhinein oftmals Aufschluss darüber gibt, warum ein Interview erfolgreich oder wenig ertragreich verlaufen ist. Ansonsten verweist *Reinders* bei der Beschreibung der

Durchführungsphase auf alle möglichen Risiken, die das Interview schmälern können, wobei nicht zu unrecht die Befürchtung besteht (S. 246), dass dies Forschende eventuell in ihrem Vorhaben entmutigen könnte, was eigentlich nicht seine Absicht ist. Erfahrungsgemäß wollen Studierende immer den Idealfall beschrieben haben, doch hier werden ihnen auch in aller Deutlichkeit die Grenzen und Probleme eines qualitativen Interviews aufgezeigt. Das Buch endet mit praktischen Tipps für die Transkription des Interviews, wobei der Leser mit der Auswertung des transkribierten Materials leider allein gelassen wird bzw. sich dazu woanders schlau machen muss. Den Verzicht auf ein Kapitel zur Auswertung begründet *Reinders* damit, dass die Auswertung von Interviews mit Jugendlichen sich kaum von der mit anderen Bevölkerungsgruppen unterscheiden wird.

Insgesamt besteht der Eindruck, dass das vorliegende Werk vor allem aufgrund seiner Ansprache genau die Leserschaft erreichen wird, die der Autor auch ansprechen will, nämlich Studierende, Diplomanden oder Forschungsinteressierte, die bislang keine Erfahrungen auf dem Gebiet der qualitativen Interviews haben. Langjährig qualitativ Forschende, die universitär in die Lehre eingebunden sind, werden für den Leitfaden dankbar sein, den sie jedem Interessierten getrost als Einführungslektüre empfehlen können. Sie werden sich bei dem ein oder anderen von den unzähligen Beispielen an ihre eigene Arbeit erinnert fühlen. Ihnen dient das Buch also eher zur unterhaltenden Selbstreflexion und weniger zur entscheidenden, neuen Erkenntnisgewinnung.

Die Autoren dieser Ausgabe